



DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

Geschlechtergerechte Sprache –
der ORF und sprachliche Gleichbehandlung anhand der
Sendung „konkret – das ServiceMagazin“

Verfasserin

Leyla Movahedi

angestrebter akademischer Grad

Magistra der Philosophie (Mag. phil.)

Wien, im Juni 2009

Studienkennzahl lt. Studienblatt: A 301 315

Studienrichtung lt. Studienblatt: Publizistik- und Kommunikationswissenschaft

Betreuerin: Ass. Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ Johanna Dorer

Inhaltsverzeichnis

1. Vorwort	7
2. Einleitung	8
3. Sprache und Realität	9
4. Traditionen des Geschlechterdiskurses	12
5. Die Entwicklung der feministischen Sprachsystem- und Sprachgebrauchsanalyse	14
5.1. Die Defizitkonzeption	17
5.2. Die Differenzkonzeption	19
5.3. Konzeptionen der radikalen Dekonstruktion	20
6. Analysen und empirische Befunde	21
6.1. Das Sprachsystem	21
6.1.1. Das Genussystem	21
6.1.2. Personenbezeichnungen	22
6.1.2.1. Das generische Maskulinum	24
6.1.2.2. Alternativen zum generischen Maskulinum	29
6.1.2.2.1. Die Fußnote	29
6.1.2.2.2. Neutralformen	29
6.1.2.2.3. Die Beidnennung	30
6.1.2.2.4. Das Binnen-I	30
6.1.2.2.5. Feminisierung: Das generische Femininum	32
6.1.2.3. Motion	33
6.1.3. Das Lexikon	34
6.1.4. Syntax und Semantik	34
6.2. Der Sprachgebrauch	36
6.2.1. Phonologie	36
6.2.2. Syntax	37
6.2.3. Semantik	37
6.2.3.1. Wortschatz	37
6.2.3.2. Personenbezeichnungen	38
6.2.4. Interpersonelle Kommunikation	41
6.2.4.1. Redemenge	42
6.2.4.2. Unterbrechungsverhalten	44

6.2.4.3. Gesprächsarbeit	46
6.2.4.4. Kommunikative Orientierungen	47
6.2.5. Sprache in Medien und anderen Institutionen	53
6.2.5.1. Fernsehdiskussionen und Moderationen	53
6.2.5.2. Rechtssprache	54
6.2.5.3. Schule	58
6.2.5.4. Geschlechterdarstellungen in den Medien	60
6.3. Resümee	60
7. Gender Mainstreaming	61
8. Leitfäden – ein Überblick	64
8.1. Trömel-Plötz, Senta/Guentherodt, Ingrid/ Hellinger, Marlis/Pusch, Luise F. (1982): Richtlinien zur Vermeidung sexistischen Sprachgebrauchs.	64
8.2. Wodak, Ruth/Feistritz, Gert/ Moosmüller, Sylvia/Doleschal, Ursula (1987): Sprachliche Gleichbehandlung von Frau und Mann. Linguistische Empfehlungen zur sprachlichen Gleichbehandlung von Frau und Mann im öffentlichen Bereich.	67
8.3. Hellinger, Marlis/Bierbach, Christine (1993): Eine Sprache für beide Geschlechter. Richtlinien für einen nicht-sexistischen Sprachgebrauch.	71
8.4. Guentherodt, Ingrid (1993): Praktische Erläuterungen und Beispiele zur deutschen Rechtssprache.	75
8.5. Kargl, Maria/Wetschanow, Karin/ Wodak, Ruth/Perle, Néla (1997): Kreatives Formulieren. Anleitungen zu geschlechtergerechtem Sprachgebrauch.	78
8.6. Funk, Sabine/Geiger, Brigitte (2002): Gewalt an Frauen. Ein Leitfaden für sensible Berichterstattung in den Printmedien. Teil 1: Gewalt an Frauen als Medienthema. Hinweise für die journalistische Praxis. Teil 2: Realität und mediale Vermittlung. Vertiefende Hinweise zu den Themen Gewalt in der Beziehung und in der Familie – sexuelle Gewalt gegen Frauen und Mädchen – Frauenhandel.	87

8.7. Resümee	93
9. Forschungsdesign	97
10. Der ORF und geschlechtergerechte Sprache	105
10.1. Leitfaden-Interview mit Dr. ⁱⁿ Monika Rupp, Gleichstellungsbeauftragte des ORF	105
10.2. Leitfaden für sprachliche Gleichbehandlung für den internen Gebrauch im ORF	112
10.3. konkret – das ServiceMagazin	114
10.3.1. Beschreibung der einzelnen Sendungselemente von „konkret“	114
10.3.2. Beispiele aus den aufgezeichneten Sendungen	126
10.3.3. Ergebnisse der Untersuchung und Empfehlungen für „konkret“	157
10.3.4. Sprachliche Gleichbehandlung von Frauen und Männern – ein Leitfaden zu geschlechtergerechter Sprache für die Redaktion von „konkret“	177
11. Zusammenfassung und Schlussbemerkungen	178
12. Quellenverzeichnis	193
12.1. Literatur	193
12.2. Internet	198
12.3. Fernsehsendungen „konkret – das ServiceMagazin“	199
13. Anhang	200
13.1. Leitfaden für das Interview mit der Gleichstellungsbeauftragten Dr. ⁱⁿ Monika Rupp	200
13.2. Sprachliche Gleichbehandlung von Frauen und Männern – ein Leitfaden zu geschlechtergerechter Sprache für die Redaktion von „konkret“	200
13.3. Abstract (Zusammenfassung)	239
13.4. Lebenslauf	241

1. Vorwort

In meiner Schulzeit erinnere ich mich, im Zuge des Erlernens französischer Grammatik nicht annehmen zu wollen, dass auf eine gemischtgeschlechtliche Gruppe immer mit dem maskulinen Personalpronomen der 3. Person Plural „ils“ referiert wird. Dass „elles“ nur rein weibliche Individuen bezeichnen kann, fand ich nicht akzeptabel. Ich fragte bei meiner völlig verständnislosen Lehrerin nach, wie das mit dem Mengenverhältnis genau gemeint sei. Sicher würden doch 20 Frauen plus ein sich zufällig verirrender Mann als „elles“ bezeichnet werden? Die Verneinung dieser Frage empfand ich als große Ungerechtigkeit. Ähnlich wie beim Verdünnen einer Flüssigkeit, müsste doch die in der Grammatik bevorzugte Maskulinität irgendwann durch die zugefügte Quantität an femininen Bestandteilen so geringfügig klein und unbedeutend werden, dass das Recht zu benennen auf weiblicher Seite den „elles“ zugesprochen werden würde. Was mir natürlich nicht auffiel war, dass meine eigene Sprache in der 3. Person Plural zwar auf alle drei Genera unparteiisch mit „sie“ referiert, aber dass das Deutsche genauso wie das Französische generell den Männern den Vorzug vor den Frauen gibt. Rund 15 Jahre später lese ich folgende Passage bei Luise F. Pusch, die meine damalige vage Vermutung, dass hier etwas nicht mit rechten Dingen zugehen könne, in Worte fasst:

„Da bereits **ein** Knabe mittels seiner Allergie beliebig viele Mädchen sprachlich ausschalten kann, kann frau sich leicht ausrechnen, was die männliche Hälfte der Bevölkerung gegen die weibliche ausrichten kann.“ (Pusch 1984: 11/Hervorheb. i. O).

Unsere soziale Identität ist in der jeweiligen Sprachgemeinschaft verortet. Kritik an unserer Sprache nehmen wir oft persönlich, wir reagieren empfindlich und verteidigen sie, als ob sie ein Teil von uns wäre, wie eine persönliche Eigenschaft oder Gewohnheit. Dazu nochmals die großartige Luise F. Pusch:

„Sprache wird uns im Kindesalter einverleibt etwa nach dem Motto: ‚Was auf den Tisch kommt, wird gegessen.‘“ (Pusch 1984: 10)

Sprache ist aber eine gesellschaftliche Bedingung, die uns die gegenseitige Verständigung ermöglicht und unsere Wahrnehmung prägt. Sie sollte auf uns alle in gleichen Maßen Rücksicht nehmen. Das Thema dieser Diplomarbeit ist geschlechtergerechte Sprache. Somit versteht sich von selbst, dass ich meine Arbeit nach diesen Kriterien verfasst habe. Hauptsächlich habe ich das Binnen-I für Personenbezeichnungen verwendet (bei

Beugungen der Stammform habe ich zugunsten des Femininums entschieden, also z.B. Ärztin – Arzt = ÄrztInnen), aber auch Neutralformen und Umformulierungen sind zum Einsatz gekommen. Die verwendeten Texte der WissenschaftlerInnen habe ich nicht verändert. Die Generalklausel mittels Fußnote – die sich am Anfang anderer Diplomarbeiten öfters findet – in der das generische Maskulinum als Frauen einschließend deklariert wird, ist grundsätzlich abzulehnen. Durch sie wird ausgesagt, dass zwar erkannt wurde, dass es hier offensichtlich ein Problem gibt, der Wille zur Lösung wird aber nicht aufgebracht.

2. Einleitung

Sprache ist unser wichtigstes Mittel für die Kommunikation, gleichzeitig gestaltet sie unser Bewusstsein, unsere Sicht von der Welt mit. Sprache verändert sich ständig. Manche Wörter verschwinden: Heute werde ich nur mehr äußerst selten als „Fräulein“ angesprochen (eine Personenbezeichnung, die auf den niedrigeren gesellschaftlichen Status unverheirateter Frauen hinweisen soll). Andere sind längst sprachliches Allgemeingut, obwohl sie vor 30 Jahren noch völlig exotisch klangen: Geschäftsfrau, Kamerafrau, Obfrau, Ministerin, Präsidentin. Sprache reflektiert gesellschaftliche Strukturen. Auch mein eigenes Sprachverhalten hat sich im Laufe der letzten Monate merklich entwickelt: Nachdem ich am Anfang meiner Arbeit die traditionell androzentrische Reihenfolge Mann vor Frau im Falle einer Beidnennung immer im Nachhinein ausbessern musste, habe ich jetzt schon automatisiert, dass es „Frauen vor Männern“ heißen soll. Meine Wahrnehmung hat sich durch diese Diplomarbeit stark verändert, ich bin mir verschiedener sprachlicher Mechanismen bewusst geworden.

Die Forderung nach sprachlicher Gleichbehandlung ist als Teilaspekt der Forderung nach Gleichbehandlung der Geschlechter zu sehen: Kritik an bestimmten Lebensverhältnissen wirkt sich auch auf die Sprache aus. Im Zuge der Gleichberechtigung hat sich die Rolle der Frau in der Gesellschaft gewandelt, Frauen haben Anteil am öffentlichen Leben und üben Berufe aus, aus denen sie lange Zeit ausgeschlossen waren. Viel zu lange wurden Frauen auch sprachlich diskriminiert und ausschließlich in Abhängigkeit von Männern dargestellt oder gänzlich unsichtbar gemacht. Durch die patriarchale Ausrede, Frauen seien mit dem generischen Maskulinum sowieso mitgemeint, wurden sie ruhig gestellt und ihren Bedürfnissen nach positiven Identifikationsfiguren wurde weiterhin keine Beachtung geschenkt. Die Forderung nach geschlechtergerechter Sprache wird nicht nur ignoriert oder als lächerlich abgetan, sie wird auch vehement kritisiert und zurückgewiesen. Das geschieht entweder aus Angst, oder aus Unwissen. Meist kommt diese Kritik aus Reihen, die sprachliche Richtlinien für eine geschlechtergerechte Sprache

genauso ablehnen wie die Verbesserung der sozialen Realität für Frauen, sie ist also ideologisch motiviert. Wenn es so unwichtig und lachhaft ist, gleiche sprachliche Rechte für Frauen einzufordern, warum wird dann so viel Zeit und Wut für die Abwehr aufgewendet, warum wird die Bedrohung als so groß gesehen? Vielleicht weil auch die am wenigsten fundierten Kritiker insgeheim wissen, dass sie in der privilegierten Position sind: „Alles soll so bleiben wie es ist, und wenn sich etwas ändert, dann sicher nicht, weil irgendwelche wild gewordenen Emanzen die herrliche Sprache unserer Vorväter verstümmeln wollen.“ So manifestiert sich also die Angst vor geschlechtergerechter Sprache. Das Unwissen kann durch Information vermindert werden: Zu einem kleinen Teil zum Beispiel durch die Lektüre meiner Arbeit. Wenigstens in meinem näheren Umfeld hat sich diese Diplomarbeit schon amortisiert.

Diese Diplomarbeit basiert auf einem theoretischen Teil, der die Hintergründe für die Forderung nach geschlechtergerechter Sprache im Diskurs der feministischen Linguistik verortet. Anschließend werden bestehende Leitfäden vorgestellt und kommentiert. Die empirische Untersuchung beschäftigt sich mit der Haltung des ORF zu geschlechtergerechter Sprache bzw. sprachlicher Gleichbehandlung, zu diesem Zweck wurde Dr.ⁱⁿ Monika Rupp, Gleichstellungsbeauftragte des ORF, interviewt. Anhand der Sendung „konkret – das ServiceMagazin“ wird ein Produkt des ORF im Hinblick auf die einzelnen Strategien von geschlechtergerechter Sprache untersucht. Für die Redaktion von „konkret“ ergeben sich daraus Empfehlungen, außerdem habe ich einen eigenen Leitfaden zusammengestellt, der auf dem theoretischen Teil meiner Arbeit basiert und der in der Redaktion verteilt wird.

3. Sprache und Realität

Die Sprache ist ein Zeichensystem, das die Realität symbolisch erfassbar und zwischenmenschlich kommunizierbar macht.

Ulrich Steinmüller hebt den Vorteil hervor, dass Sprache als Ausdruck geistiger Tätigkeit ermöglicht, zeit- und situationsunabhängig zu agieren. Adam Schaff betont die Verallgemeinerungsfunktion des Wortes (Steinmüller 1977, Schaff 1968, zit. n. Burkart 1998: 87).

Der Symbolische Interaktionismus ist eine auf George Herbert Mead zurückgehende Theorie. Es wird davon ausgegangen, dass neben der natürlichen Umwelt eine symbolische geschaffen worden ist. Diese symbolische Umgebung ist aber kein genaues Abbild der Realität, sie ist eher eine Art Filter, durch das die Betrachtung der Welt strukturiert wird und durch das sie für uns verfügbar gemacht wird. (vgl. Burkart 1998: 92). Dabei ist auf zwei „semantische Grundpostulate“ zu verweisen, die auf Alfred Korzybski

zurückgehen: das Postulat der Nicht-Identität (das Wort ist nicht die bezeichnete Sache) und das Postulat der Unvollständigkeit (das Wort repräsentiert die Sache nicht vollständig) (Schaff 1968, zit. n. Burkart 1998: 92).

Ein sprachliches Zeichen kann als ein Zeichen psychischer Natur aufgefasst werden: es verbindet nicht eine Sache und einen Namen, sondern gedankliche Vorstellungen (einen „Begriff“) von einer Sache mit einem Lautbild, wie Heidrun Pelz de Saussures Zeichenmodell zusammenfasst (Pelz 1975, zit. n. Burkart 1998: 93).

Sprache bildet die Realität also nicht ab, sondern sie rekonstruiert sie, eine symbolische Umwelt wird von den Menschen geschaffen. Daher kann angenommen werden, dass Symbole und ihre zugeordnete Bedeutung nicht einfach zufällig entstehen, „vielmehr ist die Art und Weise, wie die natürliche Umwelt mit Hilfe eines Symbolsystems rekonstruiert wird, immer von der Qualität der Auseinandersetzung der Menschen mit ihrer Umwelt beeinflusst.“ (Burkart 1998: 93/Hervorheb. i. O.)

Im Hinblick auf die verschiedenen Bedürfnisse ergeben sich unterschiedliche Ausprägungen, wie z.B. haben die Inuit viel differenziertere Möglichkeiten, Schnee zu beschreiben. Das würde bedeuten, dass unterschiedliche Kulturen nicht nur andere Sprachen ausbilden, sondern auch dadurch ihre Wirklichkeit unterschiedlich rekonstruieren.

Diese These ist von Edward Sapir und seinem Schüler Benjamin Lee Whorf aufgestellt und überprüft worden (vgl. Burkart 1998: 94 ff): Das linguistische Relativitätsprinzip besagt, dass verschiedene Sprachgemeinschaften die außersprachliche Realität auf verschiedene Weise erfassen, „dass nicht alle Beobachter durch die gleichen physikalischen Sachverhalte zu einem gleichen Weltbild geführt werden [...]“ (Whorf 1963, zit. nach Burkart 1998: 96). Die Muttersprache bildet die Welt in einer bestimmten Struktur ab, die das Verhältnis von Wahrnehmung und Abstraktionsvermögen der Menschen bestimmt. Sprachliche Strukturen beeinflussen Denken und Perzeption. Die Whorf-Sapir-Hypothese wird von zahlreichen feministischen TheoretikerInnen angeführt (vgl. z.B. Grabrucker 1993: 78).

Burkart nennt Fachsprachen als Beispiel für das Prinzip der linguistischen Relativität in unserem Kulturkreis (vgl. Burkart 1998: 98). Neue Erkenntnisse machen neue Begriffe erforderlich, die neuen Wortschöpfungen können aber auch in andere Lebensbereiche Einzug halten, wenn sie für den alltäglichen Gebrauch notwendig werden: z.B. bei der Anwendung von Mobiltelefonie oder Internet. Ohne die nötigen Begriffe wäre die Nutzung dieser Medien kaum möglich. Grabrucker merkt an, dass mit der Abschaffung von Strafformen auch die zugehörigen Begriffe (Hungerturm, Schuldturm, Zuchthaus, Arbeitshaus) aus dem Sprachgebrauch verschwinden (vgl. Grabrucker 1993: 79). Wieder ein Beleg dafür, dass die Beziehung zwischen Sprache und Realität wechselseitig und aktiv ist – Sprache reflektiert nicht nur, sie produziert auch Realität.

Daher kann gefolgert werden, dass gesellschaftliche Machtverhältnisse Eingang in die Sprache finden. Symptome der Unterdrückung von Frauen lassen sich überall finden, auch im Sprachsystem und in verbaler Interaktion. Patriarchale Strukturen führen zu bestimmten sprachlichen Ausprägungen, die eine Weiterführung des Geschlechterungleichgewichts auf kommunikativer Ebene bedeuten und fördern. Anders herum gedacht heißt das: Hat eine Gesellschaft andere Bedürfnisse, will sie die Machtverteilung nachhaltig beeinflussen, muss sich das auch in der Sprache niederschlagen. Sprache ist eine aktive Fähigkeit, die sich den zu ändernden Lebensverhältnissen anpassen kann und muss.

„Der feministische Anspruch, sowohl männliche Formen von Machtausübung zu unterbinden als auch einen anderen Umgang mit Macht einzuführen, macht ein genaues Wissen um die Durchsetzungsmechanismen von Macht notwendig. Die Analyse von Sprachverhalten als Indikator gesellschaftlicher Strukturen wird somit zu einer wesentlichen Quelle dieses Wissens. Umgekehrt wird erst durch die Einsicht in den wirklichkeitskonstituierenden Charakter von Sprechen der Anspruch möglich, durch sprachliche Veränderungen beziehungsweise durch ein anderes Sprachverhalten die gegenwärtig herrschenden Machtverteilungen der sozialen Wirklichkeit partiell umzustrukturieren.“ (Postl 1991: 19-20)

Gisela Schoenthal sieht feministische Sprachkritik in der „Tradition der aufklärerischen Sprachkritik des 18. Jahrhunderts, die Sprache als verbesserungswürdig, verbesserungsbedürftig und verbesserungsfähig ansieht.“ (Schoenthal 1989: 299)
Feministische Sprachkritik will Sprache ändern, Ziel ist die Gleichberechtigung der Geschlechter.

„Dahinter steht [...] eine Auffassung, die Sprache und Denken in engen Zusammenhang bringt: Sprache einerseits als Spiegel, als Ausdruck historisch gewachsenen Denkens, Sprache andererseits als Hindernis, eine sich wandelnde oder schon gewandelte Wirklichkeit wahrzunehmen, Sprache aber auch als Hilfsmittel, an dieser Wandlung mitzuwirken. Die Kritiker hingegen sehen diese Wechselwirkung von Sprache und Realität nicht [...]“ (Schoenthal 1989: 300)

Die traditionelle Linguistik will Sprache aber nur als Objekt beschreiben, woraus sich Konflikte mit der feministischen Systemlinguistik ergeben, die Sprache als verbesserungsbedürftig sieht (vgl. dazu Kapitel 5. „Die Entwicklung der feministischen Sprachsystem- und Sprachgebrauchsanalyse“).

In meiner Arbeit sind die Massenmedien Schnittstelle zwischen Sprache und Realität: Medien konstruieren für ihre RezipientInnen einen Teil der Realität. Wenn diese Realität durch geschlechtergerechte Sprache vermittelt wird, beeinflusst das die Wahrnehmung der ZuseherInnen, besonders wenn durch statushohe Personen (ModeratorInnen, ExpertInnen) kommuniziert wird.

4. Traditionen des Geschlechterdiskurses

Zwischen Geschlecht, Macht und Sprache gibt es Wechselwirkungen – Männer haben in unserer Gesellschaft mehr Macht, das äußert sich natürlich auch in der Sprache: Wie ist Sprache konstituiert, wie wird über Männer und Frauen gesprochen, wie gebrauchen Männer und Frauen Sprache? „Macht“ ist nicht nur im herkömmlichen Sinn als Form der Autorität zu verstehen, sondern auch im Sinne Foucaults als diskursive Praktik, die andere mögliche diskursive Praktiken dominiert.

Bis heute wirkt der traditionell von Ungleichheit geprägte Geschlechterdiskurs. Die natürliche Gleichheit aller Menschen betraf beispielsweise für die Philosophen der Aufklärung (wie z.B. Jean Jacques Rousseau) nur den Mann. Die verschiedenen Geschlechterrollen wurden nicht als Ergebnis sozialer Prozesse interpretiert, sondern intellektuell mit ihrer „Natürlichkeit“ argumentiert, Frauen und Männern verschiedene körperliche und geistige Fähigkeiten aufgrund ihrer biologisch verankerten Differenzen zugesprochen. Die Dichotomie emotional/weiblich/Körper versus rational/männlich/Geist ist ein grundlegendes Denkmuster unserer Gesellschaft, biologische Dispositionen werden mit psychischen verknüpft, und so schreibt man geschlechtsspezifisch unterschiedliche Eigenschaften zu. Intelligenz und die Fähigkeit zu logischem Denken wurden Frauen aberkannt, was sich in ihren sozialen Positionen widerspiegelte – kein Wahlrecht, keine Zulassung zu Universitäten, keine Möglichkeiten einem Beruf nachzugehen etc. Ein kleines Fundstück als Beispiel: Frauen wurde 1912 die Tätigkeit als Vorführerin in „Kinematographentheatern“ mit der folgenden Begründung untersagt:

„Ruhe, Geistesgegenwart und Besonnenheit zur Verhütung einer Panik beim Ausbruch eines in seinen Folgen so überaus gefährlichen Filmbrandes zu beweisen, ist eine Eigenschaft, die den weiblichen Personen erfahrungsgemäß mangelt. Im Allgemeinen gibt auch die Kleidung der weiblichen Personen vom feuerpolizeilichen Standpunkt aus zu Bedenken Anlaß.“ (PreußOVGE 75, zit. nach Grabrucker 1993: 118-119)

Auch die Naturwissenschaften bedienten sich bei der Beschreibung ihrer Forschungsobjekte der Kategorien männlich/weiblich, was bis in die griechische Antike zurückzuverfolgen ist: So lautet das griechische Wort für Natur „Physis“, was von „phyein“, „entstehen, geboren werden“ kommt. Das lateinische „natura“ geht auf das Verb „nasci“, „geboren werden“ zurück. Im antiken Griechenland stand Weiblichkeit für Vergänglichkeit und Veränderlichkeit, für den Bereich der Reproduktion. Der passiven, weiblichen Natur war der aktive, männliche Geist gegenüber gestellt (vgl. Deuber-Mankowsky 2005: 204 - 207).

Den „Zeugungsakt“ stellt man sich dementsprechend vor: Der Mann wird als aktiv an der Produktion, der Entstehung von Neuem konzipiert, die Frau ist passiv und empfängt. Luise Pusch argumentiert, dass die Bezeichnung „Samen“ für die Spermien eigentlich biologisch falsch ist. Ohne Eizelle ist die männliche Keimzelle nicht zur Reproduktion fähig, was der Begriff „Same“ aber eigentlich impliziert (Pusch 1984: 182). Hier spiegelt sich die androzentrische Wunschvorstellung wider, die den Mann als aktiven Erzeuger neuen Lebens und die Frau als passives, empfängliches „dienstbares Gefäß“ konzipiert (daher auch „Sie empfing ein Kind von ihm.“; „Er machte ihr ein Kind.“). Als naturwissenschaftlich korrektere Form schlägt Pusch „Pollen“ vor (vgl. Pusch 1990: 33).

Die Frauenforschung schließlich formuliert ein anderes Erkenntnisinteresse:

„Die ‚Theorien‘, die Frauen etwa eine besondere Irrationalität, Sanftmut und Häuslichkeit zuschrieben, galten nunmehr als männliche Legitimationsstrategien, die weniger eine Deutung als eine Rechtfertigung des jeweiligen *status quo* zum Ziel hatten. [...] In Frage gestellt wurde das ‚neutrale‘, ‚ungeschlechtliche‘ Forscher-Individuum der theoretischen und kritischen Arbeit, das zwar lange Zeit darauf bedacht war, die *universellen* menschlichen Werte der Aufklärung hervorzuheben, jedoch die *geschlechtsspezifischen* Machtverhältnisse innerhalb unserer Kultur nahezu vollständig vergessen hatte.“ (Hof 1995: 7/Hervorheb. i. O.)

Der Feminismus wies den kulturell zugesprochenen Objektstatus der Frauen zurück und formulierte eine Kritik an den herrschenden Machtstrukturen, die Frauen diskriminieren und von der Wissensproduktion ausschließen. Außerdem sollen weibliche Perspektiven Eingang in die Wissenschaft finden, das Erkenntnisinteresse war durch das politische und soziale Ungleichgewicht geprägt worden. Die patriarchale Sicht der Welt mit den universellen Vernunftidealen der Aufklärung wurde einer feministischen Wissenschaftskritik unterzogen.

Ziel dieser feministischen Praxis ist neben dem Zugang zu gesellschaftlich relevanten Diskursebenen die Beendigung der traditionellen Aufgabenteilung zwischen den Geschlechtern, die gleichzeitig das Ende der Diskriminierung der Frau bedeuten würde.

„Diese Veränderungen sind weder im Sinn einer Umkehrung der derzeitigen Geschlechterrollen noch als Auflösung jeglicher Unterschiede in Androgynität zu verstehen, sondern unter Ausschaltung der bisher funktionierenden, systematischen Abwertung des sogenannten Weiblichen als die Schaffung eines Repertoires von Wahlmöglichkeiten, die beiden Geschlechtern unter Wahrung ihrer Differenz gleichermaßen offen stehen.“ (Postl 1991: 14).

Der dekonstruktivistische Zweig des Feminismus geht allerdings einen Schritt weiter und verlangt die Auflösung der Kategorie Geschlecht.

Ein Teilgebiet dieser zu leistenden Arbeit ist die feministische Sprachforschung: „Die neue Perspektive der geschlechtsbezogenen Sprachforschung bestand in der These, dass Geschlecht in Sprache und Sprachgebrauch Reflex patriarchaler Machtverhältnisse und dieses in Forschung und Theoriebildung aufzuklären ist.“ (Klann-Delius 2005: 9).

5. Die Entwicklung der feministischen Sprachsystem- und Sprachgebrauchsanalyse¹

Schon bei Karl Kraus ist das sprachliche Ungleichgewicht Thema: Anlässlich der Wahl einer Frau in den böhmischen Landtag stellte sich das juristische Problem, ob ihr überhaupt der Einzug gewährt werden könne, da das geltende Gesetz im Maskulinum formuliert war. Dazu äußert sich Kraus im Juni 1912:

„Die Frauenrechtler mögen verzweifeln, aber es läßt sich nun einmal nicht ändern: die Sprache hält's mit dem Mann. Sie ist noch immer nicht emanzipiert. ‚Jeder‘ kann sich tatsächlich auch auf Frauen beziehen; aber das eben sollte sie in Harnisch bringen, daß die Sprache zur Bezeichnung einer Allgemeinheit das Maskulinum gewählt hat. Warum sagt sie nicht ‚Jede‘, um beide Geschlechter zu berücksichtigen? Vollends dem ‚Jedermann‘ müßte eine Sufragette die Augen auskratzen. Wenn jedermann in den Landtag gewählt werden kann, so können gewiß auch Frauen hineinkommen. Aber das erste, was sie dort tun müßten, wäre: dafür zu stimmen, daß dieses Wort aus dem Sprachschatz zurückgezogen oder daß es auf sein Geschlecht eingeschränkt und daß zur Bezeichnung eines Zustandes,

¹ Der Aufbau des 5. Kapitels orientiert sich an Klann-Delius (2005).

der ausdrücklich beide Geschlechter umfassen soll, das einzig zeitgemäße ‚jedefrau‘ eingeführt werde.“ (Kraus 1970 [1912]: 65-66)

Die feministische Sprachkritik wurde aus den USA importiert und kam Mitte der 70er in Mitteleuropa an. In den USA gibt es seit 1974 verbindliche „Guidelines“ für große Verlage (wichtig für Schulbücher) und Berufsorganisationen, die sprachliche Gleichberechtigung garantieren. Diese Maßnahmen beeinflussen natürlich die Alltagssprache und gehen in das Bewusstsein aller Menschen über; z.B. wenn LehrerInnen auf „student“ nur mit „she or he“ referieren (vgl. Trömel-Plötz 1993: 139-140).

Senta Trömel-Plötz löst mit ihrem 1978 erschienenen Aufsatz „Linguistik und Frauensprache“ (veröffentlicht in der Fachzeitschrift „Linguistische Berichte“ 57, vgl. Trömel-Plötz 2007a: 54-74) die wissenschaftliche feministische Diskussion im deutschsprachigen Raum aus: Ein Kollege fühlte sich und die Wissenschaft der Linguistik augenscheinlich massiv bedroht und antwortete in einem Gegenartikel, worauf Luise Pusch zur Verteidigung: „Der Mensch ist ein Gewohnheitstier, doch weiter kommt man ohne ihr. Eine Antwort auf Kalverkämpers Kritik an Trömel-Plötz' Artikel über ‚Linguistik und Frauensprache‘“ schrieb (vgl. Trömel-Plötz 1993: 134; Pusch 1984: 20f). Pusch, die sich auf sehr kreative und amüsante Weise der Satire als Mittel bedient, um die diskriminierenden Mechanismen der Sprache aufzuzeigen [wenn sie z.B. Außerirdische Personenreferenzen beobachten lässt (vgl. Pusch 1984: 43f) oder das Duden-Bedeutungswörterbuch als Trivialroman liest, um auf die Reproduktion sprachlicher Klischees in fiktionalen Texten hinzuweisen (vgl. Pusch 1984: 135f)], bedankt sich abschließend mit ironischem Unterton noch bei Kalverkämpfer für den Anstoß, um sich von der Sympathisantin zur Aktiven zu wandeln. Der Diskurs fand breites öffentliches Interesse, gleichzeitig brachte er den Ausschluss der beiden Wissenschaftlerinnen aus der deutschen Universität (vgl. Trömel-Plötz 2007d: 10).

1980 veröffentlichen Trömel-Plötz und Pusch gemeinsam mit Ingrid Guentherodt und Marlis Hellinger die ersten „Richtlinien zur Vermeidung sexistischen Sprachgebrauchs“ für das Deutsche (vgl. Trömel-Plötz 2007d: 10, siehe Kapitel 8.1.). Der Hauptvorwurf der etablierten Linguistik war, dass solche Forderungen dem Grundsatz der Deskriptivität widersprechen würden: Sprache und Sprachwandel seien nur zu beschreiben, ohne zu werten oder gar eingreifen zu wollen. Außerdem könne nicht die „langue“, nur die „parole“ sexistisch sein. Dem entsprechen FeministInnen entschieden: Auch das sprachliche System ist sexistisch und bildet die Grundlage für sexistischen Sprachgebrauch, was Veränderungen bedarf (vgl. Pauritsch 1987: 34-35). Gertrude Pauritsch schlussfolgert, dass es keinen „natürlichen“ oder „ungesteuerten“ Sprachwandel gibt: „Sprachgebrauch und seine Veränderung sind stets von den Interessen gesellschaftlich dominanter Personen

bzw. Gruppen gesteuert. Und in einer patriarchalischen Gesellschaft sind diese männlichen Geschlechts.“ (Pauritsch 1987: 49) Sprachwandel ist das Ergebnis einzelner Sprechhandlungen, die jede für sich als intentional zu verstehen sind (vgl. Pauritsch 1987: 50). Pusch merkt an, dass die Selbstbeschränkung der traditionellen Linguistik auf das Beschreibende auch deswegen so ernst genommen wird, „[...] weil sie etwas vom Glanz der Naturwissenschaften erben möchte.“ Kritik an naturwissenschaftlichen Phänomenen macht ja bekanntlich wenig Sinn, wohingegen Sprache aber kein „[...] Natur-, sondern ein historisch-gesellschaftliches Phänomen [...]“ ist und als solches nicht nur „[...] kritisierbar, sondern extrem kritikbedürftig [...]“ (Pusch 1984: 10/Hervorheb. i. O.).

Die feministische Linguistik wird Sprache und Geschlechterverhältnisse unter zwei Gesichtspunkten betrachten: Die feministischen Gesprächsforschung beschäftigt sich mit den geschlechtsspezifischen Unterschieden im Gesprächsverhalten – also mit dem **Sprachgebrauch** – und die feministischen Systemlinguistik mit der Analyse der Struktur von Sprachen (der Begriff wurde von Luise F. Pusch geprägt) – also mit Sprache an sich, mit dem **Sprachsystem**. Es geht der feministischen Sprachforschung aber nicht nur um reine Datenerhebung, sondern um die Kritik an Gesellschaftsstrukturen, die Forschungsergebnisse sollen Anstoß zu Veränderungen sein.

Neue Begrifflichkeiten wurden eingeführt, um zu unterstreichen, dass das Geschlechterungleichgewicht keine Sache der Natur, sondern der Kultur ist: es kommt zur Unterscheidung von sex und gender (nach Gayle Rubin), wobei „sex“ für das biologische Geschlecht steht und „gender“ die sozial erlernte, kulturell geprägte (auch variable) Dimension meint.

Der Psychoanalytiker Robert Stoller verwendet diese Ausdrücke erstmals Ende der 1960er, als er die Geschlechtsidentität von Menschen mit fehlenden oder inkongruenten sexuellen Merkmalen untersucht (vgl. Klann-Delius 2005: 8).

Die folgende Strukturierung wurde (nicht gänzlich) von Gisela Klann-Delius übernommen, die mit ihrem Buch „Sprache und Geschlecht“ ein Überblickswerk geschaffen hat, dessen Vollständigkeit den Rahmen einer Diplomarbeit sprengen würde (vgl. Klann-Delius 2005). Klann-Delius ist allerdings mit einigem Vorbehalt zu betrachten, da sie stellenweise (in ausgewiesenen Kapiteln) biologistisch argumentiert.

Die verschiedenen Erkenntnisperspektiven der feministischen Forschung wurden im Nachhinein unter den folgenden Gesichtspunkten zusammengefasst:

- 5.1. Die Defizitkonzeption
Frauen wird ein Mangel an Einfluss und Kompetenzen zugeschrieben
- 5.2. Die Differenzkonzeption
Sie unterstreicht die Unterschiede zwischen den Geschlechtern als gleichwertige Differenzen.
- 5.3. Konzeptionen der radikalen Dekonstruktion
Die Kategorie Geschlecht wird in eine historische, eine soziale und eine situativ variable Dimension aufgelöst.

(vgl. Klann-Delius 2005: 9).

5.1. Die Defizitkonzeption

WissenschaftlerInnen beschäftigten sich schon lange mit geschlechtsspezifischem Sprachverhalten, aber erst die zweite Welle der Frauenbewegung während der späten 60er ausgehend von den USA löste einen regelrechten Boom hinsichtlich dieses Forschungsbereichs aus. Das durch den Vietnamkrieg entstandene Protestklima löste eine Infragestellung gesellschaftlicher Normen und Institutionen aus, es folgte ein Bewusstwerdungsprozess für verschiedene Unterdrückungsmechanismen: Nicht nur die männlich dominierten Bereiche des öffentlichen Lebens wurden einer kritischen Betrachtung unterzogen, es fand auch eine Auseinandersetzung mit dem weiblichen Subjekt – z.B. in punkto Sexualität – statt (vgl. Postl 1991: 25). Weibliche Erfahrungen wurden nicht mehr als Einzelschicksale gesehen, sondern als kollektive Phänomene verstanden: „Nicht die Unzulänglichkeit der einzelnen Frau war länger Schuld an der Misere, sondern der unterdrückende Charakter des patriarchalischen Systems.“ (Postl 1991: 26). Beim Prozess der weiblichen Selbstfindung spielten Sprache und Sprechen eine entscheidende Rolle: „Selbstwahrnehmung und Selbstbewusstsein, Bezug zur Welt und zu den anderen, all das ist sprachlich vermittelt und somit konstitutiv für die Ausbildung einer Subjektidentität.“ (Postl 1991: 26)

Besonders zwei Linguistinnen sind in diesem Zusammenhang zu nennen, Mary Richie Key und Robin Lakoff (vgl. Gräßel 1991: 17).

Die erste Phase der feministischen Sprachsystem- und Sprachgebrauchsanalyse ist ca. zwischen 1970 und 1980 anzusiedeln. Die Forscherinnen kamen zu dem Ergebnis,

dass weiblicher Sprachgebrauch die **gesellschaftliche Machtlosigkeit** widerspiegelt (vgl. Klann-Delius 2005: 10). Das Interesse an Sprache als einem Medium geschlechtlicher Diskriminierung war erwacht, Forderungen nach einem nicht-sexistischen Sprachgebrauch wurden laut.

Robin Lakoff beschreibt in ihrem Buch „Language and women’s place“ die **Merkmale einer „Frauensprache“**. Sie stellt mehrere intuitive Thesen auf: Frauen benutzen einen bestimmten Wortschatz aufgrund ihrer spezifischen Interessen. Sie benutzen „leere“ Adjektive wie wundervoll, nett, göttlich. Aussagen werden oft als Fragen formuliert und „tag-questions“ zur Rückversicherung verwendet. Frauen schwächen ihre Aussagen öfter ab, was als Unsicherheit der Sprecherin gewertet wird. Sie verwenden Verstärkungen wie „so“; z.B. „Ich mag ihn so gerne.“ Eine überkorrekte Grammatik und übertrieben höfliche Formen nennt Lakoff als weitere Merkmale; weiters sollen Frauen durch Hervorhebungen sicherstellen, dass sie gehört werden, was sie auch durch eine variantenreichere Intonation unterstützen. Außerdem erzählen Frauen keine Witze (Lakoff 1975, zit. nach Gräßel 1991: 19). Diese weibliche Sprache ist die der Machtlosen, weibliches Gesprächsverhalten wird als defizitär charakterisiert. Nicht allein das Geschlecht ist ausschlaggebender Faktor, auch Männer können Merkmale der weiblichen Sprache aufweisen, wenngleich aber Frauen mehr dazu tendieren, weil sie weniger Machtpositionen innehaben (Lakoff 1975, zit. nach Gräßel 1991: 19-20).

Hauptkritikpunkt an Lakoff ist, dass Geschlecht eben nur eine der Variablen ist, die die Sprache beeinflussen, der gesamte soziale Kontext – Alter, Bildung, Beruf, ethnische Herkunft, etc. – der untersuchten Personen ist genauso wichtig. Und auch die spezifische Kommunikationssituation, in der das Gespräch stattgefunden hat, wirkt sich auf das Ergebnis aus (vgl. Klann-Delius 2005: 11-12). Ein enges Netz von Variablen wirkt aufeinander und müsste in seiner Gesamtheit betrachtet werden; so würde sich herausstellen, dass sich unterschiedliche Formen nicht nur aufgrund des Geschlechts, sondern des gesamten sozialen Umfelds ergeben. Gertrude Postl kritisiert an Lakoff, dass ihre Merkmale der Frauensprache nicht als das ausgewiesen werden, was sie sind: als Geschlechtsrollenstereotype (Postl 1991: 36). Candace West merkt an, dass Lakoff Zusammenhänge nicht geprüft hat, beispielsweise wie die „tag questions“ Frauen bei ihren Konversationen halfen oder sie behinderten – sie hält es nur für problematisch, weil diese Fragen *öfter* von Frauen als von Männern benutzt wurden (West 1996: 176). Dale Spender bemerkt, dass das Geschlecht der Sprechenden mehr zählt als der linguistische Stil: Verschiedene anthropologische Studien zeigen, dass Frauen in verschiedenen Kulturen unterschiedliche Redestile benutzen, aber der jeweilige Redestil der Männer immer höher bewertet wird (Spender 1980, zit. nach Trömel-Plötz 1984c: 358). Zur Kritik an Lakoff vergleiche auch Pamela Fishmans Erkenntnisse im Kapitel 6.2.4.3. „Gesprächsarbeit“.

Durch **Analysen des Sprachsystems** wird ein weiteres Defizit konstatiert: Die Sprache selbst und ihre etablierten Muster sind diskriminierend. Frauen sind in der Sprache unterrepräsentiert, was lexikalische Lücken, lexikalische Asymmetrien und auf das Männliche als Archilexem bezogene Ableitungsmuster zeigen, auch im Bereich der Personenbezeichnungen und der personalen Referenz ist ein Überwiegen der männlichen Formen festgestellt worden (vgl. Klann-Delius 2005: 12). Als Folge dieser Kritik und von Forderungen nach Veränderung entstanden sprachreformerische Vorschläge, z.B. von Luise Pusch (vgl. Pusch 1984).

Die These der „Nicht-Sichtbarkeit“ von Frauen im Sprachsystem wurde bis heute durch zahlreiche empirische Studien weiterverfolgt, während sich die theoretische und methodische Ausrichtung der Sprachgebrauchsanalyse weg von der Defizitkonzeption hin zur Differenzkonzeption orientiert hat (vgl. Klann-Delius 2005: 13).

5.2. Die Differenzkonzeption

In Abgrenzung zur Defizit- wurde die Differenz-Hypothese aufgestellt, die auch die geschlechtsspezifischen Unterschiede des Gesprächsverhaltens betont. Neu ist die positive Bewertung der weiblichen Art des Sprechens.

Senta Trömel-Plötz spricht in diesem Zusammenhang von einer Idealvorstellung von Frauensprache, die anders sei als deren defizitäre wissenschaftliche Beschreibung: „Aber für mich ist auch ein Idealbild von Frauensprache wichtig. Es ist vielleicht mehr eine Wunschvorstellung als Realität und deshalb wichtiger als alle empirischen Beobachtungen [...] Im Idealfall ist Frauensprache unterstützender Dialog, Offenheit, Kreditgeben, Akzeptieren, Verstehen [...]“ (Trömel-Plötz 2007b: 144) Frauen seien durch den gemeinsamen Kampf gegen ihre Unterdrückung vereint.

Während der männliche Stil als dominant und gesprächsbestimmend charakterisiert wird, werden dem weiblichen positive Attribute zugeschrieben: So sollen Frauen durch ihre spezifische Art des Sprechens konstruktive Gespräche überhaupt erst möglich machen. Die Defizit-Hypothese interpretierte den indirekten, weiblichen Stil als Zeichen von Unsicherheit, die Differenz-Hypothese bewertet ihn hingegen positiv im Sinne aktiver Gesprächsarbeit (vgl. Hornscheidt 2000: 282-283). Dazu Senta Trömel-Plötz:

„Als ich sagte, Frauen sprechen anders, habe ich das zunächst als Einschränkung und Inkompetenz formuliert: Frauen liefern kürzere Redebeiträge als Männer – statt zu sagen: Frauen sind nicht so selbstdarstellerisch wie Männer. Frauen lassen sich unterbrechen – statt zu sagen: Frauen lassen Unterbrechungen zu und stellen dadurch mehr Gleichheit und Autonomie her, z.B. als Ärztinnen gegenüber ihren

Patientinnen. Frauen bringen ihre Themen nicht durch – statt zu sagen: Frauen gehen auf andere ein, hören empathisch zu und können ihre Bedürfnisse suspendieren.“ (Trömel-Plötz 2007d: 18)

Ein wichtiger Schlüsselbegriff, der den Übergang von der Defizit- zur Differenzkonzeption markiert, ist der der „weiblichen Identität“. Neben der männlich dominierten Sprache wurde die Frau nicht mehr als das sprachlose, unterdrückte Opfer verstanden, sondern die Suche nach einer eigenen, weiblichen Sprechweise rückte in den Vordergrund. Es ging darum, die Sprechweise von Frauen nicht als inferior, sondern einfach als *anders* zu bewerten, was vor allem durch die Arbeit von Deborah Tannen und Senta Trömel-Plötz ermöglicht wurde. Kritisch ist zur Differenzkonzeption anzumerken, dass durch ist die binäre Ordnung der Kategorie Geschlecht unbeabsichtigt alte Zuschreibungsmuster tradiert werden können (vgl. Klann-Delius 2005: 13-14).

5.3. Konzeptionen der radikalen Dekonstruktion

Candace West und Don Zimmerman prägen 1987 den Ausdruck „doing gender“: Nach dieser Perspektive wird gender als soziale Konstruktion verstanden, (West/Zimmerman 1987, zit. nach Klann-Delius 2005: 14), „Geschlecht‘ ist keine der Interaktion vorausgesetzte Größe, sondern wird im sprachlichen Austausch in der Interaktion produziert.“ (Klann-Delius 2005: 15). Den GesprächspartnerInnen wird Verantwortung für das Produkt ihrer Interaktion zugesprochen. „Rather than conceiving of gender as an individual characteristic, we conceive of it as an emergent property of social situations: both an outcome of and rationale for various social arrangements and means of justifying one of the most fundamental divisions of society.“ (West/Fenstermaker 1995, zit. n. Klann-Delius 2005: 15)

Helga Kotthoff erweitert dieses Konzept: „Gender can be done for you.“, wenn Mitmenschen uns an unser Geschlecht erinnern, z.B. wenn Männer abfällige Bemerkungen über „unweiblich“ gekleidete Frauen machen (Kotthoff 1996: 13).

Judith Butler geht noch einen Schritt weiter: soziale Identitäten wie Geschlecht oder aber auch biologische Gegebenheiten wie der Körper werden nicht als fixe Größen verstanden, sie werden laufend durch bestimmte Handlungen konstituiert (vgl. Klann-Delius 2005: 15). Butler beschreibt gender als „the repeated stylization of the body, a set of repeated acts within a highly rigid regulatory frame that congeal over time to produce appearance of substance, of a ‚natural‘ kind of being“ (Butler 1990, zit. n. Klann-Delius 2005: 15).

Das biologische Geschlecht versteht Butler als „ein Prozess, bei dem regulierende Normen das ‚biologische Geschlecht‘ materialisieren und diese Materialisierung durch eine erzwungene ständige Wiederholung jener Normen erzielen.“ (Butler 1997, zit. n. Klann-Delius 2005: 15).

6. Analysen und empirische Befunde²

6.1. Das Sprachsystem

Frauen und Männer benutzen einerseits das Sprachsystem teilweise auf unterschiedliche Weise, andererseits weist die Struktur der Sprache selbst geschlechtsspezifische Asymmetrien auf (vgl. Klann-Delius 2005: 19).

Das Sprachsystem wurde von der feministischen Linguistik im Umfeld der Defizit-Hypothese hinsichtlich der sexistischen und diskriminierenden Strukturen kritisch analysiert.

6.1.1. Das Genussystem

Genera teilen Substantiva in verschiedene Klassen, auch grammatisches Geschlecht genannt – im Deutschen gibt es drei, in anderen Sprachen über zwanzig. Sexus steht im Gegensatz dazu für das „natürliche“ bzw. „biologische“ Geschlecht. Da schon allein die Anzahl dieser Kategorien nicht übereinstimmen muss, wäre ein direkter Zusammenhang zwischen Sexus und Genus nicht zwingend. Im Deutschen überschneiden sich allerdings schon die Bezeichnungen der beiden Kategorisierungssysteme: Die Genera heißen bekanntlich „feminin, maskulin und neutrum“. Die inhaltliche Verbindung dieser beiden Systeme wurde erst durch die Grammatikschreibung verfestigt.

In vielen Sprachen gibt es Asymmetrien im Verhältnis der Verbindung zwischen Genus und Sexus. Seitens der feministischen Linguistik wurde vor allem der Bereich der Personenreferenzen (Substantiva und Pronomina die sich auf Menschen beziehen) untersucht: Frauen und Männer haben nicht die gleichen Chancen des Gemeintseins (vgl. Hornscheidt 2000: 278).

Es gibt kein System, mit dem sich das Genus bestimmen lässt, nur in einzelnen Fällen kommt es zu Regelmäßigkeiten, die sich z.B. aus der Endung eines Wortes ablesen lassen. Ob es in der Entwicklung des Deutschen Stufen gegeben hat, auf denen die Zuordnung von Sexus und Genus systematisch war, ist umstritten, Begründungen meist spekulativer Art (vgl. Klann-Delius 2005: 20-24).

² Der Aufbau des 6. Kapitels orientiert sich an Klann-Delius (2005).

Einer der bekanntesten Befürworter für die „natürliche“ Verbindung von Genus und Sexus ist Jakob Grimm, dessen Ansichten im 19. Jhd. weite Verbreitung fanden. Er begründet z.B. die Feminina von Bäumen wie „die Birke“ oder „die Linde“ damit, dass diese Bäume sich nicht bewegen könnten, wie Frauen, die an das Haus gebunden seien. Selbst Unterschiede im Genus zwischen den Sprachen werden ähnlich erklärt: So sei die Sonne in heißen, südlichen Ländern eine Qual, deswegen „il sole“; im Norden bringt sie lang ersehnte Wärme nach den Wintermonaten, darum „die Sonne“. Dadurch wurde auch die Vorstellung der verschiedenen Wertigkeit der Geschlechter bedient: Das Maskulinum beschreibt Grimm als das „[...] lebendigste, kräftigste und ursprünglichste [...]“, während das Femininum das „[...] spätere, kleinere, weichere, stillere, das leidende, empfangende [...]“ sei (Grimm 1822-1831, zit. nach Grabrucker 1993: 137).

Der Strukturalismus von de Saussure läutete in der ersten Hälfte des 20. Jhdts. das Zeitalter der modernen Linguistik ein und räumte mit diesen romantisierenden Vorstellungen auf. Der systematische Zusammenhang zwischen Sexus und Genus wird abgelehnt, u.a. mit der Begründung, dass es für denselben Gegenstand mehrere Genuszeichen gibt; z.B. „das Auto“, „die Karre“, „der Wagen“ (vgl. Grabrucker 1993: 138-139).

Außerdem will ich noch kritisch anmerken, dass auch die Unterteilung in femininen und maskulinen Sexus ein Konstrukt und keineswegs „natürlich“ ist. Biologisch gesehen gibt es im Bereich der sexuellen Identität unzählige Variationsmöglichkeiten (Intersexualität).

6.1.2. Personenbezeichnungen

Es gibt sogenannte lexeminhärent maskuline und feminine Formen (Mutter und Vater), movierte Formen, die das Geschlecht mittels Suffix spezifizieren (die Lehrerin, der Lehrer), Substantivierungen von Adjektiven (eine/ein Arbeitslose/r) und Partizipien (eine/ein Studierende/r), geschlechtsneutrale Formen (mask. der Mensch, der Gast; fem. die Person, die Figur; neutr. das Kind, das Mitglied) und generisch maskuline Formen (der Politiker), die im Deutschen gebräuchlich sind. Letztere Form soll beide Geschlechter bezeichnen und abstrahierend wirken, eine Annahme, die von feministischer Seite nicht nur hinterfragt, sondern wegen des inhärenten Sexismus abgelehnt wird. Diese scheinbar neutrale Form kann durch das Hinzufügen des Attributs „weiblich“ bzw. „männlich“ spezifiziert werden: „der weibliche Politiker“ (vgl. Schoenthal 1989: 301f; Pusch 1984: 50f; Wodak et al. 1987: 28).

Allerdings zeichnet sich durch den Wechsel von der Form „weiblich plus Maskulinum“ (z.B. „weiblicher Dirigent“) zu der movierten Form („Dirigentin“) ab, dass die Frauen in diesem Bereich von der exotischen Ausnahme zum gesellschaftlichen

Massenphänomen geworden sind. Die erstere Form stilisiert laut Luise Pusch Frauen zu einer „Unterklasse der Männerklasse“, sie zeigt an, dass Frauen in bestimmten Bereichen keinen Zutritt hatten. Sie vergleicht Bezeichnungen wie „der weibliche Bundeskanzler“ mit dem Begriff des „weißen Raben“: Das Merkmal „schwarz“ wird bei dem Begriff „Rabe“ automatisch mitgedacht und muss nicht extra erwähnt werden, sowie das Wort Bundeskanzler das Merkmal „männlich“ impliziert (vgl. Pusch 1990: 38-39). „Die movierten Personenbezeichnungen setzen eine weibliche Tradition und Realität voraus.“, was auch als Handlungsanleitung verstanden werden kann, um eine solche Realität herzustellen (Pusch 1990: 39-40).

Das Gattungsnomen wird in der Linguistik als Archilexem bezeichnet. Es ist vom grammatikalischen Standpunkt aus geschlechtsneutral. „Der Kunde“ ist also das geschlechtsneutrale, maskuline Archilexem, formgleich mit dem geschlechtsspezifischen, maskulinen Gattungsnomen „der Kunde“, mit dem auf ein Individuum männlichen Geschlechts referiert wird. „Die Kundin“ ist das zugehörige feminine Gattungsnomen. „Die Katze“ ist ein feminines (geschlechtsneutrales) Archilexem, die Gattungsnomen dazu sind bekanntlich maskulin „der Kater“ und feminin „die Katze“ (vgl. Pusch 1984: 21-22). Zum Archilexem wird offensichtlich das für die Menschen wichtigere Glied eines Oppositionspaars: Bei Tieren das nützlichere (HUHN/Hahn, KUH/Stier) oder gefährlichere (LÖWE/Löwin, WOLF/Wölfin). Bei relativen Adjektiven wird zum Archilexem, was ein größeres Ausmaß bedeutet (wie GROSS/klein?, wie BREIT/schmal?) (vgl. Pusch 1984: 35). Im Bereich der Personen- und Berufsbezeichnungen verwendet die deutsche Sprache traditionell ausschließlich maskuline Archilexeme, was einiges über gesellschaftliche Wertvorstellungen aussagt. Eine maskuline Form hat deshalb zwei Lesarten, nämlich „ausschließlich Männer“ sowie „Männer und Frauen“, eine feminine Form nur eine, „ausschließlich Frauen“. Deswegen haben Männer mehr Chancen, gemeint zu werden und somit ein größeres Identifikationsangebot als Frauen. „Bestätigung der Identität durch andere (Richtig-Identifiziertwerden) ist notwendig zur Bewahrung und Aufrechterhaltung dieser Identität.“ (Pusch 1984: 25)

Es gibt zwei Gruppen von Archilexemen: Solche, die ihr feminines Gegenstück mit der Endung „-in“ bilden (KUNDE/Kundin) und solche, die aus Adjektiven und Partizipien abgeleitet werden und die im Plural nicht mehr zwischen männlich und weiblich unterscheiden (DER/die Gefangene, Betreffende, Kranke, Jugendliche), die Geschlechtsspezifikation erfolgt nur mittels Genus (vgl. Pusch 1984: 40-41, 52).

6.1.2.1. Das generische Maskulinum

Als generisches Maskulinum werden maskuline Formen von Nomina oder Pronomina bezeichnet, die für Personen unbekanntes oder nicht relevanten Geschlechts stehen („Der Käufer war zufrieden.“), die gemischt geschlechtliche Gruppen meinen („Die Leser haben hohe Erwartungen.“), oder die verallgemeinernde Bedeutung haben sollen („Der Schotte an sich ist geizig.“). Das gilt im Deutschen für Nomina der Personenbezeichnungen im Singular („Jeder Spieler kann gewinnen!“) und Plural („Werte Kunden!“) und für die indefiniten Personalpronomina (jeder, jemand, man, niemand, wer – Sie verlangen „sein“ als Possessivpronomen, z.B. „Niemand wird wegen *seiner* Herkunft benachteiligt“ und „der“ als Relativpronomen, z.B. „Jemand, *der* uns gehört hat.“. Der Dativ von „man“ wird mit „einem“, der Akkusativ durch „einen“ ersetzt: „Je länger man arbeitet, desto klarer wird *einem* der Ablauf.“). Auch der Duden verweist auf die Problematik der sprachlichen Gleichberechtigung und bietet als Lösung Doppelnennungen („Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter“) bzw. geschlechtsneutrale Formulierungen mittels substantivierter Infinitive („die Studierenden“) an (vgl. Duden 1995: 196-197; Trömel-Plötz 2007a: 57).

Der generische Gebrauch eines Nomens oder indefiniten Personalpronomens sei geschlechtsindefinit, d.h. diese Wörter unterscheiden sich nicht, wenn sie auf Frauen oder Männer Bezug nehmen. Allerdings ist der geschlechtsindefinite Gebrauch in der Form ident mit dem Maskulinum und nicht mit dem Femininum (vgl. Trömel-Plötz 2007a: 57).

Dieselbe Form kann also geschlechtsspezifisch (männlich) oder generisch verwendet werden: Generische Formen sind zweideutig oder ambig (vgl. Pauritsch 1987: 36). „Student gesucht“ im Rahmen einer Stellenanzeige kann heißen, dass nur Männer als Möbelpacker eingestellt werden. Oder dass auch Frauen sich bewerben können. „In der Allgemeinsprache ist nämlich die generische Verwendung des Maskulinums als Oberbegriff für beide Geschlechter lediglich theoretisch. Sein Bedeutungsinhalt wird überlagert von der Referenz auf das natürliche Maskulinum, mit dem es die Sprachform teilt.“ (Grabrucker 1993: 168)

Generische Referenznahmen, also Referenzen ohne Geschlechtsspezifikation, werden in verschiedenen Sprachen von Formen gebildet, die auch Männer bezeichnen. Formen hingegen, die auf Frauen referieren, übernehmen nur selten generische Referenzfunktionen. Oft haben diese auf Frauen referierenden Ausdrücke abwertende oder statusniedrigere Bedeutungen (vgl. Hornscheidt 2000: 279). „Weibliche Bezeichnungen sind für Männer genauso untragbar wie weibliche Kleidungsstücke.“, meint Luise Pusch (Pusch 1984: 7).

Immer mehr Frauen lehnen es ab, mit einem Maskulinum bezeichnet zu werden. Luise Pusch nennt einige besonders groteske Beispiele, wie sogenannte „Super-Maskulina“

wie „man“ – vom grammatikalischen Standpunkt aus korrekt – verwendet werden können: „Wenn *man sein* Kind stillt...“ (Pusch 1984: 86) oder „Die Menstruation ist bei jedem ein bisschen anders.“, ein Fundstück auf einem Beipackzettel von Tampons der Marke o.b., der Ende 1982 auf Bestreben Puschs hin korrigiert wurde (Pusch 1984: 149-150).

Senta Trömel-Plötz bringt folgendes Beispiel: Es ist möglich „Alle Schweizer und ihre Frauen kamen zu dem Empfang“ zu sagen, aber nicht „Alle Schweizer und ihre Männer kamen zu dem Empfang“. Sie spricht von einem „semantischen Kern“ des Konzepts „Schweizer“, der mit Männern identisch ist, und von einer „Randgruppe“, den Frauen. So wird es möglich, die Randgruppe auszuschließen, den Kern aber nicht: „Alle Schweizer außer den Frauen wurden eingeladen.“, unmöglich aber die Formulierung „Alle Schweizer außer den Männern wurden eingeladen.“ (vgl. Trömel-Plötz 1984a: 56)

Im Englischen gibt es kein grammatisches Genus. Bemerkbar machen sich sprachliche Diskriminierungen beispielsweise, wenn auf Berufe mit höherem gesellschaftlichen Status wie „doctor“ mit „he“ Bezug genommen wird, auf die „nurse“ aber mit „she“. Da es aber kein Genus gibt, sind Veränderungen sprachlich nicht so kompliziert umzusetzen, es wird einfach „she or he“ oder „her or his“ formuliert. Die Anrede „Miss“/„Mrs“, die den Familienstand der Frau betont, wurde zugunsten von „Ms“ aufgegeben (vgl. Romaine 1999).

Ob und wie das grammatische und das natürliche Geschlecht zusammenhängen, ist eine Frage, die schon in der griechischen Antike gestellt wurde; daraus resultieren zwei widersprüchliche Standpunkte. Der eine besagt, dass natürliches und grammatisches Geschlecht inhaltlich korrelieren. Damit verbunden ist die Ansicht, dass Maskulinum sei höherwertig als das Femininum, daher „vertritt“ das Maskulinum das Femininum und nicht umgekehrt. „Beim ‚generischen‘ Maskulinum handelt es sich also nicht um ein sprachimmanentes Phänomen, sondern um den Versuch, die reale Dominanz des einen Geschlechts über das andere in der Sprache zu manifestieren.“ (Irmen/Köhncke 1996: 153).

Pusch bringt ein Beispiel eines Juraprofessors im 16. Jhd., der ganz offen argumentiert, dass eine weibliche Bezeichnung für Männer dem Dogma der natürlichen Höherwertigkeit des Mannes widersprechen würde (vgl. Pusch 1990: 42-43).

Im Gegensatz dazu die Theorie, dass kein inhaltlicher Zusammenhang zwischen Genus und Sexus besteht, das Genus wird als rein formale Eigenschaft eines Substantivs gesehen. Heute dient dieser Ansatz zur Rechtfertigung der Verwendung des generischen Maskulinums, zum einen wird mit Tradition argumentiert, zum anderen wird es als rein grammatisches Phänomen dargestellt (vgl. Irmen/Köhncke 1996: 152-153).

Klann-Delius führt mehrere linguistische Positionen auf, die argumentieren, das generische Maskulinum sei geschlechtsneutral, weil z.B. das Wort „Arbeiter“ „Person die

arbeitet“ bedeutet (vgl. Kapitel 6.1.2. „Personenbezeichnungen“). Dieses Wort ist formgleich mit dem Wort „Arbeiter“, das aber eine andere Bedeutung hat, nämlich: „männliche Person, die arbeitet“. Genus sei also nicht gleich Sexus. Welche Form - ob sexusneutral oder sexusspezifisch - in einem bestimmten Text gemeint ist, muss erst durch den Kontext ermittelt werden (vgl. Klann-Delius 2005: 27-29).

Dagegen lässt sich einwenden, dass besonders die Assoziation von einer *mündlich* überlieferten Form mit einem biologischen Geschlecht meist auf einer viel unmittelbareren, spontaneren Ebene erfolgt, als die Interpretation eines *geschriebenen* Textes. Wenn das grammatisch „neutrale“ Wort die gleiche Form hat wie das maskuline, ist es doch nahe liegend, dass das Gehirn öfter den Weg des geringsten Widerstands nimmt, als ständig umzuinterpretieren und zu hinterfragen. Wem nützt es, wenn die sprachsystematisch sexusneutrale Form immer als die maskuline Form verstanden wird, weil die praktische Erfahrung zeigt, dass tatsächlich in den meisten Fällen Männer gemeint sind? Womit wir unweigerlich wieder beim Problem der sprachlichen Unsichtbarkeit und der eingeschränkten, weil nie explizit formulierten Identität der Frauen wären. Zu beachten ist vor allem, um was es bei der Forderung nach geschlechtergerechter Sprache tatsächlich geht: Es geht um ein Ausbalancieren eines vorhandenen Ungleichgewichts, um eine Stärkung der benachteiligten Position. Um dieses Umdenken zu signalisieren, um das Bemühen nach Gleichbehandlung auszudrücken, eignet sich ein sensiblerer Umgang mit Sprache. Für die Wahrnehmung von Missständen kann geschlechtergerechte Sprache ein Anstoß sein.

Senta Trömel-Plötz 1978 erschienener Aufsatz „Linguistik und Frauensprache“ (veröffentlicht in der Fachzeitschrift „Linguistische Berichte“ 57) eröffnete die Diskussion um das generische Maskulinum im deutschen Sprachraum (vgl. Trömel-Plötz 2007a: 54-74). In ihrer Antrittsvorlesung am 05.02.1979 an der Universität Konstanz brachte sie das generische Maskulinum als Beispiel dafür „[...] auf welche Weise Frauen durch die Sprache ausgeschlossen und unsichtbar gemacht werden: Man benutzt eine ambige Form und spricht unter der Vorgabe, Frauen einzuschließen, ausschließlich über Männer.“ (Trömel-Plötz 1979: 12-13)

Wichtig für meine Arbeit ist das generische Maskulinum beim Genus-Sexus-Zusammenhang der Personenbezeichnungen.

Bei Personenbezeichnungen gibt es im Normalfall einen systematischen, inhaltlichen Zusammenhang zwischen grammatischem und natürlichem Geschlecht – männliche Formen verweisen auf Mitglieder des männlichen Geschlechts. Von Seiten der feministischen Sprachkritik wird eingewandt, dass durch dieses Übereinstimmen eine enge assoziative Verbindung zwischen grammatischem und natürlichem Geschlecht besteht. Das generische Maskulinum wird nicht neutral rezipiert, sondern als maskuline Form

verstanden, die auf Personen männlichen Geschlechts verweist (vgl. Postl 1991: 94). „Eine Bezeichnung im Maskulinum, so die Argumentation, löst daher die Vorstellung einer männlichen Person aus. Im generischen Maskulinum bleiben Frauen sprachlich unsichtbar, so dass bei der Rezeption und auch bei der Produktion solcher Äußerungen weniger an Frauen als an Männer gedacht wird.“ (Braun et al. 1998: 266).

Diese sprachliche Unsichtbarkeit führt auch dazu, dass Frauen weniger Identifikationsmöglichkeiten haben, was ihre Identität einschränkt. Nicht nur die niedrigeren Frauenanteile in manchen Berufen, auch die Formulierungen im generischen Maskulinum machen es Frauen schwerer, sich selbst oder andere Frauen beispielsweise in der Rolle von Präsidentinnen, Nobelpreisträgerinnen oder Mechanikerinnen zu sehen (vgl. Braun et al. 1998: 266; Trömel-Plötz 1993: 137).

Die zehn Gebote sind ein gutes Beispiel dafür, dass Frauen nicht selbstverständlich zu den Mitgliedern der „Menschheit“ gezählt werden: Richten sich die ersten neun noch sehr umfassend im Imperativ gehalten an eine fiktive geschlechtsneutrale Person („Du sollst nicht töten“ etc.), ändert sich im zehnten Gebot der Standpunkt. „Du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib“ richtet sich eindeutig an einen männlichen Menschen, woraus frau schließen kann, dass sie auch in den anderen Geboten nicht gemeint ist und dass sie „[...]“ folglich als Mensch überhaupt nicht wahrgenommen wurde, wohl aber als Besitz des Menschen = Mannes – auf einer Stufe mit seinem Haus, Acker und Vieh.“ (Pusch 1984: 25)

Da es keine schlüssigen Regeln gibt, wann eine maskuline Form spezifisch und wann sie generisch zu interpretieren ist, kommt es bei der Interpretation wegen Mehrdeutigkeit oft zu Missverständnissen (vgl. Irmen/Köhncke 1996: 153). Irmen und Köhncke zitieren folgendes Beispiel:

„Die Zahl der Gehörlosen in den Vereinigten Staaten wird gegenwärtig auf nahezu 200 000 geschätzt. Der typische erwachsene Gehörlose ist mit einer hörunfähigen Frau verheiratet und hat einen festen Arbeitsplatz. Obwohl die meisten gehörlosen Personen in arbeitsfähigem Alter beschäftigt sind, haben relativ wenige Positionen als Facharbeiter oder Techniker inne, und wenige konnten große Bedeutung in irgendeinem Bereich erlangen.“ (Furth 1972, zit. nach Irmen/Köhncke 1996: 153)

Während sich Frauen im ersten Satz noch mitgemeint fühlen können, schließt sie der zweite Satz durch die Information „mit einer Frau verheiratet“ wieder aus. Bei den „gehörlosen Personen“ könnten sie wieder mit eingeschlossen sein, aber der vorherige Satz und die Information, dass die gemeinten Personen technische, also traditionell männliche Berufe ausüben, würden dagegen sprechen. In diesem Beispiel mäandert die Bedeutung

des Maskulinums ständig zwischen generischer und spezifischer Funktion, der Text kann nicht eindeutig interpretiert werden. „Eine global und seit Urzeiten gültige Sprachregelung sorgt dafür, dass die Bezeichnungen für die Bestimmt-Menschen (Männer) wahlweise die Vielleicht-Menschen (Frauen) einschließen können.“ (Pusch 1984: 17). Männern bleibt diese Unsicherheit erspart, da sie sowohl durch die geschlechtsspezifische als auch die geschlechtsindifferente Form adressiert werden. Frauen müssen immer Interpretationsarbeit leisten und je nach Kontext entscheiden, ob sie mitgemeint sind.

Manchmal werden Maskulina aber je nach Bedarf generisch oder geschlechtsspezifisch interpretiert, was z.B. Frauen daran hinderte, verschiedene Rechte in Anspruch zu nehmen. So wurde zu Beginn des 20. Jahrhunderts einer Medizinerin an der Moskauer Universität die Habilitation verweigert, weil die Habilitationsordnung im generischen Maskulinum formuliert war (vgl. Stahlberg 2003: 95). Ein weiteres Beispiel für eine realpolitische Auswirkung ist, dass Frauen in der Schweiz das Wahlrecht mit dem Hinweis vorenthalten wurde, dass im Gesetzestext explizit von „Schweizern“ die Rede sei (Käge 1983, zit. nach Gräßel 1991: 24). Frauen galten also nicht als mitgemeint; um wählen zu dürfen, mussten sie ausdrücklich genannt werden (vergleiche dazu auch Kapitel 6.2.5.2. „Rechtssprache“). Das generische Maskulinum hat also auch einen rechtsgeschichtlichen Hintergrund (vgl. Grabruker 1993).

Die feministische Kritik bezieht sich außerdem auf den Umstand, dass generisch maskuline Pronomina in bestimmten sprachlichen Konstellationen falsch referieren. Folge ich der Kongruenzregel für Interrogativpronomina im Deutschen, müsste ich grammatikalisch korrekt formulieren: „Wer hat *seinen* Bikini in der Umkleidekabine vergessen?“. In der feministischen Praxis werden diese grammatikalischen Konsequenzen einfach ignoriert: „Hallo, Frauen, wer von euch kann mir IHR Fahrrad leihen?“, „jemand, die mir hilft“ (Schoenthal 1989: 310).

Erwähnenswert ist auch folgendes grammatisches Phänomen: Auf eine Gruppe von Personen wird mit dem Maskulinum referiert, sobald sie einen einzigen Mann beinhaltet. 27 Frauen plus zwei Männer sind eine männliche Gruppe, nur wenn kein Mann anwesend ist, darf auf eine Gruppe im Femininum referiert werden. „Ein Mann ist immer Mitglied einer männlichen Gruppe, da er durch seine Mitgliedschaft jede nichtmännliche Gruppe zu einer männlichen macht.“ Auch auf ein potentielles Mitglied einer männlichen Gruppe wird mit dem Maskulinum referiert („Der Sieger steht noch nicht fest.“). „Frauen ‚zählen‘ nur als Mitglieder nichtmännlicher Gruppen: Eine Gruppe von zehn Sängerinnen enthält zehn Frauen. Eine Gruppe von zehn Sängern enthält neun bis null Frauen.“ (Pusch 1984: 43-44)

Selbst wenn die Sprache an sich nicht sexistisch „gemeint“ ist, geht es doch vielmehr um den Sprachgebrauch und die Wahrnehmung von Sprache, die die Sprache sexistisch werden lassen (vgl. Klann-Delius 2005: 30-31).

6.1.2.2. Alternativen zum generischen Maskulinum

Die Grundprinzipien der geschlechtergerechten Formulierungen müssen das explizite Sichtbarmachen und das ausdrückliche Ansprechen von Frauen und die sprachliche Symmetrie zwischen Frauen und Männern sein.

„Sprachliche Gleichstellung erfordert ein Umdenken schon beim Formulieren. Die sprechende oder schreibende Person ist in der geschlechtergerechten Formulierung gezwungen, sofort zu entscheiden und kenntlich zu machen, ob Frauen (mit-) gemeint sind. Gerade weil sprachliche Gleichstellung zunächst mühselig ist und das Formulieren unbequemer macht, wird sie zum Auslöser für einen bewussteren Umgang mit Sprache. Ob wir das Anliegen der Gleichstellung dieser Mühe für wert halten, ist jedoch letztlich eine Entscheidung, die wir nur selber treffen können.“
(Braun 1996: 61)

6.1.2.2.1. Die Fußnote

Bei dieser Strategie wird einfach in einer Anmerkung die Verwendung des generischen Maskulinums als für beide Geschlechter gültig erklärt und eventuell entschuldigt. Dieses Verfahren zeigt, dass zwar das Problem erkannt wurde, der Wille zur Lösung aber fehlt. Natürlich lässt sich so nicht den verstärkt männlichen Assoziationen und den geringeren Identifikationsangeboten für Frauen entgegenwirken (vgl. Braun 1996: 57).

6.1.2.2.2. Neutralformen

Als Alternative zur Beidnennung sind Neutralformen (Personenbezeichnungen wie „die Person“, „das Mitglied“ oder „die Leute“ und substantivierte Adjektive und Partizipien im Plural) eine gute Möglichkeit, das generische Maskulinum zu umgehen (vgl. Guentherodt 1993: 255). Neutralformen können durch kollektive Ausdrücke („die Leitung“) und Institutionsbezeichnungen („das Ministerium“) ergänzt werden (vgl. Braun 1996: 57-58). Im Deutschen stößt diese Strategie aber bald an ihre Grenzen, weil es nicht genügend etablierte Neutral- und Kollektivformen gibt, um daraus ein generelles Prinzip zu machen. Außerdem wird die Miteinbeziehung von Frauen nicht nachdrücklich genug demonstriert – neutrale Bezeichnungen werden wahrscheinlicher mit männlichen Bedeutungen assoziiert, wenn der Kontext männlich dominiert ist (vgl. Braun 1996: 58). Da Neutralformen nicht geeignet sind, um Frauen explizit sichtbar zu machen und anzusprechen, sollten sie nur ergänzend zum Einsatz kommen (z.B. als Entlastung bei der Beidnennung).

6.1.2.2.3. Die Beidnennung

Beide Formen, die feminine und die maskuline, werden paarweise genannt. Durch die Verwendung der weiblichen Personenbezeichnung ergibt sich der Vorteil, dass sich die RezipientInnen auch wirklich Frauen vorstellen. Außerdem wird so deutlich, ob sich ein Text wirklich auf beide Geschlechter, oder nur auf Männer bezieht (vgl. Braun 1996: 58).

Es gibt verschiedene Versionen der Beidnennung: Die Vollform stellt die voll ausgeschriebenen Bezeichnungen nebeneinander („Studentinnen und Studenten“). KritikerInnen weisen darauf hin, dass die Beidnennung zu Komplikationen im Satzbau führen kann. Dagegen lässt sich einwenden, dass diese Hürde mittels Satzumstellungen und Umformulierungen überwunden werden kann, indem z.B. auch abwechselnd Neutralformen, Passivformulierungen und Formulierungen im Plural (was Kongruenzformen vereinfacht) zum Einsatz kommen.

Die Strategie der Beidnennung mittels Vollform eignet sich vor allem für offizielle Texte, Gesetzessprache, Vorträge und gesprochene Sprache. Die verwendeten Bezeichnungen sind im Sprachsystem bereits etabliert, Unsicherheiten aufgrund von ambigen Formen werden vermieden und Frauen eindeutig eingeschlossen (vgl. Braun 1996: 61).

Bei der Beidnennung mittels Schrägstrich („Student/innen“) ergibt sich dasselbe Problem wie beim Binnen-I: Die maskuline Form der Personenbezeichnung ist nicht immer identisch mit der Form vor dem Femininsuffix „-in“. Für die Segmentierung ergeben sich so mehrere Versionen: „Beamter/in“, „Beamt/er/in“ oder „Beamt/in“? Weitere Schwierigkeiten ergeben sich, wenn Kongruenzformen wie Attribute oder Artikel auftreten: „die/der langjährige/r Mitarbeiter/in“. Wenn sich solche Komplikationen ergeben, ist von dieser Strategie abzuraten. Außerdem eignet sich die Lösung mit den Schrägstrichen nicht zum Sprechen (vgl. Braun 1996: 58-59). Grabrucker lehnt diese Form ab, weil sie Frauen als „Anhängsel“ darstellt und keine Gleichwertigkeit kommuniziert (Grabrucker 1993: 72-73).

Für Textsorten wie Formulare oder Anzeigen, die Platz sparend formulieren müssen, kann auf die Beidnennung mittels Schrägstrich ausgewichen werden (vgl. Braun 1996: 61).

Die Beidnennung mittels Klammer verschärft den Eindruck, die feminine Personenbezeichnung sei zweitrangig und könne weggelassen werden (Braun 1996: 59). Guentherodt bezeichnet sie als „diskriminierende Form“ (Guentherodt 1993: 247).

6.1.2.2.4. Das Binnen-I

Die Idee des großen I für Personenbezeichnungen stammt vom deutschen Autor Christoph Busch, der sie 1981 in einem Buch über freie Radios verwendet hat. Er beschreibt die

Entstehung als Verschmelzung des kleinen i der femininen Personenbezeichnungen mit dem trennenden Schrägstrich (Busch 1989, zit. nach Ludwig 1989). 1983 tauchte die Schreibweise in der Anzeige eines Schweizer Lokalradios in der Züricher „Wochenzeitung“ auf; im selben Jahr übernahm die Redaktion der „Wochenzeitung“ das Binnen-I. In Deutschland schloss sich die Berliner „tageszeitung“ („taz“) an. Schnell durchgesetzt hat sich das große I vor allem in der linken Presse und im universitären Umfeld (vgl. Ludwig 1989: 81-82). Laut Ludwig ist das große I als Auslassungszeichen (vergleichbar mit dem Bindestrich) und nicht als Ergänzungszeichen zu sehen. Die maskuline Markierung nehme auf Kosten der femininen Schaden. Dem möchte ich widersprechen: Ludwigs Sicht ist eindeutig durch seinen männlichen Standpunkt voreingenommen (vgl. Ludwig 1989: 84). Das Binnen-I ist ein Zeichen, in dem (im Regelfall) beide Formen enthalten sind, ein demokratisches Zeichen, im Sinne von „StudentIn = Studentin und Student“. Wenn eine Form „Schaden“ nimmt, ist es die „Studentin“, die durch das Binnen-I in zwei Teile gespalten wird. Der „Student“ bleibt unbeschadet vor dem trennenden Zeichen stehen. Das Binnen-I hat viele Eigenschaften des Schrägstrichs behalten, dazu gehören die optische und inhaltliche Trennung des Wortes. Braun wendet ein, dass das große I eine Feminisierung bedeutet, weil die feminine Form den Ausgangspunkt bildet und die maskuline Personenbezeichnung durch Weglassung abgeleitet wird (vgl. Braun 1996: 60).

Schwierigkeiten:

Einige Formen unterscheiden sich in der Bildung, die Basis der femininen Form ist nicht ident mit der maskulinen Form: z.B. „ExpertIn/Experte“, hier würde bei der Bildung von „ExpertIn“ das „e“ der maskulinen Personenbezeichnung wegfallen; ähnlich bei „ÄrztIn/Arzt“ (vgl. Ludwig 1989: 84). Während Ludwig empfiehlt, in solchen Fällen auf die Beidnennung auszuweichen, finde ich, dass die feminine Form in diesen wenigen Ausnahmefällen herangezogen werden sollte.

Im Plural gibt es keine Probleme („die StudentInnen“), aber wenn im Singular der Artikel hinzugefügt wird, muss auf den Schrägstrich oder die Beidnennung ausgewichen werden: „die/der StudentIn“ oder „die Studentin und der Student“ (vgl. Ludwig 1989: 84).

Braun empfiehlt beim Problem der Kongruenzformen folgende Lösung: „Wenn mit dem Binnen-I schon eine Strategie gewählt wird, die das Femininum bewusst zur Grundform macht, kann dieses Prinzip konsequenterweise auf die Kongruenzformen ausgedehnt werden.“ (Braun 1996: 60). Also nicht: „die/der ExpertIn“, sondern gleich „die ExpertIn“.

Beim Lesen ergibt sich das Femininum als generische Form, um das zu vermeiden, schlägt Ludwig einen besonderen Akzent oder eine Pause zur Kennzeichnung vor (vgl. Ludwig 1989: 85).

Vorteile:

Es wird demokratisch verwendet, nicht bürokratisch verordnet, das Binnen-I ist „[...] über jeden Verdacht erhaben, ‚von oben‘ verordnet zu sein, eher so etwas wie eine Epidemie, die sich ‚von unten‘ ausbreitet, von dem Spaß getragen, etwas im Grunde Abwegiges auf den Weg gebracht zu haben.“ (Ludwig 1989: 80). Auch Ingrid Guentherodt weist darauf hin, dass die Verwendung des großen I auf einen bestimmten politischen Kontext verweist, es sei eine „Aushängefahne für Gruppenzugehörigkeit“, und als sprachliche Neuschöpfung „Ausdruck sozialen Umdenkens“ (Guentherodt 1993: 247-248).

Das Binnen-I ist ein visuelles Ausrufzeichen, hebt sich in Texten gut ab und verweist mit dieser optischen Akzentuierung auch auf den inhaltlichen Kontext: „Diesem Text ist geschlechtergerechte Sprache ein Anliegen!“ – das große I ist ein echtes generisches Zeichen.

Es ist kürzer und einfacher, also ökonomischer in der Anwendung als die Beidnennung und – im Gegensatz zu Varianten mit Schrägstrich oder Klammer – flüssig zu lesen; gesprochen hat es die gleiche Form wie das Femininum und kann somit die Funktion des generischen Femininums übernehmen.

6.1.2.2.5. Feminisierung: Das generische Femininum

Luise Pusch schlägt als radikale Lösung vor, das Femininum als generische Form zu benutzen (vgl. Pusch 1984: 96-97). Diese Möglichkeit wird – neben anderen kreativen Ansätzen von Pusch wie Geschlechtsabstraktion (vgl. Pusch 1984: 46f) – wahrscheinlich keine breitere Zustimmung in unserer Gesellschaft finden, daher sei an dieser Stelle nochmals auf das Binnen-I verwiesen: Gesprochen hat es dieselbe Form wie ein generisches Femininum; Friederike Braun bezeichnet es auch als „andere Art der Feminisierung“ (Braun 1996: 60).

Aber nicht nur für Personenbezeichnungen, auch im Bereich der Indefinitpronomina sollte die „geschlechtsneutrale“ generische Form zugunsten einer femininen überdacht werden. Jeder, jemand, man, niemand, wer – Sie verlangen aus streng grammatikalischer Sicht „sein“ als Possessivpronomen, was auch zu absurden Formulierungen führen kann, z.B. „Die Menstruation ist bei *jedem* ein bisschen anders.“ (Pusch 1984: 149). „Wer *ihre* Aufgabe nicht macht, die [...]“ ist ein Beispiel, das den feminisierenden Einsatz eines Pronomens demonstriert. Statt „jemand“ kann „eine/r“ gesagt werden, statt „niemand“ „keine/r“ (vgl. Pusch 1984: 90-91, 93). Feministinnen ersetzen schon lange das „man“ durch das kleingeschriebene „frau“.

6.1.2.3. Motion

Als Motion bezeichnet wird die Überführung eines Wortes eines Geschlechts in die Kategorie eines anderen; eine feminine Basis wird zu einem Maskulinum oder umgekehrt. Im Deutschen wird ein spezielles Feminin- oder Maskulinsuffix an die Basis gehängt, z.B. „Verkäufer-in“ oder „Ente-rich“. Das Suffix „-in“ bildet die meisten weiblichen Personenbezeichnungen und hat Formen mit „-euse, -isse, -ine“ abgelöst. Weiters gibt es zusammengesetzte Personenbezeichnungen mit „-frau“ und „-mann“, sogenannte Kompositabildungen: Die Lexeme mit der Bedeutung „weiblich“ oder „männlich“ werden angehängt. Nicht movierbar sind Wörter, deren Opposition lexeminhärent ist (Schwester/Bruder), die sich auf beide Geschlechter beziehen können (Mensch, Person, Geisel, etc.), oder abstrakte Möglichkeiten, Menschen zu benennen (wie Wörter mit „-kraft“, „-hilfe“, „Bedienung“, „Begleitung“, etc.). Bei den substantivierten Adjektiven und Partizipien reicht das Anfügen eines Artikels, um ein Femininum oder Maskulinum zu bilden, diese Formen kommen ohne Suffix aus: „die/der Sachverständige“, „die/der Angestellte“. Im Plural ist „die Angestellten“ genusneutral (vgl. Wodak et al. 1987: 30-31, 38). (Zur Hinzufügung der Attribute „weiblich“ und „männlich“ siehe Kapitel 6.1.2. „Personenbezeichnungen“)

Eines der wenigen Wörter, bei denen durch Maskulinmovierung mittels Suffix „-er“ von einer femininen Basis eine Personenbezeichnung abgeleitet wird ist „die Witwe – der Witwer“ (vgl. Kargl et al. 1997: 39). Senta Trömel-Plötz merkt an, dass weibliche Formen gewöhnlich durch Suffixe von männlichen gebildet werden und nicht umgekehrt; also Gott – Göttin, Bürgermeister – Bürgermeisterin, aber nicht Krankenschwester – Krankenbruder (sondern Krankenpfleger), nicht Putzfrau – Putzmann (sondern Reinigungskraft, Bodenpfleger) (vgl. Trömel-Plötz 2007a: 62). Und wird ein Mann Hebamme, nennt er sich „Geburtshelfer“, und nicht „männliche Hebamme“ (Pusch 1984: 101) oder „Hebammer“ analog zu „Witwer“. Hier werden andere Lexeme zur Geschlechtsdifferenzierung verwendet, die Formen kommen durch Neubildung zustande. Dringen Männer in ein typisch weibliches Berufsfeld ein, wird sofort eine adäquate Berufsbezeichnung gefunden, eine weibliche Berufsbezeichnung wird als degradierend empfunden. Weibliche Personenbezeichnungen sind bei besonders unattraktiven „Frauenberufen“ wie Putzfrau, Haushälterin oder Toilettefrau, die einen niedrigen gesellschaftlichen Status haben, sowie bei lange sozial anerkannten Berufen wie Lehrerin oder Friseurin gebräuchlich. Ist der „Krankenbruder“ eine unzumutbare, weil lächerliche Berufsbezeichnung, sollte die „Krankenschwester“ ebenfalls überdacht werden, meint Ruth Wodak (vgl. Wodak et al. 1987: 17).

Pusch meint, dass die Endung „-in“ einfach als „nichtmännlich“ zu interpretieren ist, weil sie von der maskulinen Grundform abgeleitet wird. Im Kern ist diese Endung zwar diskriminierend, durch vermehrten Gebrauch kann aber eine Aufwertung erzielt werden. Sie empfiehlt, das Femininum als „Grundform“ und das Maskulinum als bereits im Femininum enthaltene „Schwundform“ zu interpretieren (Pusch 1990: 97). Als radikalere Lösung schlägt sie vor, „[...] die weibliche Gruppe als referenzsemantische Grundeinheit [zu] setzen und auf Männer mit abgeleiteten Formen [zu] referieren, wie es im Tierreich [...] geschieht: *die Pilot, der Piloterich, die Piloten.*“ (Pusch 1984: 45/Hervorheb. i. O.).

6.1.3. Das Lexikon

Die feministische Linguistik untersuchte den Wortschatz auf Asymmetrien und konnte lexikalische Lücken feststellen. Manche maskulinen Personenbezeichnungen haben kein feminines Pendant, sollen aber auf beide Geschlechter referieren: „Mensch, Gast, Passagier, Lehrling, Zwilling, Flüchtling, Säugling, etc.“ (Pusch 1984: 41).

Senta Trömel-Plötz bemerkt das Fehlen von weiblichen Formen zu „General, Kapitän [...], Dienstherr, Bauherr [...] etc. Dagegen fehlen männliche Formen nur zu den Berufen Amme, Hebamme, Bardame, Marktfrau und Putzfrau [...]“ (Trömel-Plötz 2007a: 62). Die männlichen Formen sind gleichzeitig mit einem höheren gesellschaftlichen Status verbunden, was auch für Berufe die auf „-mann“ enden gilt (z.B. „Fachmann“), im Gegensatz zu Berufen die auf „-frau“ enden (siehe Putzfrau) (vgl. Klann-Delius 2005: 34).

Herren sind herrlich, Damen sind dämlich – zahlreiche Nomina und Verben, mit deren Hilfe Frauen bezeichnet oder beschrieben werden, lösen negative Assoziationen aus, männliche Entsprechungen werden hingegen positiv bewertet (z. B. alte Jungfer – Junggeselle; Frauen haben ein loses Mundwerk oder eine böse Zunge, Männer mit böser Zunge sind ironisch oder sarkastisch). Viele Redewendungen und Sprichwörter weisen Männer als stark, aktiv, ehrenhaft etc. aus („Er steht seinen Mann.“) (vgl. Trömel-Plötz 2007a: 63). Es ergeben sich Bedeutungsasymmetrien: Für eine Frau bedeutet es eine Aufwertung, mit einem Mann verglichen zu werden, z.B. wenn über sie gesagt wird, dass sie „ihren Mann stellt“. Für einen Mann bedeutet es aber eine Degradierung, wenn er sich „wie ein Mädchen“ benimmt (vgl. Wodak et al. 1987: 17).

6.1.4. Syntax und Semantik

Luise Pusch beschäftigt sich mit der Syntax von Texten mithilfe des psychologischen Begriffs der Empathie (Pusch 1984: 109f). Es geht um die Frage, in welche Position sich die AutorInnen eines Textes einfühlen, und zu welchem Zweck sie das tun. Da dieser Vorgang

der Anteilnahme auch unbewusst geschehen kann und nur das Endresultat, der geschriebene Text, analysiert wird, beschreibe ich diesen Unterpunkt im Kapitel „Sprachsystem“. Ich behandle ihn getrennt vom Unterpunkt „Syntax“ im Kapitel „Sprachgebrauch“, wo es um die syntaktischen Präferenzen von Männern und Frauen geht.

Pusch bezieht sich auf die Theorie von Kuno und Kaburaki über Empathie-Phänomene in der Syntax (Kuno/Kaburaki 1975, zit. nach Pusch 1984: 113-120). Anhand eines Ereignisses, dessen Ablauf in drei verschiedenen Sätzen formuliert wird, wird klar, dass sich mit dem Verschieben des Zentrums („center“) eines Satzes die empathischen Beziehungen der LeserInnen zu den Figuren im Text steuern lassen: „John hit Mary.“ – „John hit his wife.“ – „Mary’s husband hit her.“

Auch die sozialen Beziehungen, die die angesprochene Person mit der besprochenen verbinden, regeln den Grad der Empathie: So ist es ein grober sozialer Verstoß einer Freundin gegenüber, auf ihre Mutter als „Frau Müller“ zu referieren. In diesem Fall muss Empathie bewiesen und die Bezeichnung „deine Mutter“ verwendet werden. Empathie kann auch explizit vom sozialen Umfeld eingefordert werden, z.B. bei Beileidsbekundungen nach einem Todesfall (vgl. Pusch 1984: 119-122).

Pusch stellt bei ihren Textanalysen die Frage, wen die AutorInnen ansprechen wollten, also mit welchen „Empathie-Erwartungen“ des Publikums sie rechnen. Mangelnde Empathiebezeugungen gegenüber Frauenfiguren werden gesellschaftlich toleriert (vgl. Pusch 1984: 122). Sie bringt Auszüge aus Biografien berühmter Männer, in denen weibliche Schicksale bis auf Fußnoten ausgespart werden, ohne beispielsweise darauf einzugehen, dass ein uneheliches Kind gesellschaftlichen und ökonomischen Ruin für die Frauen bedeutete (Pusch 1984: 111-113).

Ähnliche Asymmetrien zeichnen sich bei der semantischen Analyse von Texten ab: Beispielsweise in der Berichterstattung über Verbrechen an Frauen und Kindern. Pusch kritisiert die sprachliche Vermischung von Tätern und Opfern („Gewalt in der Familie“), die Löschung des (männlichen) Täters mittels Passivkonstruktionen („Kinder sexuell missbraucht“) und die Verharmlosung durch die Wortwahl – „sexueller Missbrauch“ signalisiert wie bei „Alkoholmissbrauch“, dass es auch einen maßvollen Gebrauch gibt; „Sex“ steht für lustvollen Geschlechtsverkehr, daher ist die Bezeichnung „Sex-Täter“ statt „Sexualstraftäter“ völlig unangebracht (vgl. Pusch 1990:115-119).

6.2. Der Sprachgebrauch

Prinzipiell werden in der Linguistik Sprachsystem und Sprachgebrauch unterschieden. Der sogenannte strukturalistische Ansatz geht auf Ferdinand de Saussure zurück: Sprache wird als System verstanden, in dem alles sich gegenseitig bedingt. „langue“ ist ein abstrakter Begriff, er steht für das überindividuelle Sprachsystem, die reine Form. Der Gegenpol dazu ist „parole“, der Sprachgebrauch, das tatsächliche individuelle Sprechen. Laut de Saussure kann sich ein Individuum „langue“ nur passiv aneignen, diese aber nicht schaffen oder verändern. Sprache wird als System von Zeichen verstanden, als abstraktes Gefüge, das relativ unabhängig von äußeren Einflüssen bleibt. Die Linguistik sieht dieses Sprachsystem als eine außerhalb von menschlichen Einflüssen stehende, „naturegegebene“ Struktur an und will diese feststellen und objektiv beschreiben.

Diesem strukturalistischen Ansatz gegenüber steht der pragmatische oder handlungsbezogene: Der Forschungsgegenstand ist die überindividuelle, gruppenspezifische Kommunikation, ausgehend von konkreten Sprechsituationen und individuellen SprecherInnen. Der Aspekt der Handlung ist wesentlich: Sprachliche Manifestationen wie Texte werden nicht als Abbilder einer außersprachlichen Wirklichkeit gesehen, sondern als konstituierende Teile dieser Wirklichkeit (vgl. Hornscheidt 2000: 276-277).

Diese unterschiedlichen Herangehensweisen werden verständlich, wenn bedacht wird, dass der Sprachgebrauch das Sprachsystem verändert, z.B. kann der Wandel des Wortschatzes über einen längeren Zeitraum hinweg beobachtet werden. (Beispielsweise ist es heute selbstverständlich, von einer Landeshauptfrau oder einem Kindergärtner zu sprechen). Gleichzeitig ist das Sprachsystem aber als Rahmen erkennbar, an den sich die Sprechenden Individuen halten müssen, um Kommunikation möglich werden zu lassen. Normverletzungen werden unterschiedlich gesellschaftlich sanktioniert, beispielsweise mit Redeverbote (ungezogene Kinder) oder Geldstrafen (bei Beleidigungen) (vgl. Postl 1991: 18).

Geschlechterdifferenzen wurden im Sprachgebrauch auf der Ebene der Phonologie, der Syntax, der Semantik und der Pragmatik untersucht (Einteilung nach Klann-Delius 2005).

6.2.1. Phonologie

Hier gibt es Geschlechterdifferenzen auf der suprasegmentalen und der segmentalen Ebene. Erstere betreffen Tonhöhe, Stimme und Intonationsmuster. Aufgrund der physiognomisch unterschiedlichen Beschaffenheit der Stimmbänder und der Größe des

Resonanzraums ergeben sich Unterschiede, die aber auch aufgrund soziokultureller Faktoren angeglichen werden können, beispielsweise wenn durch Stimmtraining Radiomoderatorinnen lernen, tiefer zu sprechen.

Auf segmentaler Ebene wurden Unterschiede bezüglich der Aussprachegenauigkeit und verschiedener Aussprachevarianten untersucht (vgl. Klann-Delius 2005: 39-42).

Die Ergebnisse wurden zum Teil hinsichtlich der Defizit-, aber auch der Differenzkonzeption interpretiert. Meiner Meinung nach lässt sich das Beispiel Stimmtraining fast dekonstruktivistisch interpretieren: Wenn Frauen wie Männer sprechen lernen, tun sie das, um eine andere gesellschaftliche Rolle übernehmen zu können. Ganz geht diese Interpretation aber nicht auf: Die tiefere männliche Stimme bleibt die Norm, im Gegenzug müssen Männer keinen Lernprozess durchlaufen, um weiblicher zu klingen. Gesellschaftliche Sanktionen für feminin klingende Männer bleiben nur im Schutz der Lächerlichkeit aus: Beispielsweise beim Schauspieltraining, wenn Männer in Travestie-Komödien weibliche Figuren spielen dürfen.

Während sich verschiedene Gesprächsstile bei beiden Geschlechtern nachweisen lassen, scheinen bestimmte Intonationskonturen geschlechtsexklusiv zu sein: Heterosexuelle Männer meiden besonders „emphatische Intonationsverläufe“, weil sie als „exaltiert und feminin“ gelten. Durch solche Muster kann allerdings eine homosexuelle Identität signalisiert werden (vgl. Kotthoff 1996: 12).

6.2.2. Syntax

Ob Männer und Frauen unterschiedliche syntaktische Formen präferieren, ist umstritten, da eine Vielfalt von Faktoren neben dem Geschlecht beeinflussend wirken. Daher kommen Studien oft zu unterschiedlichen Ergebnissen, weil die Voraussetzungen stark differieren (vgl. Postl 1991: 59; Klann-Delius 2005: 42-47).

Auch hier finden sich Untersuchungen im Bereich der Defizit- und Differenzkonzeption, je nachdem ob der „indirekte“ weibliche Stil im Sinne Lakoffs als Unsicherheit, oder als eigene, weibliche Sprechweise bzw. aktive Gesprächsarbeit interpretiert wurde.

6.2.3. Semantik

6.2.3.1. Wortschatz

Je nach ausgeübten Aktivitäten oder unterschiedlichen Interessen scheinen Frauen und Männer unterschiedliche Bereiche des Wortschatzes zu nutzen, was natürlich kulturell

beeinflusst wird (vgl. Klann-Delius 2005: 49). Gertrude Postl spricht in diesem Zusammenhang vom gesellschaftlichen Druck auf Frauen, sich einer „sprachlichen Standardnorm“ zu bedienen. Die Verwendung von Slangausdrücken und Obszönitäten wird ihnen unter Androhung von Sanktionen erschwert, im Bereich der Sexualität existiert ein viel umfangreicheres Vokabular zur Beschreibung der männlichen Erfahrungswelt (vgl. Postl 1991: 55).

Postls Erkenntnisse sind vor dem Hintergrund der Defizit-Hypothese zu sehen, der männliche Wortschatz ist in bestimmten Bereichen größer, Frauen wird nicht dieselbe Bandbreite an Ausdrucksmöglichkeiten gestattet.

6.2.3.2. Personenbezeichnungen

Hier geht es um die Art, wie Frauen und Männer sprachlich auf Personen referieren. Wie werden Personenreferenzformen von den einzelnen Individuen wahrgenommen? Wesentlich für meine Arbeit ist, dass psycholinguistische Studien gezeigt haben, dass generisch maskuline Formen meist nicht neutral, sondern geschlechtsspezifisch interpretiert werden. Wenn ein generisches Maskulinum rezipiert wird, ist die Assoziation mit einer männlichen mentalen Repräsentation immer richtig, daher ist sie auch stärker als dieselbe Assoziation mit einem weiblichen Bild, das schwerer vorstellbar wird. Grammatisch gesehen gilt es als neutral, wenn eine Gruppe von 50 Frauen und 2 Männern mittels generischem Maskulinum tituliert wird. Psychologisch wird diese Formulierung aber nicht neutral aufgefasst.

„In allen Tests ist relativ einheitlich festgestellt worden, dass Menschen entsprechende Sprachformen nicht neutral wahrnehmen, das heißt, dass sie sich bei einer Verwendung entsprechender Formen weder eine Person ohne Geschlechtsspezifizierung vorstellen noch dass die geschlechtlichen Assoziationen zu entsprechenden Referenzformen quantitativ ausgeglichen waren: die Anzahl der männlichen Assoziationen ist in allen Fällen der Verwendung maskuliner generischer Referenzformen, was die Regel ist, weitaus größer als die Assoziation von weiblichen Referenzpersonen.“ (Hornscheidt 2000: 280)

Neben der Sprachform ist das assoziierte Geschlecht aber auch von anderen Faktoren wie dem Geschlecht der sprachwahrnehmenden Versuchspersonen, deren Alter oder deren feministischer Bildung abhängig (vgl. Hornscheidt 2000: 280).

Jeannette Silveira stellt eine Tendenz fest, „Mensch“ als „Mann“ zu verstehen (Silveira 1980, zit. nach Klann-Delius 2005: 49).

Astrid Köhncke und Lisa Irmen versuchten zu ermitteln, wie das generische Maskulinum auf die kognitive Verfügbarkeit der Konzepte „männlich/weiblich“ wirkt. Den Versuchspersonen wurden Stimulussätze – formuliert im generischem Maskulinum oder spezifischem Femininum und Maskulinum – dargeboten; im Anschluss daran wurden sie befragt, ob es sich um eine Frau oder einen Mann handeln könne. Zusätzlich dazu wurden die Reaktionszeiten gemessen. In Experiment 1 gaben nur 20% der Versuchspersonen eine Frau als Referentin für ein generisches Maskulinum an. Beim zweiten Experiment wurde von den Versuchspersonen verlangt, anhand von Bildern, die einen Mann oder eine Frau zeigten, eine Übereinstimmung von sprachlichem Begriff und gezeigtem Geschlecht zu beurteilen. 49% nannten Frauen als Referentinnen für generisch maskuline Personenbezeichnungen. Auch die Reaktionszeiten bestätigten, dass das generische Maskulinum nicht geschlechtsneutral interpretiert wurde: Sie verkürzten sich, wenn auf den Stimulus generisch maskuline Personenbezeichnung als Antwort „Mann“ angeboten wurde (vgl. Irmen/Köhncke 1996: 152-166).

Daraus lässt sich schließen, dass die kognitive Assoziation „generisches Maskulinum – männlich“ nicht zwingend ist, dass aber bei sprachlichen Antworten durch verinnerlichte Routinen nach dem wahrscheinlichsten Fall interpretiert wird (vgl. Klann-Delius 2005: 51). „Auch wenn das Konzept ‚Frau‘ prinzipiell verfügbar ist, braucht seine Aktivierung nach einem GM [generischen Maskulinum] mehr Zeit als die des Konzepts ‚Mann‘. Ein ‚generisches‘ Maskulinum – *wenn* es überhaupt auf beide Geschlechter bezogen wird – bewirkt also den Aufbau einer mentalen Repräsentation, die den Mann als das typischere Exemplar beinhaltet“ (Irmen/Köhncke 1996: 163).

Friederike Braun et al. untersuchten, wie das generische Maskulinum im Vergleich zu Alternativformulierungen (Beidnennung und Neutralformen) unter Einbeziehung eines Kontextes auf die gedankliche Einbeziehung von Frauen wirkt (vgl. Braun et al. 1998: 265-283). In den beiden Experimenten wurden den Versuchspersonen Texte vorgelegt, die wie Zeitungsartikel gestaltet waren, und die sich hinsichtlich der Formulierungsvarianten der Personenbezeichnungen und der Geschlechtstypizität des Kontextes unterschieden. Experiment 1 behandelte einen wissenschaftlichen Kongress, Experiment 2 ein Sportverbandstreffen. Am Ende sollte der Prozentsatz der teilnehmenden Frauen und Männer geschätzt werden.

Der vorgelegte Text des ersten Experiments behandelte entweder Ökotrophologie als typisch weibliche oder Geophysik als typisch männliche Fachrichtung, diese Stimuluswörter dienten zur Generierung eines weiblichen bzw. männlichen Kontexts. Personenbezeichnungen waren entweder im generischen Maskulinum (z.B. die Wissenschaftler), neutral (die wissenschaftlich Tätigen) oder in Beidnennung (Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler) gehalten. Für den typisch männlichen Kontext

konnte ein kontinuierlicher Anstieg des geschätzten Frauenanteils von der Maskulin-Formulierung über die Neutralformen bis zur Beidnennung ermittelt werden. Im typisch weiblichen Kontext hingegen wurde der Frauenanteil bei der Beidnennung und beim Maskulinum höher eingeschätzt als bei der Neutralform, was sich als nicht hypothesenkonform erwies. Auch das Geschlecht der Versuchspersonen beeinflusste die Interpretation der Personenbezeichnungen: Nur bei den weiblichen Probandinnen führte die Beidnennung zu höheren geschätzten Frauenanteilen als die maskuline und die neutrale Version. Bei den männlichen Versuchspersonen bewirkten die drei Formulierungen keinen signifikanten Unterschied. Braun et al. führen das auf den Umstand zurück, dass Frauen gewohnt sind, sich zu fragen, ob sie bei einer generisch maskulinen Personenbezeichnung mitgemeint sind. Für Experiment 2 wurde ein Sportverbandstreffen beschrieben. Zusätzlich zum typisch weiblichen (Gymnastik) und männlichen Kontext (Hockey) wurde ein neutraler Kontext (Badminton) als Versuchsbedingung eingeführt. Wieder wurde bei der maskulinen Version der geringste Frauenanteil und bei der Beidnennung der höchste Frauenanteil geschätzt. Im Gegensatz zu Experiment 1 zeigte sich aber eine Wirkung der Sprachversionen auf die männlichen Versuchspersonen und nicht auf die weiblichen: Wenn der Kontext als typisch weiblich bezeichnet wurde, führte bei den männlichen Versuchspersonen die Beidnennung zu höheren geschätzten Frauenanteilen als die maskuline oder neutrale Version. Bei den weiblichen Versuchspersonen lösten die drei Sprachformen in keiner Bedingung signifikante Unterschiede aus.

Zusammenfassend schließen Braun et al., dass sprachliche Formulierungen Effekte auf die Assoziationen von RezipientInnen haben. Die Beidnennung scheint das größte Potential zu haben, die Assoziation „weiblich“ auszulösen. Die beiden Experimente zeigten große Schwankungen bei den geschätzten Frauenanteilen, außer den sprachlichen Formulierungen wirkten die Faktoren Kontext und Geschlecht der Versuchspersonen auf die Deutung von Personenbezeichnungen. Neutrale Formulierungen lösten kaum eine Steigerung der Assoziation „weiblich“ aus – sie würden in der Praxis, z.B. in Zeitungsartikeln, zu selten vorkommen.

Rebecca Merritt und Cynthia Kok erhielten allerdings keinen Kontexteffekt. Sie legten Studierenden drei Texte mit einer geschlechtsneutral „Chris“ genannten Figur vor. Sowohl Studentinnen als auch Studenten begriffen „Chris“ häufiger als Mann, egal ob das Thema Berufswelt, Erziehung oder zwischenmenschliche Beziehungen behandelte. Merritt und Kok schließen daraus, dass von der Hypothese „people = male“ ausgegangen wird, der Mann gilt als der prototypische Mensch, unabhängig vom Kontext (Merritt/Kok 1995, zit. nach Klann-Delius 2005: 52).

Dagmar Stahlberg befragte StudentInnen nach ihren persönlichen Meinungen und Vorlieben. Die Fragebogenvarianten waren generisch maskulin (Wer ist ihr liebster

Romanheld/Maler/Sportler/Musiker etc?), geschlechtsneutral (Wer ist ihre liebste heldenhafte Romanfigur?) und mittels Beidnennung (Wer ist ihre liebste Romanheldin, ihr liebster Romanheld?) formuliert. Sowohl Männer als auch Frauen nannten bei neutraler Formulierung oder Beidnennung signifikant mehr weibliche Personen. Stahlberg schließt daraus, dass der Abruf männlicher oder weiblicher Figuren im Gedächtnis durch unterschiedliche Sprachversionen beeinflusst wird. Wenn auf eine gemischtgeschlechtliche Gruppe im generischen Maskulinum referiert wird, führt das zu einer geringeren Vorstellbarkeit von Frauen. In einem späteren Experiment führte Stahlberg das Binnen-I ein und erhielt „besonders viele Frauennennungen“ (vgl. Stahlberg 2003: 96-97).

Um zu ermitteln, ob Frauen in gemischtgeschlechtlichen Gruppen, die mittels generischem Maskulinum eingeführt wurden, den ProbandInnen tatsächlich mit einer zeitlichen Verzögerung in den Sinn kommen, führte Stahlberg den Versuchspersonen Dias vor. Es musste möglichst schnell entschieden werden, ob ein Gesicht (z.B. Boris Becker) einer vorher gezeigten, schriftlich formulierten Kategorie zugeordnet werden konnte (z.B. Politiker). Die Kategorienbegriffe wurden in unterschiedlichen Sprachversionen (generisches Maskulinum, Beidnennung und Binnen-I) angeboten (vgl. Stahlberg 2003: 97). „In der Bedingung ‚Generisches Maskulinum‘ wurde auf weibliche Stimuluspersonen langsamer reagiert als auf männliche Stimuluspersonen; in der Bedingung ‚Großes I‘ zeigte sich in umgekehrter Weise, dass auf männliche Stimuluspersonen langsamer reagiert wurde als auf weibliche Stimuluspersonen. Keine derartigen Unterschiede fanden sich in der Bedingung ‚Beidnennung‘“ (Stahlberg 2003: 97-98)

Die Ergebnisse der Studien verdeutlichen, dass das generische Maskulinum nicht geschlechtsneutral interpretiert wird, sondern verstärkt die Assoziation „männlich“ hervorruft.

Diese Untersuchungen sind der Defizitkonzeption zuzuordnen, weil belegt wird, dass die Sprache im Bezug auf Personenreferenzen und den entsprechenden geschlechtlichen Assoziationen Asymmetrien zugunsten der männlichen Formen aufweist.

6.2.4. Interpersonelle Kommunikation

Voraussetzende Grundannahme der zu diesem Thema durchgeführten Studien ist, dass gesellschaftliche Hierarchien und Machtverhältnisse der zwischenmenschlichen Kommunikation ihren Stempel aufdrücken. „In verbalen Interaktionen wird also einerseits Realität abgebildet, andererseits wird durch sie Realität hergestellt.“ (Gräzel 1991: 130).

Helga Koffhoff kritisiert die Sicht der feministischen Gesprächsforschung als stark vereinfachend: Sie gehe nämlich davon aus, dass die männliche Dominanz im Gesprächsverhalten intentional von Männern kommuniziert werde.

„Der Mann unterbricht die Frau, zieht seine Themen durch, nimmt sich viel Redezeit, lässt sie die weniger beachtete konversationelle Unterstützungsarbeit leisten usw., weil er seine Dominanz unmittelbar intentional auslebt. Er achtet sie gering und dies zeigt sich offen in seinem Redestil. Sie wirkt daran mit, weil sie von ihm und der Gesellschaft als Frau anerkannt werden möchte.“ (Kotthoff 1996: 10)

Diese Gesprächsstrategien sind natürlich *möglich*, aber zur Absicherung der Geschlechterhierarchie ist diese „permanente Intentionalität“ keine Notwendigkeit. Das Individuum muss nicht dauernd bewusst und aktiv an der Herstellung von Dominanz arbeiten, es gibt auch Institutionen (z.B. Schulen, Militär, Kirchen etc.), die die Höherwertigkeit des Männlichen legitimieren. Kotthoff bringt auch Bourdieus „Habitus“-Konzept ein: Weiblichkeit und Männlichkeit werden in den Gesellschaften habitualisiert, der „Habitus“ ist ein System dauerhafter und übertragbarer Dispositionen, die praktische Handlungsanleitungen bieten. Kultur, Geschichte, Umwelt – kollektive Dispositionen werden eingeübt, sind den Menschen aber nicht bewusst. Der Habitus wird durch Lebensbedingungen erzeugt, die Praktiken nicht theoretisch gelehrt, sondern spielerisch vertraut gemacht (Bourdieu 1987, zit. nach Kotthoff 1996: 11).

„Naturalisierte Verhältnisse, wie das der Geschlechter, werden jenseits von individueller Intentionalität ohne Unterlaß vom Lauf der Welt bestätigt. Sie sind überdeterminiert, weil in unerschöpflichen Tätigkeiten, Gegenständen, Metaphern, Einteilungen und Konnotationen das gleiche zelebriert wird. Sie treten selten als offene Herrschaftsverhältnisse zutage, sondern einfach als scheinbar sinnvolle Arrangements.“ (Kotthoff 1996: 11)

Außerdem ist nicht nur die Geschlechtszugehörigkeit relevant für eine bestimmte Sprechweise. Besonders die Schichtzugehörigkeit, aber auch andere Faktoren wie Alter und ethnische Gruppe spielen eine wesentliche Rolle: „So gelten feine, gewählte und sehr korrekte Sprechweisen gleichermaßen als feminin und Oberschichtsspezifisch.“ (Kotthoff 1996: 13)

6.2.4.1. Redemenge

Zahlreiche Studien dienen der Untersuchung der Redemenge als Indikator für geschlechtsspezifische Unterschiede bei der Kommunikation.

Deborah James und Janice Drakich analysierten 63 dieser Studien. Um die Redemenge ermitteln zu können, wurden bei gemischtgeschlechtlichen Gesprächen die

Wörter entweder gezählt oder die Redezeit wurde in Sekunden gemessen. Mehr als die Hälfte der Studien bestätigte die männliche Dominanz in punkto Redemenge, rund 30% stellten keine Unterschiede zwischen Frauen und Männern fest, und nur ca. 4% befanden, dass die weiblichen Versuchspersonen mehr redeten. Die untersuchten Gespräche fanden unter unterschiedlichen Bedingungen statt, deshalb unterscheiden James und Drakich, ob das Gespräch unter formellen bzw. institutionellen Bedingungen und im Hinblick auf Aufgabenorientierung geführt wird, oder ob es in einem privaten, informellen Rahmen mit - oder ohne - Aufgabenorientierung stattfindet. Diese Faktoren ergeben Gespräche unterschiedlichen Typs, die den GesprächspartnerInnen unterschiedliche Möglichkeiten bieten, z.B. Problemlösung vs. Smalltalk. Da bei aufgabenorientierten Gesprächen in formellem Rahmen intellektuelle Kompetenz eine große Rolle spielt und diese automatisch Personen mit höherem Status zugesprochen wird, wird Männern, was die Redemenge betrifft, mehr Raum zur Verfügung gestellt. 67% der von James und Drakich untersuchten Studien, die die Redemenge in formellen, aufgabenbezogenen Gesprächen untersuchten, konnten die männliche Dominanz feststellen. Dasselbe galt auch für aufgabenorientierte informelle Gesprächsakte. Im informellen, nicht aufgabenorientierten Kontext fanden nur 37,5% eine größere Redemenge der Männer (James/Drakich 1993, zit. nach Klann-Delius 2005: 58-59).

Neben dem Gesprächstyp sind auch die geschlechtliche Zusammensetzung der Gruppe, sowie die Beziehungen der Versuchspersonen zueinander ausschlaggebend für die Redemenge. Andere Untersuchungen unterstreichen die Bedeutung des sozialen Status der GesprächspartnerInnen (vgl. Gräßel 1991). Weitere Einflussfaktoren sind Gesprächsthema, Gruppengröße und individuelle Persönlichkeitsmerkmale. Die Redemenge ist also nicht nur vom Faktor Geschlecht abhängig (vgl. Klann-Delius 2005: 59-60).

Die Redemenge als eindeutiges Maß für Gesprächsdominanz zu interpretieren, ist umstritten, da die Themenkontrolle auch durch kurze, strategisch gut platzierte Beiträge erlangt werden kann (Itakura 2001, zit. nach Klann-Delius 2005: 61).

Durch die Erkenntnis, dass unterschiedliche Faktoren Einfluss auf die Redemenge nehmen können, zeichnet sich meiner Meinung nach ein Übergang von der Defizit- zur Differenzhypothese ab.

6.2.4.2. Unterbrechungsverhalten

Unterbrechungen werden als Zeichen von Dominanz gedeutet, sie gelten als aggressiver Akt um die Themenentwicklung zu kontrollieren. Wird ein Dialog geführt, müssen die Redebeiträge nacheinander folgen; die GesprächspartnerInnen müssen ihrem Gegenüber Aufmerksamkeit entgegen bringen, um die „übergaberelevante Stelle“ zu erkennen und das Rederecht auszutauschen. Das Konversationsmodell von Sacks et al. beschreibt dies als „turn-taking-System“ (Sacks et al. 1974, zit. nach Klann-Delius 2005: 61-62). Echte Unterbrechungen verletzen im Gegensatz zu kleinen Irrtümern wie Überlappungen dieses turn-taking-System.

Candace West und Don Zimmerman führten 1975 eine Studie durch, bei der sie 10 Gespräche unter 2 Frauen, 10 Gespräche unter 2 Männern und 11 gemischtgeschlechtliche Gespräche hinsichtlich Geschlechterdifferenzen bei Unterbrechungen und Überlappungen untersuchten. Die GesprächsteilnehmerInnen kannten einander meist gut und die Aufzeichnung des Materials erfolgte verdeckt an Orten wie Lokalen oder Geschäften. Bei den gleichgeschlechtlichen Gesprächen kam es zu 7 Unterbrechungen und 22 Überlappungen. Bei den gemischtgeschlechtlichen ergaben sich 48 Unterbrechungen, die zu 98% von den Männern verursacht wurden und 9 Überlappungen, zu 100% männlich produziert. In der Folgestudie 1983 glichen West und Zimmerman die Versuchspersonen bezüglich Alter und Bekanntheitsgrad besser aneinander an, erhoben die Daten im Labor und bestimmten die Kategorie „Unterbrechung“ genauer. Auch diese Analyse ergab einen höheren Unterbrechungsanteil (75%) auf Seiten der Männer (West/Zimmerman 1983, zit. nach Klann-Delius 2005: 62-63).

Kritisiert wurde vor allem die Grundthese, dass jede Unterbrechung als dominantes Verhalten und absichtliche Verletzung des Rederechts zu interpretieren ist. Unterbrechungen können auch aus kollaborativen, unterstützenden Absichten erfolgen; z.B. wenn gemeinsam eine Anekdote erzählt oder eine Idee entwickelt wird.

Carole Edelsky analysierte Gespräche bei einer Fakultätsversammlung, bei der 7 weibliche und 4 männliche Mitglieder teilnahmen. Beim Versuch, diese zu transkribieren, stieß sie auf Strecken, bei denen sie nicht feststellen konnte, wer das Wort hatte. Sie nannte diese Art „F2“ (von „floor“), im Gegensatz zu den Abfolgen mit klarer Struktur, wo nur eine Person nach der anderen sprach. Die F2s beschreibt Edelsky als „kollaborative Unternehmen“; Personen zeigten einander, dass sie sich auf der „gleichen Wellenlänge“ befanden und etablierten – oft auf humorvolle Weise – Kameradschaft. (vgl. Edelsky 1984: 324-326). Es ging also nicht um einen Kampf um das Rederecht. Während die Männer in den F1 Einheiten längere Beiträge als die Frauen produzierten, waren in den F2 Einheiten die Beiträge gleich lang. Da die F1s durch einen einzigen Sprecher und hierarchische

Interaktionen gekennzeichnet seien, würden sich Frauen mehr auf die F2s konzentrieren, um sich leichter selbst behaupten und mehr aus ihrem Sprachrepertoire realisieren zu können. Die F2s würden einen angenehmeren, informellen und anonymisierenden Kontext bieten. Gleichzeitig wären sie äußerst „befriedigende Kommunikationssituationen“, interessant, abwechslungsreich und amüsant. Daher sei es auch im Interesse der Männer, ihre Sprechzeit zu reduzieren, um an den F2s teilnehmen zu können. Edelsky interpretiert die F2s als gleichrangige gemischtgeschlechtliche Interaktionen (vgl. Edelsky 1984: 327-329).

Wenn das Rederecht generell als abgesichert gilt, können Unterbrechungen zugelassen werden, argumentiert Senta Trömel-Plötz. Diese Unterbrechungen sind dann keine Verletzungen des Rederechts, sondern nur ein vorübergehendes Suspendieren. Auch meint sie, dass Frauen eher inhaltlich unterstützend unterbrechen und nicht um ein neues Thema einzuführen (vgl. Trömel-Plötz 1996a: 372).

Deborah Tannen betont die kooperative Wirkung der Simultanrede, durch sie können GesprächsteilnehmerInnen Begeisterung und aktive Teilnahme signalisieren. Sie nennt diesen Sprechstil, bei dem es um gegenseitige Bestätigung geht, „positive face“ und beobachtet ihn bei bestimmten Kulturen wie z.B. dem jüdischen New York (Tannen 1989, zit. nach Klann-Delius 2005: 64). Wenn stark involvierte SprecherInnen mit anderen SprecherInnen, die einen ähnlichen Stil haben, den „überlappenden“ Stil gebrauchen, wird keine Unterbrechung ausgelöst (vgl. Tannen 1997: 76). Laut Tannen hat die Überlappung generell in zwanglosen Gesprächen eher kooperative als hemmende Wirkung, und selbst wenn die Überlappung hemmend wahrgenommen wird, kann die Intention, mit der sie erfolgt ist, kooperativ gewesen sein (vgl. Tannen 1997: 74). Das Modell des Gesprächs als Ablauf, bei dem jeweils nur eine Stimme zu hören sein sollte, sei wesentlich für frauenfeindliche Stereotype: „Es ist wahrscheinlich auf ihren Gebrauch der kooperativen Überlappung zurückzuführen, dass Frauen in Gesprächen untereinander häufig als laut gackernde Hühner stereotypisiert werden.“ (Tannen 1997: 75)

Unterbrechungen sind also abhängig vom Kontext des Gesprächs, sie können sowohl Verletzungen des Rederechts, als auch Zustimmung und Unterstützung bedeuten.

West und Zimmerman betrachten das Unterbrechungsverhalten noch unter dem Gesichtspunkt der Defizitkonzeption: Männliche Probanden verursachten häufiger Unterbrechungen, was als dominantes Verhalten und absichtliche Verletzung des Rederechts interpretiert wurde. Edelsky und Tannen betonen im Sinne der Differenzkonzeption die kollaborativen, unterstützenden Absichten von Unterbrechungen.

6.2.4.3. Gesprächsarbeit

Wenn der Sprechakt immer auch als Mittel der Machtetablierung gewertet wird, dann ist der für das Gespräch notwendige Arbeitsaufwand eine Möglichkeit, diese Macht zu messen. Mächtiger ist, wer mit geringem Aufwand möglichst viel erreicht, wer wenig investieren muss und trotzdem im Gespräch bleibt. Dominanzverhalten im Gespräch ist aber oft auch ein Zeichen für höheren Status, unabhängig von der Variable Geschlecht (vgl. Postl 1991: 65).

Ein Gespräch muss in organisiertem Rahmen ablaufen, dazu gehören bestimmte Formeln zur Eröffnung und Beendung, sowie zeitliche und inhaltliche Rahmenbedingungen, über die sich die GesprächspartnerInnen einig werden müssen. SprecherInnen- und HörerInnenrolle müssen abwechselnd eingenommen werden. Um Kommunikation zu betreiben, bedarf es kollaborativer Leistungen, die als Gesprächsarbeit bezeichnet werden können (West/Garcia 1988, zit. nach Klann-Delius 2005: 68). Bei der thematischen Gesprächsarbeit geht es um die Initiierung, die Aufrechterhaltung und Bearbeitung, die Verschiebung und den Wechsel von Themen (vgl. Klann-Delius 2005: 71).

Die Geschlechterdifferenzen bei der Gesprächsarbeit wurden anhand von Minimalreaktionen, auch „backchannels“ genannt, und anhand von Arten der Themeneinführung, -gestaltung und -durchsetzung untersucht. Minimalreaktionen wie „hmm“, „ach ja“, „stimmt“ etc. zeigen Aufmerksamkeit und Involviertheit der zuhörenden Person. Sie dienen nicht dazu, das Rederecht zu beanspruchen. Was genau als „backchannel“ gewertet wird, unterscheidet sich von Studie zu Studie. Die Tendenz, dass Frauen öfter Minimalreaktionen produzieren, konnte in den meisten nachgewiesen werden. Weiters merkt Klann-Delius an, dass auch Dominanz als Persönlichkeitsmerkmal, Gruppengröße bzw. -zusammensetzung und der Gesprächstyp (kompetitiv oder kooperativ) den Einsatz von Minimalreaktionen beeinflussen (vgl. Klann-Delius 2005: 68-70).

Pamela Fishman verbindet die These von der Konversation als Arbeit mit der Annahme, dass diese Arbeit geschlechtlich asymmetrisch verteilt ist und dass von Frauen traditionell mehr Gesprächsarbeit erwartet wird, während Männer die Themen definieren und kontrollieren. Ob ein Versuch, eine Unterhaltung herzustellen, erfolgreich ist, hängt von der Bereitschaft der Teilnehmenden zur interaktionellen Arbeit ab (vgl. Fishman 1984: 128-129). Fishman beobachtete in ihrer Studie von 1984 Privatunterhaltungen von drei Paaren in häuslichem Umfeld. 47 Themen wurden von den Frauen, 29 von den Männern eingeführt. Da ein Themenvorschlag als Versuch gewertet wurde, ein Gespräch in Gang zu setzen, lässt sich aus diesen Zahlen ablesen, dass die Frauen mehr Gesprächsarbeit leisteten. Von den 47 weiblich vorgeschlagenen Themen waren aber nur 17 erfolgreich, wohingegen 28 der 29 männlichen Themen weiter verfolgt wurden. Die Inhalte waren nicht

der Grund für die Ablehnungen, da die Themen fast völlig ident waren. Fishman führt dieses Ergebnis auf die fehlende Bereitschaft der Männer zurück, auf die von den Frauen vorgeschlagenen Themen einzugehen und aktiv daran zu arbeiten, daraus ein Gespräch zu entwickeln. Sie reagierten nur minimal und zeigten wenig Interesse. Die Frauen hingegen bemühten sich um die Weiterentwicklung der männlichen Themen, z.B. durch Fragen. Die erfolgreiche Konversation kam nur zustande, wenn beide zusammen Arbeit investierten. Dadurch definierten die Männer innerhalb der Beziehung, welche Themen wichtig seien und welche nicht (vgl. Fishman 1984: 132-33). Eine weibliche Strategie für die Aufrechterhaltung von Gesprächen ist es, Fragen zu stellen bzw. Aussagen als Fragen zu formulieren. Im Gegensatz zu Lakoff, die Fragen als Zeichen der Unsicherheit wertet, beschreibt Fishman sie als interaktiv, als „kraftvolle Mittel der Konversation“, um auf strategische Weise eine Reaktion des Gegenübers zu erhalten (Fishman 1984: 135). Ein weiteres Mittel zur Erlangung von Aufmerksamkeit, das Frauen doppelt so oft verwendeten, ist, vorgeschlagene Themen als interessant zu etablieren („Das ist wirklich interessant!“). Auch das Verwenden der Äußerung „Weißt du?“ ist ein solcher Mechanismus, um das Gegenüber zu involvieren. Diese Technik ist wieder kein Beweis für weibliche Unsicherheit, sondern für die Arbeit, die sie leisten, um aus einer unsicheren Unterhaltung eine erfolgreiche zu machen (vgl. Fishman 1984: 135-139). Für Fishman liegt der Grund für die vermehrte weibliche Gesprächsarbeit in den Anforderungen an die weibliche Geschlechtsidentität. Frauen, die sich weigern, diese Arbeit für die Männer zu erledigen und selbst versuchen, Gespräche zu kontrollieren, sehen sich mit verschiedenen Vorwürfen konfrontiert: Sie werden beispielsweise als dominant empfunden und ihre Weiblichkeit wird in Frage gestellt (vgl. Fishman 1984: 139-140).

Fritjof Werner untersuchte 1981 zwei Gesprächstypen, nämlich eine Gruppendiskussion unter StudentInnen und ein konfliktgeladenes Privatgespräch zwischen einer Frau und einem Mann. Werner stellt fest, dass Männer eher selbstbezogen handeln, nur zum Gespräch beitragen, wenn das Thema sie betrifft und den Frauen Themenvorschläge und das Bestätigen und Bearbeiten von Redebeiträgen überlassen (Werner 1983, zit. nach Klann-Delius 2005: 71).

Die Ergebnisse sind unter dem Gesichtspunkt der Defizit-Hypothese zu verstehen: Die Konversationsarbeit ist asymmetrisch verteilt, Frauen müssen mehr leisten um ein Gespräch in Gang zu halten, Männer geben hingegen die Themen vor.

6.2.4.4. Kommunikative Orientierungen

Den Geschlechtern werden verschiedene kommunikative Eigenschaften zugeschrieben; Frauen gelten als kooperativer, was durch ihre angeblich größere Emotionalität und

Sensibilität begründet wird, Männer werden als wettbewerbsorientierter und selbstdarstellerischer geschildert. Das weiblich kooperative Kommunikationsverhalten wurde besonders bei Gesprächen unter Frauen beobachtet, ist also nicht als Reaktion auf männliche Dominanz im Gesprächsablauf zu verstehen (vgl. Klann-Delius 2005: 73; Trömel-Plötz 1996a: 365f).

Senta Trömel-Plötz geht von einem weiblichen und einem männlichen Sprachstil aus, sie betont den asymmetrischen Ablauf von zwischengeschlechtlichen Gesprächen (vgl. Trömel-Plötz 1993: 136). Selbst wenn Frauen die gleiche Aussage machen, werden sie anders gehört und anders verstanden (vgl. Trömel-Plötz 1993: 142). Männer sprechen direktiv und führen dominante Sprechhandlungen aus, mit denen sie in den Autonomiebereich der Angesprochenen eingreifen. Frauen modifizieren dominante Sprechakte, um ihr Gegenüber nicht einzuschränken, sondern um eine gemeinsame Basis zur Verständigung zu schaffen. Für Trömel-Plötz hat die „weibliche Sprache“ den Status eines Idealkonzepts (vgl. Trömel-Plötz 1996a: 368). „Der Wille, mit anderen zusammenzuarbeiten, anstatt Autorität einzusetzen, die Macht zu teilen, anstatt auf Macht zu bestehen, der Wille zur Verständigung, ist vielleicht die hervorstechendste Eigenschaft von Frauengesprächen.“ (Trömel-Plötz 1996a: 372).

Anthony Mulac beschreibt den „gender linked language effect“, wonach Frauen mehr Füllwörter, Intensifikatoren und Aktionsverben verwenden, öfter Fragen stellen, und auf Emotionen Bezug nehmen; Männer hingegen unterbrechen häufiger, verwenden „hedges“ (wie well, y’know, like), elliptische Formen, Bezüge auf Quantität, beurteilende Adjektive, Direktiva und Ortsangaben (Mulac et al. 1988, zit. nach Klann-Delius 2005: 74). Der männliche Stil sei „[...] direct, succinct, personal and instrumental. Female preferences are at the other end of these stylistic dimensions – indirect, elaborate, and affective“ (Mulac 1998, zit. nach Klann-Delius 2005: 74)

Die These von den zwei verschiedenen Sprachstilen wird auch von Deborah Tannen vertreten: Mädchen und Jungen würden in verschiedenen Kulturen aufwachsen, daher würden Gespräche zwischen Frauen und Männern die Merkmale interkultureller Kommunikation aufweisen (vgl. Tannen 1991: 17). Männer erleben sich als Teil einer hierarchischen sozialen Ordnung, in der Gespräche zur Sicherung oder Verteidigung ihrer Position dienen. Frauen sehen sich als Individuen in einem Netzwerk zwischenmenschlicher Beziehungen; „In dieser Welt sind Gespräche Verhandlungen über Nähe, bei denen man Bestätigung und Unterstützung geben und erhalten möchte und Übereinstimmung erzielen will. Man will sich davor schützen, von anderen weggestoßen zu werden. So gesehen, ist das Leben eine Gemeinschaft, ein Kampf um die Bewahrung der Intimität und die Vermeidung von Isolation.“ (Tannen 1991: 20)

Die unterschiedliche kommunikative Orientierung der Geschlechter liegt laut Mulac, Tannen u.a. in ihrer unterschiedlichen Sozialisation begründet. In den beiden parallel existierenden Kulturen gelten andere Normen, Wertvorstellungen und Verhaltensmuster, die eine geschlechtsspezifische Entwicklung des Werkzeugs Sprache zur Folge haben – Beziehungsregulierung vs. Selbstbehauptung. Aufgrund dieser zwei aufeinander prallenden Welten – Tannen vergleicht ja die Gespräche zwischen Frauen und Männern mit interkultureller Kommunikation – kommt es zu Verständigungsschwierigkeiten. Diese These findet sich auch in zahlreichen Beziehungsratgebern wieder: Frauen reagieren auf Konflikte unterstützend und emotional, Männer schlagen aufgabenorientiert Lösungen vor oder versuchen den Konflikt durch Themenwechsel oder Ablenkung zu vermeiden (vgl. Klann-Delius 2005: 75).

Die Zwei-Kulturen Theorie aufgrund der unterschiedlichen Sozialisation der Geschlechter erlangte durch Selbsthilfe-Bücher große Popularität. Hier sind Deborah Tannens (bereits oben zitiertes) Buch „You just don't understand“ (dt. „Du kannst mich einfach nicht verstehen“) und John Gray mit „Men are from Mars, women are from Venus“ zu nennen. In diesen Büchern wird sowohl weibliches als auch männliches Sprachverhalten kritisiert; Ziel ist, die Kommunikationsprobleme zu beseitigen. Die Forderung nach Gleichberechtigung der Geschlechter fehlt aber. Kritisch zu Tannen ist somit anzumerken, dass sie zwar Gesprächsverhalten im Hinblick auf die Kategorie Geschlecht analysiert, Machtaspekte aber nicht miteinbezieht: „Selbsthilfe-Bücher von Tannen [...] sollen, so ihr selbsternannter Anspruch, die Kommunikation zwischen den Geschlechtern (wieder) möglich machen, ohne zu einer geschlechtlichen Angleichung zu führen. Die Zwei-Kulturen-Theorie ist von den Differenz-Linguistinnen vor allem für ihre Nicht-Beachtung von Machtunterschieden kritisiert worden.“ (Hornscheidt 2000: 283)

Eine weitere Kritik an Tannens Buch „Du kannst mich einfach nicht verstehen“ liefert Candace West (vgl. West 1996: 177-178). Durch die Berufung auf interkulturelle Unterschiede als Auslöser für Kommunikationsprobleme zwischen den Geschlechtern vermeidet Tannen, den Sprechenden Verantwortlichkeit für ihre Handlungen zuzuschreiben. Außerdem seien hauptsächlich Frauen als Adressatinnen ihrer Ratschläge gemeint, Frauen müssen traditionell die Handlungen der Männer interpretieren, und nicht umgekehrt. Tannens Berufung auf „kulturelle Unwissenheit“ und ihre angebliche Problemlösung durch „kulturelle Wertschätzung“ sei skeptisch zu sehen. West argumentiert, dass „Bikulturalismus“ schon eine Bedingung für Frauen in unserem Kulturkreis sei. Kinder lernen nicht irgendeine beliebige Menge an verschiedenen linguistischen Normen: „Jungen lernen Verhalten, das für die öffentliche Sphäre nützlich ist (Selbstbehauptung, Wettkampf, Dominanz), während Mädchen passendes Verhalten für die private, häusliche Sphäre lernen (Förderung, Intimität, Orientierung auf die Bedürfnisse und Gefühle anderer hin).“

(Cameron 1992, zit. nach West 1996: 178). Linguistische Arbeit wird also geschlechtsspezifisch aufgeteilt, das passiert natürlich nicht willkürlich. Warum das so ist, diese Frage stellt Tannen nicht.

Die Theorie der zwei verschiedenen Kommunikationskulturen – kooperative Frauen vs. kompetitive Männer – wird in der Studie von Elizabeth Aries 1984 zum Teil bestätigt. Sie untersuchte das Stereotyp, Frauen seien kooperativ, expressiv und unterstützend, Männer hingegen objektiv, analytisch und statusorientiert in männlichen, weiblichen und gemischtgeschlechtlichen Gruppen (vgl. Aries 1984: 114-126).

In den gemischten Gruppen initiierten und erhielten Männer mehr Interaktion, waren also die aktiveren Sprecher. Aber auch in den Gruppensitzungen, in denen Frauen ein vergleichbares Maß an Interaktion initiierten, richteten die Frauen die meisten ihrer Beiträge an Männer – vermehrte Kommunikation von Frauen bedeutete nicht auch vermehrte Kommunikation unter Frauen (vgl. Aries 1984: 116). Interaktionsmuster und der Inhalt der Diskussion in den männlichen Gruppen fokussierten auf Status, Wettstreit und Leistung, in den weiblichen Gruppen ging es um Gefühle, affiliative Interessen und persönliche Verbindungen. In den gemischten Gruppen wurden durch eine Betonung der Gemeinsamkeiten die Herstellung gegengeschlechtlicher Beziehungen möglich; es kam zu einer größeren Spannung, mehr Schweigen, größerer Unsicherheit und defensivem Verhalten. Obwohl die Männer in diesem Kontext verbal dominierten, beeinflussten die Frauen die Interaktion: Das statusorientierte Verhalten der Männer wurde verringert und ihre interpersonelle Orientierung erhöht. In männlicher Gegenwart hatten die Frauen aber niedrigere gesellschaftliche Bedeutung füreinander und ließen die Männern ihre männlichen Themen besprechen.

Aries bietet zwei Erklärungsansätze: Erstens die unterschiedliche Sozialisation, kooperative Frauen vs. kompetitive Männer. Geschlechtsrollen-Normen müssen eingehalten werden: Männer müssen Macht und Einfluss behaupten, Frauen die größere Machtkompetenz der Männer akzeptieren und sich weiblich-kooperativ verhalten (Sonst kommt der Vorwurf: „Sie ist gar keine wirkliche Frau!“). Pamela Fishman meint, dass wir ständig unser Geschlecht „beweisen“ müssen, wodurch unsere Identität geformt wird (vgl. Fishman 1984: 128-129). Dieser erste Erklärungsansatz lässt sich mit der vorher besprochenen Theorie der zwei verschiedenen Kommunikationskulturen vereinbaren. Zweitens der höhere gesellschaftliche Status der Männer: Aries beschreibt kleine Gruppen als „Mikrokosmos“, die das gesamtgesellschaftliche Muster von männlicher Dominanz enthüllen. Die Aufmerksamkeit der Frauen richtet sich auf Männer, weil sie mehr Status haben, und nicht auf andere Individuen mit wenig Status (vgl. Aries 1984: 118-119).

Helga Kotthoff argumentiert, dass mit der unterschiedlichen Sozialisation nicht alle Unterschiede im Gesprächsverhalten von Frauen und Männern erklärt werden können. Sie befürwortet einen komplexeren Ansatz, der unterschiedliche Faktoren betrachtet:

„[...] gesellschaftliche Machtasymmetrien der Geschlechter, eine geschlechtsorientierte Arbeitsteilung, verschiedene Sozialisation und dort sich bildende subkulturelle Interaktionsstrategien, medial vermittelte Idealbilder von Weiblichkeit und Männlichkeit, Geschlechterideologien und ein sich in all diesem kommunikativ positionierendes Selbst, welches sich in dauernder Interaktion mit seinem Umfeld befindet.“ (Kotthoff 1996: 9)

Obwohl die meisten Studien feststellen, dass sich Männer häufiger als Gruppenleiter durchsetzen und kompetitiv verhalten, ist Dominanz auch von anderen Faktoren wie Persönlichkeitsdispositionen, dem Bekanntheitsgrad der GesprächspartnerInnen, der Zusammensetzung der Gesprächsgruppe etc. abhängig. Auch Frauen verhalten sich kompetitiv, Männer emotional einfühlsam: Die Breite des Stilrepertoires von Frauen und Männern wird oft unterschätzt, Stile werden je nach Kontext unterschiedlich stark angewendet. Außerdem gibt es natürlich auch erfolgreiche zwischengeschlechtliche Kommunikationsabläufe, auf die nicht die Merkmale interkultureller Kommunikation zutreffen (vgl. Kotthoff 1996: 12; Klann-Delius 2005: 76-77).

Allerdings muss folgendes eingewandt werden: Wenn Frauen versuchen, offensiv zu argumentieren und ihre Position durchzusetzen, werden sie oft mit gesellschaftlichen Sanktionen konfrontiert. Helga Kotthoff nennt das die „Erfolgsangst-Problematik“ (vgl. Kotthoff 1984: 94). Wenn ein Mann sich in Gesprächssituationen unnachgiebig und kämpferisch zeigt, wertet er so seine Männlichkeit auf; die „aktuelle Verhaltenserfordernis“ widerspricht nicht seiner Geschlechtsidentität. Frauen können auf diese Weise nicht ihre Weiblichkeit bestätigen. Für Männer und Frauen gelten unterschiedliche Gesprächsregeln, somit ist der Ratschlag, dass sich Frauen wie Männer verhalten sollen, oft nicht zielführend (vgl. Kotthoff 1984: 111). Dazu Senta Trömel-Plötz:

„Wenn wir selbstbewusst und selbstsicher reden, sind wir schnell arrogant und überheblich, wenn wir auf unsere Meinung beharren und nicht nachgeben, sind wir aggressiv. Wenn wir uns für Frauen einsetzen oder uns gegenseitig unterstützen, sind wir störend, wenn wir witzig sind, sind wir frech, wenn wir laut reden, sind wir unfein, und wenn wir vorsichtig und bescheiden und so reden, wie es sich für uns gehört, dann sind wir inkompetent, und niemand hört uns zu.“ (Trömel-Plötz 1993: 142)

Trömel-Plötz nennt das eine „double-bind“-Situation: Um ernst genommen und gehört zu werden, muss eine Frau wie ein Mann reden. Folgt sie diesem Schema, wird sie als Frau entwertet: Sie ist männlich, eine Intellektuelle, keinesfalls feminin. Männer akzeptieren sie auch weiterhin nicht, Frauen wollen sich nicht mit ihr identifizieren. Die andere Möglichkeit besteht darin, sich den weiblichen Geschlechtsrollenstereotypen zu fügen und sich schwach, höflich, hilflos und liebenswürdig zu geben. Darauf hin wird frau nicht ernst genommen und braucht nicht gehört zu werden (vgl. Trömel-Plötz 2007a: 70-71).

Elizabeth Aries Studie bezüglich Persönlichkeitsdisposition und dominantem Gesprächsverhalten zeigt, dass in eingeschlechtlichen Gruppen Personen mit dominanter Persönlichkeitsstruktur auch den Gesprächsverlauf dominierten. In gemischtgeschlechtlichen Gruppen schien die Gegenwart von Mitgliedern des anderen Geschlechts „[...] Normen zu evozieren, die die Manifestation von dominanzorientierten Verhaltensweisen, wie sie mit der Persönlichkeit der Versuchsperson konsistent gewesen wäre, hinderten.“ (Aries 1984: 122). Persönlichkeitsvariablen erklären das Verhalten in eingeschlechtlichen Gruppen also besser als in gemischtgeschlechtlichen. In gemischten Gruppen wird das Verhalten durch Geschlechtsrollen-Normen bezüglich gegengeschlechtlicher Interaktion verändert, das heißt, dass sich dominante Frauen in der Interaktion mit Männern mehr unterordnen, aber auch dass Männer in Gegenwart von Frauen intimer agieren (vgl. Aries 1984: 122-123).

Eine weitere These zum Unterschied bei der kommunikativen Orientierung besagt, dass Frauen mit größerer emotionaler Expressivität kommunizieren. Das Gesprächsverhalten ist aber auch hier situationsabhängig. Frauen zeigten sich besonders offen in intimen, gleichgeschlechtlichen Freundschaftsbeziehungen, unter anderen Voraussetzungen waren sie nicht unbedingt emotionaler als ihre Gesprächspartner (vgl. Klann-Delius 2005: 77-78). Männer zeigten sich im Gespräch mit Frauen oder Freunden emotional expressiver als mit Männern oder Fremden (Athenstaedt et al. 2004, zit. nach Klann-Delius 2005: 78) und beim ersten „Date“ gaben Frauen und Männer einander gleich viele persönliche Informationen (Clark et al. 2004, zit. nach Klann-Delius 2005: 78). Emotionale Offenheit und Expressivität sowie eine größere Sensibilität für die Belange anderer sind keine immergängigen, ausschließlich dem weiblichen Geschlecht zuzuordnenden Charakterzüge.

Elizabeth Aries Studie zeigt, dass enge weibliche Freundinnen öfter als enge männliche Freunde über persönliche Themen (persönliche und familiäre Probleme, Zweifel und Ängste, intime Beziehungen, tägliche Aktivitäten, gemeinsame Interessen, Hobbys) sprechen. Das einzige Thema, in dem Männer die Frauen in punkto Häufigkeit übertrafen, war Sport. Sie schließt daraus, dass Frauen persönlicher orientiert sind, mehr intime Themen diskutieren und sich mehr in Verbindung zu anderen Menschen definieren. Aries

nennt als möglichen Grund, dass Intimität unter Männern gesellschaftlich sanktioniert wird, z.B. durch den Vorwurf der Homosexualität (vgl. Aries 1984: 120).

Aufgrund ihrer unterschiedlichen Sozialisation gibt es laut Differenz-Hypothese einen weiblichen Stil, der sich durch kooperatives Kommunikationsverhalten und das Streben nach sozialer Vernetzung auszeichnet. Im Gegensatz dazu der dominante, männlichen Stil, der den hierarchischen Aufstieg sichern soll. Problematisch ist der Umstand, dass durch diese Interpretation Stereotype festgeschrieben werden – Unterschiede zwischen den Geschlechtern werden als „natürlich“ zementiert. Denn es gibt durchaus auch kompetitives Verhalten unter Frauen, oder emotional expressive Gespräche unter Männern.

6.2.5. Sprache in Medien und anderen Institutionen

6.2.5.1. Fernsehdiskussionen und Moderationen

Ulrike Gräßel untersuchte 1991 fünf Fernsehdiskussionen, an denen 21 Frauen und 19 Männer teilnahmen; davon waren 10 Frauen Expertinnen und 14 Männer Experten. Die Analyse ergab, dass die entscheidende Variable der Status der Personen war. Ausschlaggebend für die Kommunikationssituation „Fernsehdiskussion“ war, ob die beruflichen Qualifikationen der TeilnehmerInnen diese zu ExpertInnen machten, oder ob sie aus persönlichen Gründen als „Betroffene“ deklariert wurden (vgl. Gräßel 1991: 283). Hinsichtlich des Unterbrechungsverhaltens, der Redezeit und der Menge der Redebeiträge zeigten sich zwar keine geschlechtsspezifischen Unterschiede, auch bei den rückversichernden „tag-questions“ kam Gräßel zum selben Ergebnis. Trotzdem gab es auffällige Unterschiede im Sprachverhalten von Frauen und Männern: Männer machten öfter Aussagen, die nicht auf den vorangegangenen Redebeitrag Bezug nahmen; Frauen hingegen machten mehr unterstützende Äußerungen (vgl. Gräßel 1991: 292-293).

Helga Kotthoff unterscheidet bei ihrer Untersuchung einen erklärenden und einen belehrenden Argumentationsstil, wobei ersterer dazu dient, das Gegenüber auf dasselbe Wissensniveau zu bringen, ohne sich dadurch zu profilieren. Beim belehrenden Stil wird das Wissen der anderen Person in Frage gestellt und die eigene Meinung höher bewertet. Kotthoff kommt zu dem Ergebnis, dass Männer einen belehrenden Stil, Frauen aber einen explorativ-erkundenden Stil zeigten (Kotthoff 1997, zit. nach Klann-Delius 2005: 85). Durch die Fragestellungen der Moderation wurde das begünstigt, da Männer eher Grundsatzfragen gestellt bekamen, Frauen hingegen um persönliche Stellungnahmen gebeten wurden (Kotthoff 2002, zit. nach Klann-Delius 2005: 85).

Senta Trömel-Plötz zeigt bei einer Analyse von zwei Fernsehdiskussionen den Mechanismus des „Sich-Anschließens“ auf, also des Übereinstimmens mit und des Unterstützens von anderen sprechenden Personen. In öffentlichen und kompetitiven Situationen schließen Frauen sich an, um zu Wort kommen zu können. Autonome Redebeiträge haben bei Frauen geringere Chancen zu gelingen als bei Männern, die das „Sich-Anschließen“ nur im Fall einer Gefährdung ihrer Beiträge nutzen (vgl. Trömel-Plötz 1984b: 289f).

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass es Männern eher um Wettstreit und Selbstbehauptung, Frauen um Informationsaustausch und Beziehungserhalt geht (vgl. Klann-Delius 2005: 86). Die Ergebnisse sind also eher im Sinne der Differenzkonzeption interpretiert worden.

Frauen sind als Nachrichtensprecherinnen und Moderatorinnen zunehmend präsenter (Süssmuth 2004, zit. nach Klann-Delius 2005: 91). Ob sich dadurch der Stil der Moderationen verändert hat, ist noch abzuklären; ebenso ob die in den 1980er Jahren festgestellte Tendenz, dass Männer häufiger Expertenstatus reklamieren und/oder er ihnen zugesprochen wird, oder ob heute Frauen vermehrt selbstbewusst agieren und ihre Position behaupten (vgl. Klann-Delius 2005: 92).

Senta Trömel-Plötz meint, dass Männer Frauen als Moderatorinnen aufgrund ihres niedrigeren sozialen Status als harmlosere, weniger kompetente Gesprächspartnerinnen einschätzen, deswegen weniger vorsichtig agieren, freier sprechen und mehr Informationen preisgeben. Moderatorinnen scheinen einen Teil ihrer Autorität abzugeben um Gleichrangigkeit herzustellen. Außerdem sind Männer aus dem privaten Umfeld gewohnt, Frauen gegenüber mehr Gefühle ausdrücken zu dürfen und über persönliche Dinge sprechen zu können, was ihnen in reinen Männerrunden verwehrt bleibt (vgl. Trömel-Plötz 1984c: 354-356). Eine „gelungene“ Fernsehdiskussion muss im männlichen Stil gehalten und kontrovers geführt werden, eine Position muss gewinnen. Frauenrunden geht es mehr um ein gemeinsam erarbeitetes Ergebnis (vgl. Trömel-Plötz 1984c: 365f).

Diese Erkenntnisse sind der Differenzkonzeption zuzuordnen.

6.2.5.2. Rechtssprache

Die Rechtssprache ist die öffentliche Sprache, die Sprache des Staats; die gesellschaftliche Realität lässt sich aus Gesetzen ablesen. „Eine Änderung der Sprache von Vater Staat in der Weise, dass Frauen sichtbar und hörbar werden, bedeutet, der Jahrhunderte langen verzerrten Verkleinerung der Leistungen der Frauen Einhalt zu gebieten. Die Rechtssprache ist nämlich Trägerin und Vermittlerin von Macht.“ (Grabrucker 1993: 21). In der Rechtssprache kommt besonders gut zum Ausdruck, dass Sprache ein Mittel sein kann,

um Macht auszuüben und diese auch abzuschotten: Nicht umsonst sind juristische Texte so abgefasst, dass der Respekt einflößende Imperativ des Rechtsstaates spürbar ist und Lailinnen, die sie nicht verstehen können, ausgegrenzt werden. Die geschlechtergerechte Veränderung der Rechtssprache

„[...] heißt, die verzerrt und überproportional in der Vergangenheit wahrgenommene Größe und Wichtigkeit der Männer auf das Normalmaß zu reduzieren. Die Sprache des öffentlichen Lebens ist ein Mittel der Vergrößerungstechnik, und die allumfassende Grammatik des generischen Maskulinums suggeriert eine Bedeutung und Vormachtstellung der Männer im Staat, die ausgedient hat und in dieser Ausschließlichkeit der Grundlage entbehrt.“ (Grabrucker 1993: 21)

1975 gab die EG „Richtlinien über die Anwendung des Grundsatzes des gleichen Entgelts für Männer und Frauen“ und der „Verwirklichung des Grundsatzes der Gleichbehandlung von Frauen und Männern beim Zugang zu Arbeitsplätzen, Berufsbildung, Beförderung und in bezug auf die Arbeitsbedingungen“ heraus, was in der BRD zum Verbot einer Arbeitsplatzausschreibung nur für Männer oder nur für Frauen führte. Das bedeutete die offizielle Anerkennung von weiblichen Berufsbezeichnungen – bisher konnten sich Frauen beispielsweise nicht als „Anwältin“ im Anwaltsverzeichnis eintragen lassen. Im Personalvertretungsgesetz 1986 in Hessen wurde das Femininum erstmals in der Rechtssprache verwendet und dem generischen Maskulinum eine Absage erteilt (vgl. Grabrucker 1993: 16-17).

Grabrucker beschreibt das generische Maskulinum als „[...] eine der Figuren im Recht, die den Blick auf möglicherweise gebotene Differenzierungen zwischen Frauen und Männern zur Erzielung tatsächlicher Gleichheit verstellt und Grundlage der Illusion ist, alle Menschen würden vom Staat gleich behandelt.“ (Grabrucker 1993: 27-28)

Sie zieht eine Parallele zur „Arbeiterbewegung“ Mitte des 19. Jhdts: Selbst wenn ein Gesetz sprachlich-formal alle Menschen einschließt, bedeutet das noch nicht inhaltliche Gerechtigkeit, weil die gesellschaftlichen Machtverhältnisse nicht miteinbezogen sind. Die Verwendung „neutraler“ Begriffe verschleierte nur die Tatsache, dass die sozialen Folgen eben nicht dieselben waren; so bedeutete beispielsweise das Gesetz, das dem „Bürger“ das Schlafen unter Brücken verbot, sicher keine Einschränkung für Wohlhabende. Der Kampf der ArbeiterInnen um faire rechtliche Behandlung führte zur Wahrnehmung der Probleme der benachteiligten sozialen Schichten und zur Abschaffung der „sprachlichen Scheinneutralität“. In Folge wurden Gesetze zum Schutz der sozial Benachteiligten erlassen: z.B. Jugendarbeitsschutz, Mutterschutz, Mieterschutz etc. Im Hinblick auf die Verwendung einer geschlechtergerechten Sprache in Gesetzestexten heißt das: Durch den

Gebrauch des Femininums wird der gedankliche Anstoß gegeben, beim Entstehungsprozess eines Gesetzes notwendige Differenzierungen mitzudenken (vgl. Grabrucker 1993: 27-28).

Da Frauen bis vor Kurzem die aktive Teilnahme an gesetzgebenden Prozessen verwehrt wurde, lässt sich aus dem Fehlen von femininen Bezeichnungen auch der „[...] Ausschluss vom schöpferischen Prozess der Mitgestaltung ‚kultureller Identität‘“ (Grabrucker 1993: 81) ablesen. Genau wie die Umgangssprache ist die Rechtssprache eben nicht unparteiisch: Femininum und Maskulinum bezeichnen in Gesetzestexten traditionell das natürliche Geschlecht der gemeinten Personen, und da sich Rechte auf Männer bezogen, wurde im Maskulinum formuliert. Das Femininum wurde nur für Sondervorschriften, die den Status der Frauen als außerhalb der Norm stehend festigten, verwendet. „So trug das Recht das seinige dazu bei, dass sich das Maskulinum als das Normale schlechthin anzeigende Genus herausbildete.“ (Grabrucker 1993: 81)

Durch den zunehmenden gesellschaftlichen Druck der Frauenbewegung und ihrer Forderung nach Gleichberechtigung kam es zum Artikel 109 der Weimarer Reichsverfassung und schließlich zum Artikel 3 Abs. 2 des Grundgesetzes. Formuliert wurde im generischen Maskulinum, das als geschlechtsindefinit auch Frauen rechtlich mit einschließen sollte. „Gerade das Grundrecht, das die Gleichberechtigung herstellen und sichern will, hatte im Bereich der Fachsprache zur Definition der Frau im Maskulinum geführt.“ (Grabrucker 1993: 82)

Wie sich im Laufe der Zeit zeigen sollte, hatten sich die Männer so ein Hintertürchen offen gelassen, um den Frauen je nach Belieben ihre neu erworbenen Rechte wieder aberkennen zu können... Zahlreiche Gesetzesänderungen mussten nachträglich gemacht werden, um der Gleichberechtigung nachzukommen und den Frauen den Zugang zu bisher verwehrt Berufen und Positionen zu ermöglichen (Das Amt des Schöffen war z.B. nur „einem Deutschen“ zugänglich, deshalb wurden Frauen nicht zugelassen.). Und diese inhaltlichen Klarstellungen waren deshalb nötig, weil das generische Maskulinum *eben nicht* selbstverständlich geschlechtsneutral ausgelegt wurde: „Gesetze waren selbst aufgrund des Durchbruchs der Gleichberechtigung noch nicht im generischen Maskulinum zu lesen, sonst hätte es keiner materiell-rechtlichen Gesetzesänderung bedurft.“ (Grabrucker 1993: 110)

Ein weiteres Beispiel für unlogisches Vorgehen war das Voranstellen des Adjektivs „weiblich“ vor das Maskulinum, wenn explizit Frauen gemeint sein sollten, das Adjektiv „männlich“ war aber nicht erforderlich. So wurde signalisiert, dass die Frau eine Abweichung von der Norm, eine Ausnahmeerscheinung war, wie der traditionelle öffentliche Diskurs über „natürliche“ weibliche Defizite nachzeichnet. Von feministischer Seite wird oft der Vergleich zwischen sexistischer und rassistischer Sprache gezogen: So wurden die

Leistungen von AfroamerikanerInnen als etwas Außerordentliches kategorisiert: „die schwarze Sängerin“, „the negro writer“. Niemand würde natürlich „der weiße Präsident“ formulieren, er ist einfach „der Präsident“ (vgl. z.B. Trömel-Plötz 2007c: 110). Bezeichnungen wie „Richter“, „Präsident“ oder „Abteilungsleiter“ waren auch nicht geschlechtsneutral gemeint, sondern sollten ja ursprünglich Männern vorbehalten bleiben (vgl. Grabruker 1993: 112-114). „Das Argument, diese Titel seien lediglich Funktionsbegriffe, trat erst mit der zunehmenden Zahl von Frauen in diesen Positionen auf und innerhalb der Diskussion der letzten Jahre zur Rechtfertigung der Abwehr sprachlicher Veränderungen.“ (Grabruker 1993: 114-115)

Das generische Maskulinum erwies sich aber auch sehr praktisch, wenn es darum ging, Frauen aus Positionen wieder auszuschließen: Zum Beispiel wurden in einem Zusatz zum Reichsbeamtenengesetz 1933 „weiblichen Beamten“ zahlreiche Steine in den Weg gelegt, um sie einsparen zu können. Praktischer Weise konnte das generische Maskulinum jetzt wieder geschlechtsspezifisch interpretiert werden, was sprachliche Änderungen des Reichsbeamtenengesetzes überflüssig machte. Ähnlich bei der „Verordnung zur Freimachung von Arbeitsstellen“ 1919: Hier versteckte man sich offensichtlich hinter dem wieder generisch gemeinten Maskulinum und formulierte für „Arbeitnehmer“, obwohl nur Arbeitnehmerinnen entlassen werden sollten, um nach Kriegsende ihre Arbeitsplätze wieder den Männern zu überlassen (vgl. Grabruker 1993: 116-117).

Im Nationalsozialismus wurde Frauen das kurz vorher erkämpfte Recht zur Ausübung juristischer Berufe durch Erlässe des Reichsministeriums für Justiz untersagt. Die betreffenden Gesetze waren beim Eintritt der Frauen in die Berufswelt der Rechtsprechung nicht um feminine Personenbezeichnungen ergänzt worden, sondern die maskulinen Personenbezeichnungen wie „der Richter“ oder „der Rechtsanwalt“ wurden generisch interpretiert. Dieselben Gesetze wurden im Nationalsozialismus ganz einfach wieder geschlechtsspezifisch männlich ausgelegt, um den Ausschluss der Frauen zu rechtfertigen. Die Form der Gesetzestexte musste dafür nicht extra geändert werden (vgl. Grabruker 1993: 116).

Frauen wurden je nach Belieben eingeschlossen oder ausgeschlossen, da diese Veränderungen keinen sprachlichen Niederschlag in den Gesetzestexten fanden, fiel das nicht wirklich ins Auge. Die Diskriminierung der Frauen wurde durch neutrale Begriffe verschleiert. „Vor diesem Hintergrund ist ganz besonders die Methode der allseits favorisierten vorrangigen Neutralisierung aller Personenbezeichnungen in Gesetzen kritisch zu beurteilen.“ (Grabruker 1993: 117)

Das maskuline Nomen ist vor dem Gesetz die Norm. „Der Mann lebt in absolut sicherer Harmonie von Rechtsgeltung und Sprachbedeutung [...]“ (Grabruker 1993: 218)

Wenn das Bundesbeamtenrecht 1969 den Anspruch der „Beamtin“ auf Sonderurlaub zwecks Kinderbetreuung regelt und 1974 ein Witwer dasselbe Recht einfordert, wird nicht darüber nachgedacht, dass die „Beamtin“ den „Beamten“ mitmeinen könnte. Das Femininum darf nicht generisch gebraucht werden: Auch wenn 96% der Betroffenen Frauen sind, wird das Gesetz so umformuliert, dass es einheitlich „der Beamte“ heißt – die Geschlechtsidentität der Männer muss auf jeden Fall gewahrt werden. „Im Sinne des Gesetzes ist eine Frau also ein Mann.“ (Grabrucker 1993: 125)

Ein weiteres Beispiel für die verschleierte Diskriminierung von Frauen durch das generische Maskulinum ist §38 der „Bayrischen Laufbahnverordnung zur näheren Ausgestaltung der Beamtenverhältnisse“. Hier ist für den „Beamten“ eine längere Beförderungszeit vorgesehen, der weniger als zwei Drittel Arbeitszeit pro Woche vorweisen kann. Natürlich betrifft das fast ausschließlich Frauen, die Teilzeit arbeiten. Differenzierungen sind hier unumgänglich, die unterschiedlichen Lebensumstände von Frauen und Männern müssen berücksichtigt werden (vgl. Grabrucker 1993: 178).

„Aus der 200 Jahre alten Erfahrung, dass geschlechtsindefinite Personenbenennungen geeignetes Mittel waren und sind, Frauen gleiches Recht vorzuenthalten, weil dies am Wortlaut nicht auf den ersten Blick erkennbar ist, sondern Allgemeingültigkeit suggeriert, resultiert die Erkenntnis, dass sich mit der Benennung von Frauen auch der Inhalt der Normen wandeln wird.“ (Grabrucker 1993: 192)

Das bedeutet für die rechtliche Praxis, dass in Gesetzestexten, die nicht die Gleichstellung der Frau betreffen, das generische Maskulinum durch neutrale Formulierungen ersetzt werden kann. Dort aber, wo die defizitäre gesellschaftliche Stellung der Frau widergespiegelt oder fortgesetzt werden könnte, muss die Beidnennung (also Femininum und Maskulinum) zum Tragen kommen (vgl. Grabrucker 1993: 227).

Kritik an der Rechtssprache ist Kritik am Sprachsystem und daher der Defizitkonzeption zuzuordnen.

6.2.5.3. Schule

Was die Institution Schule betrifft, beschäftigen sich die Studien einerseits mit der Kommunikation zwischen LehrerInnen und SchülerInnen; andererseits mit der Darstellung von Geschlecht in den Lehrmaterialien. Zahlreiche Studien stellten fest, dass zwischen Jungen und Lehrpersonal generell mehr verbale Interaktionen stattfanden als zwischen Mädchen und Lehrpersonal. Jungen wurden öfter getadelt, aber auch öfter gelobt (vgl.

Klann-Delius 2005: 88). Mit Ende der Grundschulzeit glichen sich die Rückmeldungen der LehrerInnen mengenmäßig an, begannen sich aber bezüglich des Inhalts zu unterscheiden: Mädchen wurden für Gehorsamkeit gelobt und für falsche Antworten getadelt, Jungen wurden für richtige Antworten gelobt und für schlechtes Benehmen getadelt (Golombok/Fivush 1994, zit. nach Klann-Delius 2005: 89).

Dale Spender merkt an, dass auch die SchülerInnen selbst verinnerlicht hatten, dass Jungen für beachtenswerter gehalten wurden, was sich auf das Selbstvertrauen auswirkte: Mädchen meldeten sich seltener und beanspruchten weniger Aufmerksamkeit (vgl. Spender 1984: 73). Da es in unserer Gesellschaft als selbstverständlich gilt, die Jungen mehr zu beachten (in Schulklassen erhielten sie ca. zwei Drittel der Unterrichtszeit), konnte sich eine Aufmerksamkeitssteigerung von 30% auf 35% zugunsten der Mädchen schon als Bevorzugung dieser anfühlen. Dieser Umstand führte zu falschen Selbsteinschätzungen des Lehrpersonals, wie Spender aus eigener Erfahrung schreibt. Die Jungen selbst schienen zwei Drittel der Zuwendung des Lehrpersonals als ihren gerechten Anteil an Aufmerksamkeit zu betrachten und fühlten sich diskriminiert, sobald sie weniger bekamen, was zu unkooperativem Verhalten führen konnte (vgl. Spender 1984: 74-75). Auch Spender beobachtete, dass herausforderndes und selbstbewusstes Verhalten von Mädchen als negativ eingestuft wurde, während dasselbe Verhalten von Jungen anerkennend gefördert wurde (vgl. Spender 1984: 79).

Die Ergebnisse von Golombok/Fivush und Spender sind eher im Umfeld der Defizit-Hypothese anzusiedeln.

Studien über Schulbücher zeigen, dass weiterhin stereotype Geschlechterrollen tradiert werden. Frauen als Hauptfiguren sind seltener zu finden, und wenn, dann meist als Mutter oder Hausfrau. Im Gegensatz zu Männern, die in einer Vielzahl von Berufen arbeiten, werden die wenigen berufstätigen Frauen meist in dienenden oder helfenden Positionen gezeichnet, die wenig prestigeträchtig sind. Ulrike Fichera findet zwar, dass sich die Darstellung der Frauen in den deutschen Schulbüchern seit den 70er Jahren geändert hat: Es gibt mehr arbeitende Frauen in vielschichtigeren Berufen, und sie werden auch mit Attributen wie Abenteuerlust oder Mut versehen. Trotzdem entsprechen aber die Männerrollen in den Büchern weiter den Stereotypen. Daher schließt Fichera, „[...] dass Gleichberechtigung als Angleichung von Frauen an sogenannte ‚männliche Vorbilder‘, Verhaltensweisen, Lebensentwürfe, Normen u.ä. verstanden wird“ (Fichera 1994, zit. nach Klann-Delius 2005: 90).

Hier ist wieder die Defizitkonzeption als Grundhypothese anzunehmen.

6.2.5.4. Geschlechterdarstellungen in den Medien

Die Medien, allen voran das Fernsehen als das am häufigsten frequentierte, übermitteln nach wie vor stereotype Geschlechterdarstellungen, die die Lebenswelten der ZuschauerInnen prägen und die diese Stereotype weiterbefördern (Wood 1994, zit. nach Klann-Delius 2005: 92).

Auch hier findet die Defizit-Hypothese Anwendung. Nur sehr langsam setzt sich eine ausgewogenere, realistischere Darstellungsweise durch.

Der Vollständigkeit halber muss ich auf das Forschungsfeld der nonverbalen Kommunikation (z.B. Mimik, Blickkontakt, Berührungen, Gesten, Körperhaltungen) hinweisen, das ich aber aufgrund meiner Themenwahl nicht behandeln werde.

6.3. Resümee

Die beschriebenen linguistischen Analysen bewegen sich ausschließlich im Bereich der Defizit- und der Differenzkonzeption. Geschlecht als natürlich gegebene Kategorie – im Sinne von „doing gender“ – wird in all diesen Untersuchungen nicht in Frage gestellt. Im Hinblick auf eine Weiterführung der Naturalisierung von Geschlecht ist das problematisch zu sehen.

„Der größte Teil dieser Forschungsrichtung linguistischer Geschlechterforschung wirkt aus postmoderner feministischer Perspektive, wenn auch je nach Ansatz unterschiedlich, Geschlechterkonstruktionen festschreibend. Ihnen allen ist gemeinsam, dass sie Geschlecht durch Sprache ausgedrückt sehen und den Faktor ‚Geschlecht‘ dabei bis zu einem gewissen Grad als gegeben und unverrückbar präsupponieren.“ (Hornscheidt 2000: 287)

Aufgabe der linguistischen Geschlechterforschung ist es, sich von der Differenzkonzeption zu lösen und sich der Dekonstruktion zuzuwenden. Als Beispiel wäre Luise F. Pusch zu nennen: Sie schlägt Neutralisation und Geschlechtsabstraktion als Strategie bei Personenbezeichnungen vor („das Student“); da diese Lösungsmöglichkeit jedoch massive Eingriffe in die deutsche Sprache erfordern würde, ist die Umsetzung aber nicht sehr wahrscheinlich. Puschs experimenteller Umgang mit Sprache ist auf jeden Fall äußerst lesenswert (vgl. Pusch 1984: 46f).

Das Binnen-I lässt sich als Wortneuschöpfung, die die feminine und die maskuline Form in einer Personenbezeichnung vereint und das durch einen Großbuchstaben, der

entgegen der üblichen Praxis in der Wortmitte steht, betont, als eine Art „dekonstruktivistische“ Strategie interpretieren. Auch die Verwendung des generischen Femininums statt des generischen Maskulinums könnte als dekonstruktivistischer Ansatz verstanden werden.

7. Gender Mainstreaming

Gender Mainstreaming (GM) ist eine politische Strategie, die sich aus ausschließlich frauenbezogenen Ansätzen im Kontext von Entwicklungszusammenarbeit entwickelt hat. Bekannt wurde Gender Mainstreaming durch die UN-Weltfrauenkonferenzen in Nairobi (1985) und Beijing (1995); in der EU ist GM seit 1999 Bestandteil der Gleichstellungs- und Antidiskriminierungspolitik (vgl. Schenk 2008: 153-154).

„Die Europäische Union folgt dem Grundsatz, wonach die Chancengleichheit von Frauen und Männern („gender perspective“) systematisch in allen politischen Konzepten und Maßnahmen der Gemeinschaft systematisch, aktiv und sichtbar von Beginn an berücksichtigt werden muss.“ (EU o.J.)

Das bedeutet auch die Verwendung von geschlechtergerechter Sprache, was besonders durch die Betonung deutlich wird, die Maßnahmen sollen „sichtbar“ sein. Eine der Definitionen von Gender Mainstreaming der EU lautet:

Auszug aus der Mitteilung der Kommission vom 21. Februar 1996: „Einbindung der Chancengleichheit von Männern und Frauen in sämtliche politische Konzepte und Maßnahmen der Gemeinschaft“ [KOM(96)67 endg.]

„Die Unterschiede zwischen den Lebensverhältnissen, den Situationen und Bedürfnissen von Frauen und Männern systematisch in allen Politik- und Aktionsfeldern der Gemeinschaft zu berücksichtigen, das ist die Ausrichtung des ‚Mainstreaming‘-Grundsatzes, den die Kommission verfolgt. Es geht dabei nicht nur darum, den Frauen den Zugang zu den Programmen und Finanzmitteln der Gemeinschaft zu eröffnen, sondern auch und vor allem darum, das rechtliche Instrumentarium, die Finanzmittel und die Analyse- und Moderationskapazitäten der Gemeinschaft zu mobilisieren, um auf allen Gebieten dem Bedürfnis nach Entwicklung ausgewogener Beziehungen zwischen Frauen und Männern Eingang

zu verschaffen.“ (EU-Kommission 1996, zit. nach EQUAL-Leitfaden zu Gender Mainstreaming: 4)³

Der Europarat definiert wie folgt⁴:

„Gender mainstreaming is the (re)organisation, improvement, development and evaluation of policy processes, so that a gender equality perspective is incorporated in all policies at all levels and at all stages, by the actors normally involved in policy-making.“ (Europarat 1998: 15)

Europarat, Gender Mainstreaming: Rahmenkonzept, Methodik und Vorstellung bewährter Praktiken. Straßburg 1998.

„Gender Mainstreaming besteht in der (Re-) Organisation, Verbesserung, Entwicklung und Evaluierung der Entscheidungsprozesse, mit dem Ziel, dass die an politischer Gestaltung beteiligten Akteure und Akteurinnen den Blickwinkel der Gleichstellung zwischen Frauen und Männern in allen Bereichen und auf allen Ebenen einnehmen.“ (Europarat 1998, zit. nach EQUAL-Leitfaden zu Gender Mainstreaming: 4)⁵

Es darf nicht vergessen werden, dass eines der wesentlichsten Motive für Gender Mainstreaming-Maßnahmen ökonomischen Ursprungs ist. Immer mehr junge Menschen müssen eine möglichst hohe Qualifikation erreichen, und um den Anteil an Erwerbstätigen zu steigern, muss aufgrund der demografischen Merkmale westlicher Industriestaaten der Anteil an Frauen gesteigert werden. „Die Erwerbstätigkeit der Frau ist nach wie vor der Wachstumsmotor der Beschäftigung in der Europäischen Union [...]“ (EU 2008)

³ Auszug aus der Mitteilung der Kommission vom 21. Februar 1996: „Einbindung der Chancengleichheit von Männern und Frauen in sämtliche politische Konzepte und Maßnahmen der Gemeinschaft“ [KOM(96)67 endg.]: Das Originaldokument ist auf den Seiten der EU nicht mehr online abrufbar, daher zitiere ich aus dem EQUAL-Leitfaden der EU (siehe Literaturverzeichnis).

⁴ Da es sehr schwierig ist, älteres oder bereits archiviertes Material auf den Internet-Seiten der EU aufzuspüren, kann ich an dieser Stelle nur empfehlen, bei Fragen, die irgendwelche Originalquellen der Europäischen Union betreffen, sich an Europe Direct (00 800 6 7 8 9 10 11) zu wenden und nicht auf irgendwelchen Portalen herumzuirren, was buchstäblich die Suche nach der Nadel im Heuhaufen bedeutet. Auch der email-Kontakt mit dem Frauenministerium hat mir weitergeholfen (danke Frau Kölbl!!!!).

⁵ Hier nochmals dieselbe Stelle auf Deutsch, weil sie sehr oft zitiert wird. Das Originaldokument ist auf den Seiten der EU nicht mehr online abrufbar, daher zitiere ich aus dem EQUAL-Leitfaden der EU (siehe Literaturverzeichnis).

Das Ministerkomitee des Europarats gab 1990 eine Empfehlung zur Vermeidung von Sexismus in der Sprache heraus [Rec(90)4E, 21. February 1990: on the elimination of sexism from language].

„Considering, however, that the achievement of real equality between women and men is still being hindered by social, cultural and other barriers;

Stressing the fundamental role of language in forming an individual's social identity, and the interaction which exists between language and social attitudes;

Convinced that the sexism characterising current linguistic usage in most Council of Europe member states – whereby the masculine prevails over the feminine – is hindering the establishment of equality between women and men, since it obscures the existence of women as half of humanity, while denying the equality of women and men;

Noting also that the use of the masculine gender to denote people of both sexes is, in today's social context, a source of uncertainty about people – men or women – involved;

Aware of the importance of the role played by education and the media in shaping attitudes and behaviour; [...]

[The Committee of Ministers] Recommends that the governments of member states promote the use of language reflecting the principle of equality of women and men, and take any measures they consider appropriate with a view to:

1. encouraging the use, as far as possible, of non-sexist language to take account of the presence, status and role of women in society, as current linguistic practice does for men;
2. bringing the terminology used in legal drafting, public administration and education into line with the principle of sex equality;
3. encouraging the use of non-sexist language in the media.”

(Ministerkomitee des Europarats 1990: 1-2)

Ich habe diese Stelle deshalb so umfangreich zitiert, weil das die einzige ist, die ich finden konnte, wo der Europarat explizit die Verwendung nichtsexistischer Sprache in den Medien empfiehlt. Die soziale Realität wird von den Medien mitgeformt, durch die Verwendung von sexistischer Sprache werden Frauen diskriminiert: Geschlechtergerechte Sprache in den Medien wird als potentiell Mittel zur Umsetzung von Gleichberechtigung gesehen. Zum Gebrauch von geschlechtergerechter Sprache zu ermutigen, kommt natürlich keiner gesetzlichen Verpflichtung gleich. Medien nehmen im Vergleich zu anderen Institutionen einen Sonderstatus ein. Solange es diesbezüglich keine rechtlich bindenden Vorschriften

gibt, können die einzelnen Medien sich freiwillig zum Gebrauch geschlechtergerechter Formulierungen entschließen, Verbindlichkeit gibt es aber keine. Diese Argumentation gilt auch für den ORF – siehe mein Interview mit der Gleichstellungsbeauftragten Dr.ⁱⁿ Monika Rupp.

GM thematisiert Geschlecht, der Fokus liegt nicht mehr auf Weiblichkeiten, auch Männlichkeiten werden untersucht: Die Geschlechterverhältnisse werden durch die Interaktion von Frauen und Männern hergestellt, beide tragen die Verantwortung für Veränderungen. Das Ziel „Geschlechtergerechtigkeit“ wird von Politik, Verwaltung, Privatwirtschaft und anderen Institutionen verfolgt und so in die dominierenden Diskurse eingebunden (vgl. Schenk 2008: 154). Die dominierende Gender Mainstreaming-Praxis hat ein binäres Geschlechterverständnis, „gender“ wird als Synonym für „Frauen“ und „Männer“ verstanden. Die zweite Lesart für „gender“ berücksichtigt den Aspekt der sozialen Konstruiertheit. Die dritte Möglichkeit des Umgangs mit „gender“, die im Rahmen von GM diskutiert wird, ist eine dekonstruktivistische Herangehensweise an die Kategorie Geschlecht, für die Praxis ist sie aber noch wenig relevant. Bei der Anwendung von GM kommt es zu Mischformen dieser drei Interpretationen (vgl. Schenk 2008: 155-157).

Feministische Kritik an „Gender Studies“ ist, dass sich durch das Hintertürchen „Geschlechterforschung“ das patriarchale Interesse am männlichen Geschlecht wieder einschleichen könne. Feministische Forschung sei noch immer nicht legitim, bei den „Gender Studies“ würde es nicht mehr um die reale Diskriminierung von Frauen gehen, sondern nur um Geschlecht als eine Variable unter vielen. Senta Trömel-Plötz vergleicht den Terminus „Gender Studies“ mit „Gay and Straight Studies“ oder „Black and White Studies“, um seine Absurdität zu unterstreichen, sie spricht von einer „[...] Situation des Rückschlags, der Verwässerung, der Zersplitterung und des Etikettenschwindels [...]“ (Trömel-Plötz 1996b: 14)

8. Leitfäden – ein Überblick

8.1. Trömel-Plötz, Senta/Guentherodt, Ingrid/Hellinger, Marlis/Pusch, Luise F. (1982):
Richtlinien zur Vermeidung sexistischen Sprachgebrauchs.

Die für den deutschen Sprachgebrauch ersten Richtlinien wurden 1980 in „Linguistische Berichte“ 69 veröffentlicht (vgl. Trömel-Plötz 2007d: 10; Hellinger/Bierbach 1993: 7). Vom Umfang her nur etwas mehr als sechs Seiten lang, bringen die Autorinnen zahlreiche Beispiele sexistischer Sprache und stellen die geschlechtergerechte Alternative gegenüber. Als Ziel wird definiert, „[...] sexistische Sprache zu identifizieren und alternative

Gebrauchsweisen anzubieten, die nicht frauenfeindlich und diskriminierend sind.“ (Trömel-Plötz et al. 1982: 84)

Zielgruppe sind „[...] alle, die professionell und offiziell geschriebene und gesprochene Sprache produzieren [...]“, explizit werden Institutionen, die Sprache unterrichten (wie Schulen und Universitäten), und die Sprache verbreiten (wie Medien und Verlagshäuser), genannt (Trömel-Plötz et al. 1982: 84).

Im Folgenden werden vier Kategorien des frauenfeindlichen Sprachgebrauchs unterschieden:

„1. Sprache, die Frauen ignoriert und ausschließt, weil der Mann als Standard und Norm für den Menschen schlechthin gilt. Frauen werden dann nicht genannt, sondern nur ‚mitgemeint‘, und ihre Gegenwart, ihre Beiträge, ihre Leistung werden nicht beachtet, vernachlässigt und vergessen.“ (Trömel-Plötz et al. 1982: 85)

Die Beispiele dieser Kategorie beziehen sich auf Anredeformen wie „Sehr geehrte Herren“ oder „Liebe Kollegen“, die sich bewusst nicht an Frauen richten. Weiters werden symbolische Formulierungen wie „Die Väter des Grundgesetzes“ (Alternative: „Die Verfasser/innen des Grundgesetzes“) oder Sprichwörter wie „Der kluge Mann baut vor“ (Alternative: „Kluge Leute bauen vor. Kluge bauen vor.“) genannt. Während die ersten beiden Beispiele gerade in Berufsfeldern, in denen sich Frauen inzwischen etabliert haben, heute wohl selten bis kaum anzutreffen sind – in einem Saal mit hohem Frauenanteil wird diese wohl kein Redner bewusst ignorieren, und auch Briefe werden nicht mehr ausschließlich an „Herren“ gerichtet – sind patriarchal geprägte Sprichwörter und Metaphern vor Veränderungen eher immun. Sie scheinen tiefer in Traditionen verwurzelt zu sein und als Teile unserer kulturellen Identität nicht so einfach von den Sprechenden hinterfragt zu werden, wie z.B. Anredeformen in Werbeaussendungen. Auch der „Fachmann“ (Alternative: „Fachkraft“) ist wie der „Bürger“ oder der „Arbeitgeber“ noch gut im heutigen Sprachgebrauch verankert; wir sprechen davon, zum „Arzt“ zu gehen, auch wenn die behandelnde Person in der Praxis eine Frau ist. „Der Deutsche“ ist auch heute noch männlich gedacht wie „Otto Normalverbraucher“ oder „Max Mustermann“, auf kabel eins lief am 7. April 2009 um 20.15 die Sendung „Der Durchschnittsdeutsche – So sind wir wirklich“, obwohl „Die Durchschnittsdeutschen“ oder „Deutschland im Durchschnitt“ ein besserer und schlüssigerer Titel gewesen wäre. Und wenn wir schon beim Durchschnitt sind: Für „jeder Vierte“ bieten Trömel-Plötz et al. „jede vierte Person“ an. Manche Lösungen verblüffen ob ihrer nahe liegenden Einfachheit: Statt „Liebe deinen Nächsten“ können wir im Plural „Liebe deine Nächsten“ formulieren, statt „einer nach dem anderen“ „eine nach dem anderen“ oder „einer nach der anderen“. Abschließen möchte ich mit einem Beispiel, das zeigt, dass sich die Sprache seit den 80er Jahren definitiv verändert hat: „Margaret

Thatcher ist der neue Staatsmann Großbritanniens.“ wäre heute eine undenkbbare Formulierung (vgl. Trömel-Plötz et al. 1982: 85-87).

„2. Sprache, die Frauen immer in Abhängigkeit vom Mann darstellt, d.h. Frauen über Männer definiert und Frauen als zweitrangig und untergeordnet beschreibt. Dies zeigt sich in der asymmetrischen Benützung von Namen und Titeln und in der festgefahrenden Anordnung, in der Männer immer zuerst genannt werden.“ (Trömel-Plötz et al. 1982: 87)

„An Herrn und Frau Dörsch“ führen Trömel-Plötz et al. an, aber auch „Männer und Frauen“, „maskulin und feminin“ – ich weiß nicht, wie oft ich mich im Laufe dieser Arbeit selbst verbessern musste und die Reihenfolge nachträglich umgedreht habe, bis ich sie endlich automatisiert hatte. Ich bin mir der Mechanismen bewusst, trotzdem ist es schwer, derart verinnerlichte Formulierungen, die wir schon tausende Male gelesen und gehört haben, wieder zu löschen. „er, sie, es singt“ lernen wir in der Schule zu konjugieren, nicht „sie, er, es“. (vgl. Trömel-Plötz et al. 1982: 87-88).

„3. Sprache, die Frauen nur in den traditionellen Rollen mit den sogenannten weiblichen Eigenschaften und Verhaltensweisen darstellt, d.h. Frauen werden zunächst als Hausfrauen, Ehefrauen und Mütter etikettiert. Wenn dieses Etikett nicht zutrifft, ist die betreffende Frau untypisch und eine Ausnahme. Wenn Frauen sich aus diesem engen Rahmen hinausbewegen, werden sie wieder nur in dienenden, helfenden und unterstützenden Funktionen gesehen.“ (Trömel-Plötz et al. 1982: 88)

Hier bringen Trömel-Plötz et al. unter anderem zahlreiche Beispiele aus Schulbüchern, die diese Thesen bestätigen. Da meine Schulzeit schon länger zurückliegt und ich somit keine Beispiele aus heutigen Schulbüchern nennen kann, möchte ich ein Beispiel aus einer US-Serie bringen, nämlich „Sex and the City“: Obwohl die Frauenfiguren im Berufsleben stehen und ihre Sexualität offen ausleben dürfen, ist der rote Faden die „Suche nach der wahren Liebe“. Unterschwellig wird ein traditionelles Frauenbild propagiert, was vielleicht schlimmer ist, als es offensichtlich zu tun. Die Botschaft ist: Eine beruflich erfolgreiche Frau, die selbstbewusst sexuell agiert, wird immer unglücklich bleiben – es sei denn, sie fügt sich in das traditionelle Ehe-Familie-Schema. Ein gutes Beispiel von Trömel-Plötz et al., dass auch heute noch Gültigkeit hat, ist die Formulierung „Ihr Mann hilft im Haushalt“. Erst durch die Alternative „Seine Frau hilft im Haushalt mit./Sie machen die Hausarbeit gemeinsam.“ wird klar, wie sexistisch diese Darstellung ist (vgl. Trömel-Plötz et al. 1982: 88-89).

„4. Abwertende Sprache, durch die Frauen herablassend behandelt oder degradiert werden. Hier handelt es sich um Äußerungen, in denen Frauen in jedem Kontext, nicht nur

im Schönheitswettbewerb, nach ihrem Aussehen beurteilt werden, in denen ihnen mangelnde Intelligenz, mangelnde Reife, mangelnde Kraft, mangelndes Durchhaltevermögen zugeschrieben wird, dabei ein Übermaß an List und Tücke, Emotionalität, Unbeherrschtheit und Geschwätzigkeit [...].“ (Trömel-Plötz et al. 1982: 89)

Hier werden Beispiele wie „das schwache Geschlecht“, „das schöne Geschlecht“, „unsere Schimädchen“ und zahlreiche degradierende Bezeichnungen wie „Mannweib“, „Klatschbase“ und „Weibergeschwätz“ genannt, die explizit darauf verweisen, wie Frauen zu sein haben oder nicht zu sein haben, und die daher auch keine maskulinen Entsprechungen haben (vgl. Trömel-Plötz et al. 1982: 87).

„Frauen sind oft unsichtbar und werden vergessen; kommen sie vor, dann sind sie zweitrangig und nur in bestimmten Rollen zugelassen, hauptsächlich wo sie dem Mann dienen. Außerhalb dieses Bereichs sind sie hilflos und hysterisch und werden abgewertet, ob als Frauen, Karrierefrauen oder alte Weiber. Dagegen wollen wir Frauen sichtbar machen, indem wir sie explizit nennen und anreden, indem wir sie an erster Stelle nennen, bis Frauen und Männer gleichrangig vorkommen, indem wir sie in anderen Rollen zeigen als den üblichen und indem wir Degradierung in der Sprache nicht mehr dulden.“ (Trömel-Plötz et al. 1982: 89-90)

Der erste Leitfaden in meiner Aufzählung, der das große I thematisiert, ist der von Hellinger/Bierbach. Dass diese Strategie bei Trömel-Plötz et al. noch nicht vorkommt, liegt am Entstehungsdatum des großen I (1981) und der anschließenden Verbreitungsdauer.

8.2. Wodak, Ruth/Feistritzer, Gert/Moosmüller, Sylvia/Doleschal, Ursula (1987):

Sprachliche Gleichbehandlung von Frau und Mann. Linguistische Empfehlungen zur sprachlichen Gleichbehandlung von Frau und Mann im öffentlichen Bereich.

Den unmittelbaren Anlass für diese 66-seitige Broschüre bildete die Diskussion in der Gleichbehandlungskommission über das Gleichbehandlungsgebot bei Stellenausschreibungen. Ruth Wodak (Institut für Sprachwissenschaften) wurde vom Bundesministerium für Arbeit und Soziales mit einer empirischen sprachwissenschaftlichen Studie betraut, kombiniert mit linguistischen Empfehlungen sollte die Darstellung der Thematik Problemstellungen und Lösungsmöglichkeiten einer breiteren Öffentlichkeit nahe bringen (vgl. Wodak et al. 1987: 5-7).

Die linguistischen Empfehlungen waren als „[...] Maßnahmen zur Verbesserung der Stellung der Frau [...]“ gedacht, durch sprachgestalterische Maßnahmen sollte eine

Bewusstseinsveränderung erzielt werden. Frauen zu benennen und sie so sprachlich sichtbar zu machen, dafür sollten generelle Empfehlungen aus soziolinguistischer und linguistischer Sicht vorgelegt werden (Wodak et al. 1987: 9-10). „Durch eine gezielte Sprachpolitik [...] soll nicht nur der sozialen Realität der Frau Rechnung getragen, sondern auch zu einem gerechteren (gleichberechtigten) Verhältnis von Frauen und Männern beigesteuert werden.“ (Wodak et al. 1987: 18)

Ich werde im Folgenden auf die Kapitel genauer eingehen, die für mich und meine Arbeit relevant erscheinen; die z.B. zeigen, in welchem theoretischen Umfeld die AutorInnen verhaftet waren.

Das erste Kapitel, „Sprache und Gesellschaft“, gibt einen Überblick über sprachsoziologische und sprachpolitische Theorien.

In einem kurzen sprachgeschichtlichen Kapitel werden Besonderheiten des Wortschatzes (z.B. des Wortes „Mensch“) umrissen, es wird gezeigt, wie Sprache und Gesellschaftsstrukturen ineinander verflochten sind (vgl. Wodak et al. 1987: 11-12).

Es folgen sprachpolitische Aspekte; interessant ist vor allem, dass hier ausdrücklich zwei Strategien angeboten werden, um geschlechtergerechte Personenbezeichnungen zu erhalten: Einerseits die der „Feminisierung“; hier ist nicht wie bei Pusch das „generische Femininum“ gemeint, sondern ein explizites Anführen beider Geschlechter, also die Verwendung der Beidnennung, z.B. mittels Schrägstrich. Und andererseits die Strategie der „Neutralisierung“, die eine Formulierung erlaubt, „[...] durch die sich beide Geschlechter angesprochen fühlen können; z.B. ‚Vertrauensleute‘ oder ‚-personen‘ statt ‚Vertrauensmänner‘.“ (Wodak et al. 1987: 13, 34). Neutralformen werden später vor allem deswegen als ungeeignet kritisiert und nur als Ergänzung akzeptiert, weil sie die Einbeziehung von Frauen nicht explizit demonstrieren und wahrscheinlicher mit männlichen Referenzpersonen assoziiert werden (vgl. Braun 1996: 58). Relativierend dazu ist aber anzumerken, dass Wodak et al. vorschlagen, „Funktionen“ neutral zu bezeichnen, „Funktionsträger [sic]“ sollen aber in femininer und maskuliner Form genannt werden (vgl. Wodak et al. 1987: 36). Das Binnen-I wird noch nicht thematisiert.

Unter „Frauensprache-Männersprache“ werden Aspekte der soziolinguistischen Forschung, wie Sprache und Erziehung abgehandelt – geschlechtsspezifische Sozialisation wird als Grund für die unterschiedlichen sprachlichen Verhaltensweisen von Frauen und Männern genannt (vgl. Wodak et al. 1987: 13-14).

Beim „Gesprächsverhalten“ wird die Asymmetrie zwischen den konversationellen Rechten und Pflichten von Frauen und Männern beschrieben; zwei „unverträgliche“ Gesprächsstile – kooperativ vs. kompetitiv – die von „[...] Männern zu Machtzwecken missbraucht werden.“ resultieren daraus (vgl. Wodak et al. 1987: 14-15).

Schließlich werden Phonologie, Berufsbezeichnungen und Bedeutungsasymmetrien abgehandelt.

Das zweite Kapitel „Was wurde bisher in Österreich erreicht?“ gibt einen historischen Überblick über die rechtlichen Entwicklungen.

Mit der Formulierung „Vor dem Gesetz sind alle Staatsbürger gleich“, die 1867 in das Verfassungsrecht einging (Art. 2 des StGG über die allgemeinen Rechte der Staatsbürger), war zwar auf rechtlicher Ebene ein Schritt in Richtung Gleichberechtigung gemacht worden, die Realität sah aber immer noch anders aus. Das passive Wahlrecht erlangten Frauen in Österreich erst 1919. 1920 erfolgte eine Ergänzung des StGG durch Art. 7 B-VG: „Vorrechte der Geburt, des Geschlechtes, des Standes, der Klasse und des Bekenntnisses sind ausgeschlossen.“ Die Familienrechtsreform in der zweiten Hälfte der 1970er Jahre erklärte das „Versorgungsehemodell“ als überholt. Im Zuge dessen kam es auch zu linguistischen Neuregelungen, die die Gleichstellung von Frauen und Männern in der Ehe bzw. Familie auch sprachlich zum Ausdruck bringen sollten. Gleiche Rechte und Pflichten sollten für beide Eheleute gelten, Formulierungen wie „der Mann ist das Haupt der Familie“ im ABGB wurden abgeschafft (vgl. Wodak et al. 1987: 19-20). 1979 kam es zur Gründung des „Staatssekretariats für allgemeine Frauenfragen“, die Weichen für eine koordinierte Frauenpolitik waren gestellt. 1979 wurde das „Gleichbehandlungsgesetz“ (BGBl. Nr. 108/1979) verabschiedet, das auf die Gleichbehandlung von Frau und Mann bei der Festsetzung des Entgelts abzielte. Eine Novelle zum „Gleichbehandlungsgesetz“ 1985 (BGBl. Nr. 25/1986) erweiterte den Geltungsbereich: Das Diskriminierungsverbot erstreckte sich jetzt auch auf Sozialleistungen und betriebliche Aus- und Weiterbildungsmaßnahmen, außerdem wurden geschlechtsspezifische Stellenausschreibungen verboten (vgl. Wodak et al. 1987: 7). 1980 wurde die „UN-Konvention zur Beseitigung jeder Form von Diskriminierung der Frau“ unterzeichnet: Der Gesetzgeber verpflichtete sich dazu, eine entsprechende Rechtslage herzustellen oder eine „Politik der Beseitigung der Diskriminierung der Frau“ herbeizuführen (vgl. Wodak et al. 1987: 20).

1970 beschließt die Bundesregierung, dass im amtlichen Verkehr weibliche Personen generell als „Frau“ zu titulieren sind – das bedeutete das Aus für die Bezeichnung „Fräulein“, die unverheiratete Frauen als unvollständig markieren sollte. Heute ist das „Fräulein“ fast vollständig aus dem Sprachgebrauch verschwunden, was ich aus persönlicher Erfahrung bestätigen kann. Erwähnenswert ist auch die Regelung, die besagt, dass nicht mehr automatisch der Name des Mannes als Familienname zu gelten hat. Hinsichtlich der Stellenausschreibungen im öffentlichen Dienst gilt seit 1980 eine Richtlinie des Bundeskanzleramts, die geschlechtsneutrale Formulierungen vorsieht: Die Funktion, und nicht die Person wird ausgeschrieben; also die „Leitung der Abteilung“ und nicht der

„Leiter der Abteilung“ (vgl. Wodak et al. 1987: 21-22). „Bei den Berufs- und Funktionsbezeichnungen haben sich geschlechtsneutrale Wörter noch kaum durchgesetzt.“ schließen Wodak et al. „Das gegenwärtige Bild bei Berufsverzeichnissen, statistischen Auflistungen und Verordnungen vermittelt eine Kombination aus uneinheitlichen, z.T. kuriosen, und jedenfalls – so wie bei den Amtstiteln – weitgehend sexistischen Sprachregelungen.“ (Wodak et al. 1987: 22)

Im dritten Kapitel werden „Internationale Perspektiven“ vorgestellt, die Entwicklung in Deutschland, Frankreich, Skandinavien, den USA und Kanada wird skizziert.

Das vierte Kapitel beschäftigt sich mit morphologischen Eigenheiten der deutschen Sprache.

Da ich diesen Themenkreis schon im Laufe meiner Arbeit ausführlich behandelt habe, will ich nur auf ein interessantes Beispiel eingehen: Auf die Frage: „Sollen wir in Hinkunft Frau Doktorin, Frau Magistra, Frau Professorin sagen?“ antworten Wodak et al., es sei „[...] wünschenswert, Amtstitel usw. in der Anrede an Frauen in der weiblichen Form zu gebrauchen.“ (Wodak et al. 1987: 34, vgl. auch Wodak et al. Kapitel 6.3.: 47). In der „Einleitung“ bezeichnet sich Ruth Wodak selbst als Prof. Dr., und eine Kollegin als Mag. (vgl. Wodak et al. 1987: 10). Es war also noch nicht üblich, auch in den Kurzformen deutlich zu machen, ob es sich um eine Frau handelt.

Kapitel fünf enthält die linguistischen Empfehlungen.

Hier möchte ich wieder ein Beispiel bringen: „Geben Sie daher am Beginn eines längeren Textes bekannt, wie Sie sexistischen Sprachgebrauch vermeiden werden. [...] Bei langen Texten können Sie so verfahren, dass Sie am Anfang einige Male beide Formen anführen, um dann mittels Fußnote explizit festzustellen, dass die bloße männliche Form für beide Geschlechter gilt!“ (Wodak et al. 1987: 36). Die Rechtfertigung des generischen Maskulinums mittels Fußnote mutet aus heutiger Sicht ziemlich anachronistisch an (siehe dazu auch Kapitel 6.1.2.2.1. „Die Fußnote“). Damals scheint diese „**Generalklausel**“ allerdings schon ein Fortschritt gewesen zu sein. Interessant ist auch die Forderung nach Vermeidung von Diskriminierung durch graphische Gestaltung. Außerdem ist darauf zu achten, dass bei Stellenausschreibungen keine stereotypen Attribute verwendet werden (vgl. Wodak et al. 1987: 40, 48-51).

In Kapitel sechs werden Beispiele zu den linguistischen Empfehlungen gegeben: Fragebögen, Formulare, Personenbezeichnungen und Stellenausschreibungen.

Laut Wodak et al. schien in vielen Formularen die Kategorie „Frau“ gar nicht auf.

Kapitel sieben liefert anhand einer empirischen Interview- und Fragebogenuntersuchung Ergebnisse zur Akzeptanz der linguistischen Empfehlungen.

Die Reaktionen von 59 Frauen und 27 Männern auf geschlechtsneutrale und beidgeschlechtliche Formulierungen wurden ermittelt, um tendenzielle Rückschlüsse auf die Akzeptanz zu erhalten. Es wurde von der Annahme ausgegangen, dass Frauen ein höheres Interesse an „nichtsexistischer“ Sprache haben als Männer und dass die Schulbildung hinsichtlich des Problembewusstseins eine große Rolle spielt. Außerdem wurde die Einstellung von 36 Beamtinnen und Beamten mitberücksichtigt, da diese Gruppe von Neuregelungen auf diesem Gebiet betroffen war. Die ProbandInnen sollten eine Liste mit akademischen Titeln, Amtstiteln, Funktionsbezeichnungen, Berufsbezeichnungen, Anredeformen und Teilen aus Stellenausschreibungen beurteilen; den maskulinen Formen standen verschiedene nichtsexistische Varianten gegenüber (vgl. Wodak et al. 1987: 52).

Frauen mit Matura oder Universitätsabschluss gaben eine überdurchschnittlich positive Resonanz, Frauen ohne Matura reagierten reservierter. Die Zustimmungswerte der Männer lagen auf allen Ebenen unter denen der Frauen, bei einer repräsentativen Studie wären hohe Signifikanzwerte hinsichtlich der Variablen „Geschlecht“ zu erwarten. Die Werte der Beamten lagen unter dem Mittel. Wenn die Teilzustimmungen dazugezählt werden, ergeben sich auch bei den Männern beachtliche Zustimmungswerte, was auf eine Akzeptanz der sprachlichen Änderungen zugunsten der Frauen schließen lässt (vgl. Wodak et al. 1987: 53-55). Am hohen Teil der Teilzustimmungen (u.a. bei ProbandInnen ohne Matura) lässt sich aber auch eine Unsicherheit bezüglich der Neuregelungen ablesen. In der zweiten Hälfte des Fragebogens nahmen die Zustimmungswerte für geschlechtergerechte Formulierungen deutlich zu, was Wodak et al. als „Bewusstmachungs- und Gewöhnungseffekt“ interpretieren. Die persönliche Befragung einiger ProbandInnen bestätigte diese Beobachtung, es wurde auch auf das bisher geringe Problembewusstsein hingewiesen, dass sich durch die Befragung gesteigert hätte, die Absurdität der sexistischen Varianten wurde durch die Gegenüberstellung deutlich. Wodak et al. schließen daraus, dass die Bereitschaft, sexistische Sprachgewohnheiten aufzugeben, durchaus gegeben ist (vgl. Wodak et al. 1987: 56).

8.3. Hellinger, Marlis/Bierbach, Christine (1993):

Eine Sprache für beide Geschlechter. Richtlinien für einen nicht-sexistischen Sprachgebrauch.

Die 23-seitige Broschüre wurde 1993 von der deutschen UNESCO-Kommission herausgegeben. Erstmals wurde die Forderung der UNESCO nach einem nicht-sexistischen Sprachgebrauch auf der 24. Generalkonferenz 1987 laut. Es folgte Resolution

24 C/14 § 2(1), die für die Sichtbarmachung von Frauen in der Sprache, z.B. durch feminine Personenbezeichnungen, plädierte und 1989 Broschüren mit Richtlinien auf Französisch und Englisch, bis Hellinger und Bierbach die UNESCO-Empfehlungen für das Deutsche umsetzten (vgl. Hellinger/Bierbach 1993: 3-6).

Eingangs findet sich eine Definition sexistischer Sprache, die sich stark an die 4 Kategorien aus den „Richtlinien zur Vermeidung sexistischen Sprachgebrauchs“ (siehe Kapitel 8.1.) anlehnt – verständlich, da Hellinger neben Trömel-Plötz, Guentherodt und Pusch zu den Autorinnen gehörte (vgl. Hellinger/Bierbach 1993: 8). Auch bei den folgenden Beispielen sind Parallelen zu erkennen. Ziel der „Empfehlungen“ soll sein, sexistische Sprachmuster zu identifizieren und das Bewusstsein für sprachliche Diskriminierung zu stärken. Bereits existente oder leicht zu bildende Alternativen sollen demonstriert werden, um zu zeigen, dass sprachliche Gleichbehandlung sinnvoll umzusetzen ist. Oberste Prinzipien des geschlechtergerechten Sprachgebrauchs sind die sprachliche Sichtbarmachung von Frauen und die sprachliche Symmetrie. Den Begriff der „Feminisierung“ verstehen Hellinger/Bierbach als den „[...] Gebrauch schon vorhandener femininer Personenbezeichnungen oder deren Neubildung: Bundestagspräsidentin; Bischöfin; Industriekauffrau; Feuerwehrfrau [...]“ (Hellinger/Bierbach 1993: 9). Für Wodak et al. bedeutet er Beidnennung: „Die Strategie der Feminisierung würde also bedeuten, beide Geschlechter explizit anzuführen, z.B. ‚Gesucht werden Manager/innen.‘“ (Wodak et al. 1987: 13). Braun bezeichnet das Binnen-I als Form der Feminisierung, weil die feminine Form den Ausgangspunkt bildet und die maskuline Personenbezeichnung durch Weglassung abgeleitet wird (vgl. Braun 1996: 60), für Pusch ist das „generische Femininum“ gemeint (vgl. Pusch 1984: 96-97).

Sprachliche Sichtbarmachung soll durch Feminisierung, sprachliche Symmetrie durch „Splitting“ (feminine und maskuline Personenbezeichnungen werden beide genannt) und geschlechtsneutrale Ausdrücke (wie „Ratsmitglied“, „Vertrauensperson“, „Fachkraft“, oder Personenbezeichnungen im Plural, die aus Adjektiven und Partizipien abgeleitet wurden, wie „die Angestellten“, „die Grünen“) erreicht werden (Hellinger/Bierbach 1993: 9).

In den folgenden sieben Abschnitten werden Beispiele des herkömmlichen Sprachgebrauchs geschlechtergerechten Alternativen gegenübergestellt und gleich in der selben Zeile erläuternd kommentiert, was diese Art des Leitfadens nicht nur für ExpertInnen sehr gut nachvollziehbar und übersichtlich macht.

In Kapitel 1, „Anredeformen, Namen und Titel“, geht es anfangs um die symmetrische Anwendung von Anredeformen, Hellinger/Bierbach machen darauf aufmerksam, dass Formulierungen wie z.B. „Sartre und Simone de Beauvoir“ zu vermeiden sind – im Sinne der Gleichbehandlung muss es „Sartre und de Beauvoir; Simone de Beauvoir und Jean-

Paul Sartre“ heißen. Um Missverständnissen bezüglich der Geschlechtszugehörigkeit der genannten Personen vorzubeugen und Frauen besser hervorzuheben, empfehlen sie aber besonders bei nicht hinreichend bekannten Personen, die Vornamen mitzunehmen. Bezüglich der Titel „Professorin“ und „Doktorin“ schlagen Hellinger/Bierbach die ausgeschriebene feminine Langform vor. Bei den Abkürzungen „Dr.“ und „Prof.“ wird noch keine feminine Kennzeichnung durch das hochgestellteⁱⁿ vorgeschlagen. Interessant ist weiters, dass die maskuline Langform „Frau Professor“ ebenfalls noch akzeptiert wird (vgl. Hellinger/Bierbach 1993: 10-12).

Kapitel 2, „Berufs- und Funktionsbezeichnungen“, weist auf das „Splitting“ und die gelegentliche Umkehrung der Reihenfolge Mann – Frau hin. „Gleiche Chancen des Gemeintseins“ sollen auch durch neutrale, aus Partizipien abgeleitete Pluralformen gegeben sein, also z.B. „die Abgeordneten“ (vgl. Hellinger/Bierbach 1993: 13). An dieser Stelle sei wieder auf die Kritik an solche Formen verwiesen, die leichter mit männlicher als weiblicher Bedeutung gefüllt werden. Solche „Neutralformen“ sind gut, um durch Anwendung von „Splitting“ kompliziert gewordene Satzstellungen zu ergänzen und somit zu vereinfachen, sie lösen aber nicht das Problem der verstärkten Sichtbarmachung von Frauen [siehe dazu auf Seite das erste Kapitel des Leitfadens von Wodak/Feistritzer/Moosmüller/Doleschal (8.2.): Wodak et al. schlagen vor, „Funktionen“ neutral zu bezeichnen, „Funktionsträger [sic]“ aber in femininer und maskuliner Form zu nennen, sie differenzieren den Einsatz von Neutralformen im Gegensatz zu Hellinger/Bierbach (vgl. Wodak et al. 1987: 36)]. Wenn der Bezug auf beide Geschlechter besonders hervorgehoben werden soll, verweisen die Autorinnen auf „adjektivisches Splitting“ mittels „weiblich“ oder „männlich“, also „die weiblichen und männlichen Versicherten“ (vgl. Hellinger/Bierbach 1993: 14).

Was das „Splitting“ betrifft, lehnen Hellinger/Bierbach die Klammer ebenfalls ab, weil sie das Femininum als sekundäre Form erscheinen lässt. Wird die Schrägstrichlösung durch Numerus- und Kasusendungen zu kompliziert, soll auf die Langform ausgewichen werden. Das Binnen-I taucht hier im Gegensatz zu den beiden vorherigen Leitfäden bereits auf: Für Hellinger/Bierbach scheint sein Einsatz „[...] sinnvoll, wo weitere graphische Abkürzungszeichen Verständlichkeit und Lesbarkeit des Textes nicht beeinträchtigen [...]“ (Hellinger/Bierbach 1993: 13). Allerdings sprechen sie sich bei maskulinen Personenbezeichnungen, die auf „-e“ enden und bei femininen, die einen Umlaut enthalten („Ärztin“) gegen das Binnen-I aus, da es essentiell ist, dass die „vollständige Form“ der Wörter erhalten bleibt (vgl. Hellinger/Bierbach 1993: 13). Alternativen zu diesem beschränkten Gebrauch der Strategie Binnen-I wären Formulierungen im Plural („ÄrztInnen“, „KöchlInnen“– hier fehlt zwar das „e“ der maskulinen Form, aber der Umlaut ist

nicht mehr problematisch), und die Nichtbeachtung der Forderung, nur vollkommen vollständige, nach den Regeln der traditionellen Grammatik weiblich *und* männlich korrekte Wortstämme zu verwenden - Braun nennt das die Feminisierungsfunktion des großen I, weil die feminine Form den Ausgangspunkt bildet und die maskuline Personenbezeichnung durch Weglassung abgeleitet wird (vgl. Braun 1996: 60).

In Kapitel 3, „Allgemeine Personenbezeichnungen“, geht es um generisch maskuline Formen wie „der Bürger“, „der Eigentümer“ etc. Um die Formulierung „der Antragsteller“ zu umgehen, bieten die Autorinnen die Lösung „wer einen Antrag stellt,...“ an (vgl. Hellinger/Bierbach 1993: 15). Hier wird allerdings nicht darauf eingegangen, dass das indefinite Personalpronomen „wer“ das maskuline Relativpronomen „der“ verlangt, und entweder geschlechtergerecht „die oder der“ formuliert werden oder das Relativpronomen weggelassen werden muss (die zweite Strategie wird in Kapitel 4 angeführt, siehe nächster Absatz).

Kapitel 4, „Die Pronomen jemand/niemand, jede/r, keine/r, manch eine/r, wer“ behandelt ein ähnliches Problem mit „wer“ wie zuletzt besprochen: Statt „Wer das nicht akzeptiert, der muss selbst einen Vorschlag machen.“ kann „Wer das nicht akzeptiert, muss selbst einen Vorschlag machen.“ formuliert werden: Hier wird einfach auf das Relativpronomen verzichtet. Beim Einsatz von „jemand“ und „niemand“ wird das Relativpronomen gesplittet, oder mittels inhaltlicher Umschreibung umgangen. Statt „jeder“ kann das neutrale Plural „alle“ verwendet werden, „manch einer“ kann ebenso durch „manche“ ersetzt werden. Die maskuline Form „keiner“ soll durch das „neutrale Pronomen“ „niemand“ ausgetauscht werden, gefolgt von pronominalem Splitting (vgl. Hellinger/Bierbach 1993: 17). Interessant an dieser Stelle ist, dass „niemand“ hier als neutrale Form definiert wird, Pusch sieht das anders und verweist in diesen Fällen auf die Alternative „keine“ als geschlechtsneutrales Femininum (vgl. Pusch 1984: 93).

In Kapitel 5 geht es um „Das Pronomen man“: Hellinger/Bierbach raten nicht grundsätzlich vom Gebrauch des Indefinitpronomens ab, verweisen aber auf die Alternativen „ich, wir, Du, Sie.“, den Gebrauch von Passiv-Konstruktionen (statt „Man muss den Rasen mähen.“ besser „Der Rasen muss gemäht werden.“) und Formulierungen mit „lassen“ (statt „Dieser Gefahr kann man mittels Impfung vorbeugen“ besser „Dieser Gefahr lässt sich mittels Impfung vorbeugen.“). Bei frauenspezifischen Themen kann das Pronomen „frau“ verwendet werden (vgl. Hellinger/Bierbach 1993: 18).

Kapitel 6 behandelt „Wörter, die eine maskuline Personenbezeichnung enthalten“. Es gibt zusammengesetzte oder abgeleitete Wörter, die zwar eine männliche Personenbezeichnung enthalten („Arbeiter-“, „Bürger-“), aber selbst keine Einzelpersonen bezeichnen. Diese Begriffe sind meistens abstrakte Nomina wie „(Arbeiter)-Bewegung“, kollektive Nomina wie „(Wähler)-Gemeinschaft“, oder Adjektive wie „ärztlicher Rat“ oder „ausländerfeindliche Parolen“. Hellinger/Bierbach sehen bei diesen zusammengesetzten oder abgeleiteten Wörtern keine Notwendigkeit zur Veränderung. Falls Frauen besonders hervorgehoben werden sollen, empfehlen sie, die Personenbezeichnungen zu „feminisieren“: „Juristinnenmeinung“, oder mittels Binnen-I „LeserInnenbriefe“ (vgl. Hellinger/Bierbach 1993: 19). Explizit maskuline Kollektivbegriffe wie „Mannschaft“ sind allerdings auf jeden Fall zu vermeiden, „wenn auch Frauen der so bezeichneten Personengruppe angehören oder angehören könnten“ (Hellinger/Bierbach 1993: 20). Was meiner Meinung nach ein kleiner Widerspruch ist: Es ist jedenfalls sehr schwierig, in der Praxis die Grenze zwischen tolerierbaren maskulinen Begriffen und abzulehnenden Kollektivbegriffen zu ziehen. Wird der Einsatz von Frauen in der „Arbeiterbewegung“ mit dem Wort nicht auch unsichtbar gemacht?

Kapitel 7 sind „Textbeispiele“, anhand derer gezeigt wird, wie die neuen Formulierungen im Textzusammenhang gebraucht werden können. Durch die verschiedenen Alternativen wird deutlich, dass die sprachliche Gleichbehandlung auf verschiedene Weise umgesetzt werden kann; wiederholtes „Splitting“ mittels Schrägstrich, was sperrig in der Handhabung beim Lesen und Aussprechen ist, kann beispielsweise in der Kombination mit anderen Formen vermieden werden (vgl. Hellinger/Bierbach 1993: 20-22).

8.4. Guentherodt, Ingrid (1993): Praktische Erläuterungen und Beispiele zur deutschen Rechtssprache.

Ingrid Guentherodt konzentriert sich bei ihrer Kritik an patriarchalen Texten auf die Rechtssprache. Um dem Prinzip der sprachlichen Gleichbehandlung zu entsprechen, gibt sie vier Möglichkeiten an:

- Das „Einklammern“ der weiblichen Endung bei Personenbezeichnungen wird als diskriminierende Form abgelehnt.
- Die „Paarformel“ macht die explizite Bezugnahme auf Frauen sofort sichtbar.
- Die „Schrägstrichformulierung“ ist schwer auszusprechen.
- Die „Schreibweise mit dem großen I“ ist für Guentherodt eher für Schriftliches als für Mündliches geeignet, wobei bedacht werden muss, dass sie auf die Praktikabilität

von Gesetzestexten abzielt – und diese müssen auch für die gesprochene Sprache kompatibel sein. Die Verwendung des großen I verweist auf einen bestimmten politischen Kontext.

(vgl. Guentherodt 1993: 246-248)

Die Autorin beschreibt die Ablehnung des neuen Pronomens „frau“: „Das patriarchale Geschrei wird zuweilen so schrill, dass Scheiterhaufen und Einzelhaftdrohungen in nächste Nähe zu rücken scheinen.“ (Guentherodt 1993: 248), ein Beispiel für den durchaus polemischen Tonfall dieses Leitfadens. Sie verteidigt feministische sprachliche Wortneuschöpfungen, diese haben im Gegensatz zum patriarchalen Sprachgebrauch „[...] nie einen legalistischen Anspruch auf Allgemeingültigkeit erhoben [...]“ (Guentherodt 1993: 249). Als Beispiel für die rechtlichen Auswirkungen feministischer Sprachkritik nennt sie die Neuformulierung „Vergewaltigung in der Ehe“, die im deutschen Familienrecht als „eheliche Pflicht“ beschönigt wurde (vgl. Guentherodt 1993: 249).

Ein wesentliches Kriterium von Gesetzestexten muss die „sprachliche Allgemeingültigkeit“ sein, da diese sowohl Einzelpersonen beiderlei Geschlechts als auch gemischtgeschlechtliche Gruppen betreffen. Deshalb muss sich die Rechtssprache an sprachliche Konventionen halten, die für die Allgemeinheit nachvollziehbar bleiben, „[...] mit der Zielsetzung, **sprechbare Texte** zu formulieren [...]“ (Guentherodt 1993: 249/Hervorheb. i. O.). Diese Texte sollen also weder vom einen (patriarchalen), noch vom anderen (radikalfeministischen) Extrem geprägt sein.

Um sprachliche Gleichbehandlung bei rechtlichen Texten zu verwirklichen, gibt es für Guentherodt zwei Strategien: Frauen können explizit sprachlich sichtbar gemacht werden, oder es wird geschlechtsneutral formuliert. Hier möchte ich wieder auf die Kritik an Neutralformen verweisen [siehe dazu z.B. Kapitel 2 des Leitfadens von Hellinger/Bierbach (8.3.)], bei Gesetzestexten ist aber zu bedenken, dass die Möglichkeiten aufgrund der oben angeführten Notwendigkeit der Allgemeinverständlichkeit eingeschränkt sind.

Es gibt vier Möglichkeiten für die sprachliche Sichtbarmachung von Frauen:

1. Lexeme: also ganze Wörter wie „Mutter“, „Schwester“ oder Wortstämme wie „-frau“ in „Kauffrau“. Guentherodt nennt hier als Beispiel für die Neuformulierung eines Gesetzestexts den Entwurf für Artikel 1(1) des Grundgesetzes: Statt „Die Würde des Menschen ist unantastbar“ wäre es besser „Die Würde von Frau, Mann und Kind ist unantastbar.“ zu formulieren, weil die Erfahrung lehrt, das „Menschenrechte“ gleichgesetzt werden mit „Männerrechten“ (Guentherodt 1993: 251).
2. Suffixe: Weibliche Personenbezeichnungen werden mit Hilfe von Suffixen wie „-in“ (oder älteren Formen wie „-euse“), als Ableitungen von männlichen Personenbezeichnungen gebildet, das wird Motion oder Movierung genannt.

Guentherodt empfiehlt die „**Movierungsprobe**“, um zu überprüfen, ob ein Gesetzestext dem Prinzip der Gleichbehandlung entspricht: Kann eine Personenbezeichnung wie z.B. „ein Beamter“ moviert werden, also eine „-in“-Endung angehängt werden, ist die Formulierung nicht geschlechtsneutral, weil es ja auch „eine Beamtin gibt“ (vgl. Guentherodt 1993: 251-252).

3. Artikel: Frauen können sichtbar gemacht werden, wenn bei Personenbezeichnungen, die aus substantivierten Partizipien und Adjektiven gebildet werden, im Singular ein Artikel hinzugefügt wird. Im Plural allerdings sind beide Genera formgleich und nicht mehr unterscheidbar. Das Adjektiv „sachverständig“ wird substantiviert zu „die oder der Sachverständige“. Obwohl Schrägstrichlösungen eher zu Komplikationen beitragen, können sie bei diesen Formen gerade in Formularen platzsparend eingesetzt werden, da der Schrägstrich nur die Artikel voneinander trennt. Außerdem kann auch die Beidnennung für die Geschlechtsdifferenzierung verwendet werden. Wenn allerdings statt dem bestimmten Artikel der unbestimmte „eine/einer“ eingesetzt wird, ist darauf zu achten, dass sich am Ende der Substantiva unterschiedliche Endungen (Flexive) ergeben: „eine Sachverständige“, aber „ein Sachverständiger“; dass diese aus Partizipien und Adjektiven hergeleiteten Personenbezeichnungen im Singular geschlechtsspezifisch sind, im Plural aber geschlechtsneutral, sieht Guentherodt im Bereich der Rechtssprache als Vorteil (vgl. Guentherodt 1993: 252-253).
4. Attribute: Hier handelt es sich hauptsächlich um das Attribut „weiblich“, das nur vor echten geschlechtsneutralen Personenbezeichnungen zum Einsatz kommen darf: Ausschließlich dort ist eine Differenzierung notwendig, z.B. „weibliche Jugendliche“ oder „weibliche Angestellte“ (Plural). Sprachlich nicht korrekt sind Bezeichnungen wie „weibliche Studenten“ oder „weibliche Arbeitnehmer“, hier empfiehlt sich wieder die Movierungsprobe, wodurch deutlich wird, dass in diesen Fällen feminine Personenbezeichnungen gebildet werden können (vgl. Guentherodt 1993: 253-254).

Guentherodt nennt drei Kategorien, die geschlechtsneutrale Formulierungen ermöglichen:

1. Geschlechtsneutrale Personenbezeichnungen:
 - a) Geschlechtsneutrale Personenbezeichnungen, die nicht mit „-in“ movierbar sind, im Singular und Plural. Beispiele für Feminina sind „die Person“, „die Persönlichkeit“, „die -kraft“; Maskulina: „der Mensch“, „der Elternteil“; Neutra: „das Mitglied“, „das Individuum“, „das Kind“.
 - b) Substantivierte Adjektive und Partizipien im Plural.
 - c) Geschlechtsneutrale Pluralwörter wie „Leute“ und „Eltern“ (vgl. Guentherodt 1993: 255-257).

2. Funktions- und Amtsbezeichnungen:

Beispielsweise „der Vorsitz“ statt „der Vorsitzende“, „die Leitung“ statt „der Leiter“, „das Ministerium“ statt „der Minister“ (vgl. Guentherodt 1993: 257).

3. Paraphrasen:

Wenn auf Tätigkeiten statt auf Handlungsbeteiligte fokussiert wird, können Texte geschlechtsneutral formuliert werden.

a) Wer-Konstruktionen:

Guentherodt weist auf das Weglassen des Relativpronomens „der“ in der zweiten Satzhälfte hin.

b) Relativ-Sätze:

Statt Personen aufzuzählen kann z.B. „Ansprüche derjenigen, die [...]“ formuliert werden.

c) Passiv-Konstruktionen:

In Passivsätzen werden meist keine Handlungsbeteiligten genannt. Guentherodt bringt berechtigte Kritik an dieser beliebten Strategie an: Durch diese Art der Formulierung kann womöglich verschleiert werden, wer verantwortlich und wer betroffen ist. Diese Frage ist vorab unbedingt zu stellen.

d) Konstruktionen mit modalem Infinitiv:

Hier sind Formulierungen mit den Verben „sein“ oder „haben“ und dem Infinitiv plus „zu“ in der Bedeutung „müssen“ gemeint, z.B. „Bei Förderung...sind...gleiche Maßstäbe anzulegen.“

e) Verkürzte Handlungsanweisungen in direkter Anrede:

Zum Beispiel in Formularen statt „Adresse des Antragstellers“ besser „Ihre Adresse“ (vgl. Guentherodt 1993: 258-259).

Es folgt ein Anhang mit Beispielen: Gesetzestexte in aktueller Formulierung werden Neuformulierungen gegenübergestellt, die der sprachlichen Gleichbehandlung entsprechen. Es zeigt sich, dass die korrigierten Fassungen keineswegs länger und umständlicher sind, sondern dass sie sogar kürzer und verständlicher sein können.

8.5. Kargl, Maria/Wetschanow, Karin/Wodak, Ruth/Perle, Néla (1997):

Kreatives Formulieren. Anleitungen zu geschlechtergerechtem Sprachgebrauch.

Die 160 Seiten starke Broschüre, die in der Schriftenreihe der Frauenministerin erschienen ist, will praktikable Anweisungen für den täglichen Gebrauch von Sprache im privaten und beruflichen Umfeld geben. Da Kommunikationssituationen vielfältig sind, sollen auch keine starren Regeln aufgestellt werden, sondern eine kreative Anwendung mittels Verknüpfung

vieler möglicher Strategien ermöglicht werden. „Die Formulierung eines konkreten Textes liegt immer in der Verantwortung der schreibenden oder sprechenden Person. Entscheidend dabei ist die Absicht und der Wille, in Texten Frauen und Männer gleichermaßen zu berücksichtigen.“ (Kargl et al. 1997: 13). Um diese eigenverantwortliche Position der potentiellen AutorInnen zu betonen, greifen Kargl et al. zu einem interessanten Stilmittel: Sie adressieren die LeserInnen direkt. Im Gegensatz zu den bisher angeführten Leitfäden wird erstmals das Binnen-I nicht nur als Methode angeführt, sondern auch verwendet, um die „LeserInnen“ zu bezeichnen (vgl. Kargl et al. 1997:14).

Eingangs werden theoretische Hintergründe aufgezeigt, Kapitel „I. Sprache und Geschlecht“ erläutert zunächst den Terminus geschlechtergerechte Sprache. Im Gegensatz zu Guentherodt, die in ihrem Leitfaden (bedingt durch die Thematik der Rechtssprache) nur von sprachlicher Gleichbehandlung spricht, machen Kargl et al. deutlich, dass „[...] derzeit mehr notwendig ist als eine ‚Gleichbehandlung‘, um zu einer Gleichberechtigung der Geschlechter zu gelangen.“ (Kargl et al. 1997: 16). Die Autorinnen fordern daher, dass geschlechtergerechte Sprache eine Zeit lang Frauen bevorzugen soll, was an anderer Stelle als „positive Diskriminierung“ bezeichnet wird (Kargl et al. 1997: 20).

Anschließend werden Argumente gegen einen geschlechtergerechten Sprachgebrauch angeführt und entkräftigt, was sicher für potentielle AutorInnen hilfreich ist, um ihre Entscheidung argumentativ verteidigen zu können. Die Fokussierung auf die praktische Benutzung und die LeserInnen wird wieder betont. Hier wird „**Mann**“ statt „man“ als Indefinitpronomen verwendet, um deutlich zu machen, wenn androzentrische Positionen gemeint sind (vgl. Kargl et al. 1997: 17).

Es folgt ein historischer Rückblick über feministische Linguistik und eine Definition von sexistischer Sprache, bei der als Vorlage offensichtlich der Leitfaden von Trömel-Plötz/ Guentherodt/Hellinger/Pusch (Kapitel 8.1.) diente (vgl. Kargl et al. 1997: 20-23). Das generische Maskulinum wird erklärt und ein neuer Terminus eingeführt, um der tatsächlichen patriarchalen Funktion dieses grammatikalischen Phänomens gerecht zu werden: das „**Default-Maskulinum**“: „Entgegen der Annahme, dass das Maskulinum und die generische Form zufällig zusammenfallen, bedeutet diese Interpretation, dass das Maskulinum immer Maskulinum ist und als solches herangezogen wird, um nicht Spezifiziertes zu bezeichnen.“ (Kargl et al. 1997: 27).

Auf den nächsten Seiten werden zentrale linguistische Grundbegriffe, wie Personenbezeichnungen, Genus, Movierung etc. erklärt.

In Kapitel „II. Geschlechtergerechtes Formulieren im Deutschen“ geht es um die zwei Prinzipien der geschlechtergerechten Sprache, Sichtbarkeit und Symmetrie.

Es werden vier „Ausdrucksmöglichkeiten zur Sichtbarmachung von Frauen in der Sprache“ genannt: Lexeme, Suffixe, Artikel und Attribute (vgl. Kargl et al. 1997: 46), diese Einteilung ist offensichtlich von Ingrid Guentherodt übernommen worden [vgl. Leitfaden von Guentherodt, Ingrid (1993): Praktische Erläuterungen und Beispiele zur deutschen Rechtssprache (Kapitel 8.4.)]. Interessant ist der Vorschlag, wie mit übernommenen englischsprachigen Berufsbezeichnungen umgegangen werden soll: Für diejenigen, die ähnliche Endungen wie im Deutschen haben – wie „-er, -or, -ist“ – schlagen die Autorinnen die Kennzeichnung mit dem Suffix „-in“ vor, also „Art-director – Art-directorin, Broker – Brokerin, Analyst – Analystin“. Für Bezeichnungen, bei denen eine solche Movierung seltsam klingt, soll der Artikel zur Sichtbarmachung eingesetzt werden, „die/der Representative, die/der Accountant, die/der Diskjockey“ (vgl. Kargl et al. 1997: 49). Eine weitere Besonderheit gegenüber den bisherigen Vorschlägen ist der Einsatz der Attribute: So schlagen Kargl et al. vor, Attribute nicht nur vor substantivierten Partizipien und Adjektiven zu verwenden („weibliche Abgeordnete“), sondern auch vor Binnen-I Formulierungen: „Weibliche PilotInnen“, schlagen sie vor (vgl. Kargl et al. 1997: 50).

Anschließend geht es um die „Strategien der Sichtbarmachung“: Unter der Strategie „Splitting“ verstehen Kargl et al. hier die Paarform (hier auch Vollform oder Doppelform genannt), der Schrägstrich und auch das große I fallen in diese Kategorie (vgl. Kargl et al. 1997: 51).

Für die Paarform wird das „**Titanicprinzip**“ aufgestellt: Feminine Formen sollen zuerst genannt werden, damit sie nicht als „Anhängsel“ der maskulinen Formen erscheinen. Allerdings ist es wichtig, auf den Kontext zu achten, denn nicht immer ist die Nennung an erster Stelle von Vorteil. In Relativsätzen wird z.B. oft auf das letztgenannte Genus referiert (besonders im mündlichen Sprachgebrauch): „Ein Student oder eine Studentin, **die** am Streik beteiligt war, wird dadurch **ihre** Berufschancen sicher nicht verbessern.“ (Kargl et al. 1997: 53). Wird im Plural formuliert, gibt es keine Probleme bei der Weiterführung, da die Pronomina gleich sind. Es gibt aber auch die Möglichkeit, die beiden Singularformen als Pluraleinheit aufzufassen und mit dem Pluralpronomen Bezug zu nehmen: „Eine Gärtnerin oder ein Gärtner, **die** Anspruch auf Arbeitslosengeld **haben, können...**“ (Kargl et al. 1997: 54). Ein weiteres Beispiel für die Kontextabhängigkeit des „Titanicprinzips“ sind Formulare: Wenn zuerst der „Name:“ ausgefüllt werden soll und anschließend „Ehefrau/Ehemann:“ verlangt wird, legt die Anordnung nahe, dass ein Mann als Antragsteller gedacht wurde, da gleichgeschlechtliche Ehen in Österreich noch nicht erlaubt sind. In der zweiten Zeile sollte also zuerst nach dem „Ehemann“ gefragt werden (vgl. Kargl et al. 1997: 59).

Das Pronomen „frau“ wird als „Splittingform“ zu „man“ bezeichnet, die Verwendung wird vor allem für frauenspezifische Inhalte empfohlen. Außerdem verweisen die Autorinnen auf das provokative Potential von „frau“ und nennen Alternativen, die weniger

Unverständnis herausfordern, wie die direkte Anrede und Passivkonstruktionen. Wenn „man“ verwendet wird, sollte berücksichtigt werden, dass auf Frauen und Männer referiert ist. „Man“ kann auch für ausschließlich männliche Gruppen verwendet werden, hier schlagen die Autorinnen die Schreibweise „mann“ oder „Mann“ vor, die sie auch selbst im Fließtext verwenden (vgl. Kargl et al. 1997: 55-56).

Splitting mittels Schrägstrich wird nur als Notlösung (z.B. für Formulare) empfohlen, der einzige Vorteil gegenüber der Paarform besteht in der Kürze. Texte werden schwerer lesbar; die „**Weglassprobe**“ garantiert, dass die beiden entstehenden Wörter nach Weglassen des Schrägstrichs bzw. der Endungen „-in“ oder „-innen“ grammatikalisch korrekt bleiben: Statt „Beamt/in“ muss es „Beamtin/Beamter“ heißen. Kargl et al. weisen auf die Trennfunktion des Schrägstrichs innerhalb des Wortes hin, die das asymmetrische Verhältnis zwischen femininer und maskuliner Form betont (vgl. Kargl et al. 1997: 57-58). In den bisherigen Leitfäden wurde die Klammerlösung aus denselben Gründen völlig abgelehnt.

Das Binnen-I wird als „**markiertes generisches Femininum**“ bezeichnet, „wenn auf eine Groß-I-Schreibweise lediglich mit femininen Formen referiert wird, also z.B. mit weiblichen Pronomina darauf Bezug genommen wird: Eine LehrerIn, die [...]“ (Kargl et al. 1997: 62-63). Ein anderes Beispiel für markierte generische Feminina sind Formen, die einer Weglassprobe nicht standhalten würden: „die/der ÄrztIn“ würde „der Arzt“ ergeben, oder „die/der BeamtIn“ „der Beamte“. Hellinger/Bierbach sprechen sich gegen eine solche Verwendung aus (vgl. Hellinger/Bierbach 1993: 13). In diesen Fällen wird meist auf die Nennung beider Artikel verzichtet, es ergibt sich eine rein feminine Form, die nur durch den Großbuchstaben in der Mitte des Wortes darauf hinweist, dass sie generisch ist, also beide Geschlechter bezeichnet (vgl. Kargl et al. 1997: 63). Wenn das Binnen-I nicht als markiertes generisches Femininum sondern als Paarform behandelt wird, müssen für die Singular-Form die Begleitwörter gesplittet werden, also „eine bzw. ein StudentIn“. Ist mehr als ein Begleitwort vorhanden, kann es so zu komplizierten Konstruktionen kommen; um das zu vermeiden, schlagen Kargl et al. eine neue Strategie der Sichtbarmachung vor: das „**Splitting mit Großbuchstaben (E,R,N)**“: „einE BehinderteR“; statt „eine freiberufliche oder ein freiberuflicher VerkehrsplanerIn“ kann „einE VerkehrsplanerIn, die freiberuflich arbeitet“ formuliert werden. Den Lesefluss zu stören ist für die Autorinnen eine bewusste Strategie. Laut den existierenden Richtlinien ist eine Binnen-I Form als die Abkürzung einer Doppelform zu behandeln und entsprechend anderen Abkürzungen im Mündlichen in die Vollform aufzulösen. Allerdings beobachten die Autorinnen im Umgang mit der Groß-I-Schreibweise auch die Möglichkeit der Aussprache des Binnen-I mittels „Glottisverschluss“, was einer Pause oder Betonung gleichkommt. Auch die Aussprache als rein generisches Femininum ohne akustische Markierung wird praktiziert; der Vorteil mündlicher

Kommunikation ist, dass durch Nachfragen oder Formulierungen (wie „Gestern besuchten mich meine KollegInnen, KollegInnen mit großem I“) eine explizite Thematisierung möglich wird (vgl. Kargl et al. 1997: 63-64, 66). Insgesamt ist dem Leitfaden die längere Erfahrung mit dem Binnen-I anzumerken.

Die zweite Strategie nach der des „Splitting“ ist die Feminisierung, hier wird sie im Sinne des generischen Femininums verstanden. Im Gegensatz dazu verstehen Hellinger/Bierbach den Begriff der „Feminisierung“ als den „[...] Gebrauch schon vorhandener femininer Personenbezeichnungen oder deren Neubildung: Bundestagspräsidentin; Bischöfin; Industriekauffrau; Feuerwehrfrau [...]“ (Hellinger/Bierbach 1993: 9). Für Wodak et al. bedeutet er Beidnennung: „Die Strategie der Feminisierung würde also bedeuten, beide Geschlechter explizit anzuführen, z.B. ‚Gesucht werden Manager/innen.‘“ (Wodak et al. 1987: 13). Braun bezeichnet das Binnen-I als Form der Feminisierung, weil die feminine Form den Ausgangspunkt bildet und die maskuline Personenbezeichnung durch Weglassung abgeleitet wird (vgl. Braun 1996: 60). Auch Kargl et al. argumentieren ähnlich: Das Binnen-I nähert sich dem generischen Femininum an, wenn es in der Singularform wie eine feminine Form behandelt wird, also wenn die Begleitwörter auf die feminine Form Bezug nehmen (vgl. „markiertes generisches Femininum“ im vorherigen Absatz). Allerdings weist der Großbuchstabe explizit auf die generische Verwendung hin (vgl. Kargl et al. 1997: 67). Für Pusch ist schließlich wie für Kargl et al. mit „Feminisierung“ das „generische Femininum“ gemeint (vgl. Pusch 1984: 96-97). Kargl et al. sprechen von einer „totalen Feminisierung“: „Überall dort, wo traditionell ein Default-Maskulinum eingesetzt würde, wird eine feminine Personenbezeichnung verwendet.“ (Kargl et al. 1997: 70). Das generische Femininum soll im Sinne einer **„positiven Diskriminierung“** als „kurzfristige Strategie“ eingesetzt werden, benachteiligte gesellschaftliche Gruppen sollen nicht nur gleich, sondern bevorzugt behandelt werden. Im Sinne Luise Puschs ist eine „[...]Strategie, über das Ziel hinauszuschießen, um es zu treffen.“ angebracht (Pusch 1990: 96). Kargl et al. empfehlen die Kombination dieser Methode mit einer „Generalklausel“, die darauf hinweist, dass sich feminine Formen auf beide Geschlechter beziehen. Falls die Feminisierung für frauenspezifische Inhalte verwendet wird, muss darauf geachtet werden, dadurch keine Geschlechtsrollenstereotypen zu fördern. Wenn z.B. von „Alleinerzieherinnen“ die Rede ist, stimmt es zwar, dass die Mehrzahl dieser Gruppe weiblich ist. Aber auch Männer sollen sich an der Erziehungsarbeit beteiligen! (vgl. Kargl et al. 1997: 71-72).

Nach den „Strategien der Sichtbarmachung“ werden die „Möglichkeiten geschlechtsindifferenter Formulierungen“ behandelt. Anders als Wodak et al., Hellinger/Bierbach und Guentherodt sehen Kargl et al. Neutralformen explizit kritischer. Hier wird auf die Gefahr hingewiesen, dass durch neutrale Formen existierende soziale

Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern verschleiert werden können. Ein Satz wie „Die Angestellten haben ein Durchschnittsgehalt von...“ nimmt keinen Bezug auf die Einkommensschere. Außerdem wird aufgrund geschlechtstypischer Klischees und Stereotypen eine Interpretation als Maskulinum favorisiert. Eine „sensitive, kontextadäquate Anwendung“ muss im Vordergrund stehen. Wenn bereits vorher im Text geschlechtergerecht formuliert wird – z.B. durch die Verwendung von Splittingvarianten – können geschlechtsindifferente Formen zur Vereinfachung eingesetzt werden; außerdem für Texte mit hohem Abstraktionsgrad, in denen es nicht um konkrete Personen geht, sondern um ihre prototypischen Eigenschaften, wie bei Gesetzestexten, Gebrauchsanweisungen, Vorschriften etc. Die „Möglichkeiten für geschlechtsindifferente Formulierungen“ sind dieselben wie in Guentherodts Leitfaden (vgl. Kargl et al. 1997: 73-75; Guentherodt 1993: 255-259). Zusätzlich werden aber noch die Strategie „Adjektiv statt maskulinem Nomen“ (statt „Rat des Arztes“ „ärztlicher Rat“) und „Neutrum für beide Geschlechter“ genannt – indefinite Personalpronomen wie „jemand“ und „niemand“ können statt als Maskulina als Neutra interpretiert werden: „jemand Verdächtiges“, „niemand anderes“. Analog dazu können „niemand“ und „jemand“ zu „eines“ oder „keines“ umformuliert werden (vgl. Kargl et al. 1997: 84-85).

Schließlich wird unter „Das Prinzip der kreativen Anwendung“ noch einmal wiederholt, welche Strategien in welchen Kontexten sinnvoll sind (vgl. Kargl et al. 1997: 85-87).

Kapitel „III. Anwendungsorientierte Empfehlungen“ beginnt mit „Faktoren, die geschlechtergerechte Formulierungen beeinflussen“. Je größer die Relevanz einer Geschlechtsspezifikation ist, je wichtiger es ist, Informationen über das natürliche Geschlecht einer Person zu geben, weil sie wesentlich zur Identifikation beitragen, desto leichter fällt eine geschlechtergerechte Formulierung (vgl. Kargl et al. 1997: 88). Diese Relevanz hängt von verschiedenen Faktoren ab:

Erstens von den „Funktionen von Personenbezeichnungen“. Je nach Funktion einer Personenbezeichnung ist es mehr oder weniger relevant, das Geschlecht anzugeben. Es kann auf ein Individuum mit ganz spezifischen Eigenschaften verwiesen werden, aber auch auf eine Klasse von Personen, deren einzelne Eigenschaften weniger interessant sind (vgl. Kargl et al. 1997: 89).

Der „referentielle Gebrauch“ bezeichnet den Bezug auf eine ganz konkrete Person. Das Geschlecht dieser Person ist von zentralem Interesse, weil in unserer Kultur die Geschlechtszugehörigkeit einen wesentlichen Bestandteil unserer Identität bildet. Im Singular wird das Genus fast immer mit dem Sexus übereingestimmt, z.B. „Der Mann, seine Frau und die Alko-Lenkerin [...]“. Wird auf mehrere konkrete Personen Bezug genommen,

kommt es bei der Wahl des Genus auf die Zusammensetzung der Gruppe an. Bei Referenz auf gleichgeschlechtliche Gruppen wird meistens Genus und Sexus übereingestimmt. Ist die Gruppe aber gemischtgeschlechtlich, wird meist das Maskulinum als „Default-Form“ gewählt: „[...] die drei Schweden ertranken.“ – es handelte sich um eine Frau und zwei Männer. Als Lösung schlagen Kargl et al. das Binnen-I vor: „die drei SchwedInnen ertranken“ (vgl. Kargl et al. 1997: 89-91).

Der „generische Gebrauch“ bezeichnet den Bezug einer Personenbezeichnung auf eine Klasse. Da diese Personenbezeichnung somit in generischer Verwendung steht, scheint das Geschlecht vordergründig nicht relevant zu sein – es wird ja auf keine konkrete Person referiert. Die Geschlechtszugehörigkeit ist ein individuelles Merkmal, und hier stehen die Eigenschaften der Klasse im Mittelpunkt. Im traditionellen, patriarchalen Sprachgebrauch wird hier im Singular und Plural eine maskuline Form in „generischer“ Funktion verwendet: „Der Österreicher liebt seine Haustiere“, „Die Konsumenten sind verunsichert.“ Kargl et al. nennen Personenbezeichnungen im generischen Gebrauch als häufige Fehlerquellen bei einer geschlechtergerechten Formulierung, da eben das Geschlecht einer Klasse nicht von zentralem Interesse ist (vgl. Kargl et al. 1997: 91-92).

Der „prädikative Gebrauch“ ist eine weitere Funktion von Personenbezeichnungen. Die Personenbezeichnung ist ein Teil des Prädikats, sie bezieht sich auf keine konkrete Person, sondern verhält sich ähnlich wie ein Attribut: „Susanne X. ist Frauenärztin.“, „Sie sind bei uns als Student krankensichert.“ Hier wird auf keine real vorkommende Person Bezug genommen, sondern nur auf Eigenschaften, die Personenbezeichnung ist ein Konzept. Diese prädikativen Personenbezeichnungen treten häufig als Gleichsetzungsnominative auf: „Ich bin eine Studentin.“, daher wäre eine Übereinstimmung des Genus mit dem Sexus logisch. Häufig findet sich aber das Gegenteil: Frauen referenzieren auf sich selbst mit männlichen Personenbezeichnungen (vgl. Kargl et al. 1997: 92-93).

Neben dem Faktor „Funktionen von Personenbezeichnungen“ beeinflusst auch der „Numerus der Personenbezeichnung“ die Geschlechtsspezifikation. Die Relevanz ist höher, wenn eine einzelne Person gemeint ist, als wenn eine Gruppe bezeichnet wird. Wird auf eine Gruppe mit spezifischen Geschlechtsangaben referiert, hängt das meist von pragmatischen Faktoren ab: Auch konservative Zeitungen sprechen die LeserInnen in Paarform an, Politiker die WählerInnen (vgl. Kargl et al. 1997: 93-94). Diese Personenbezeichnungen entsprechen Anreden, das klassische Beispiel ist sicher die Publikumsanrede „Meine Damen und Herren“, auch der Bundespräsident adressiert an „Österreicherinnen und Österreicher“. Aber auch ökonomische Gründe sind entscheidend: Frauen sind eine Zielgruppe, die mindestens 50% der Bevölkerung ausmacht.

Ein weiterer Faktor ist der „Lexikalisiertheitsgrad“: Je höher dieser Lexikalisiertheitsgrad einer movierten Form ist, also je gebräuchlicher ihr Umgang ist, desto relevanter ist die Verwendung. „Frau X ist Bäuerin/Lehrerin/Friseurin“. In diesen Fällen mit der maskulinen Form auf eine Frau zu referieren ist unmöglich. Sogar Binnen-I Formen können einen hohen Lexikalisiertheitsgrad haben, z.B. „StudentInnen“. Kargl et al. bringen ein Beispiel, in dem diese Form aufgrund ihres hohen Lexikalisiertheitsgrades neben einem „Default-Maskulinum“ stehen kann: „Die **Professoren** sind (...) begeistert (...) und die **StudentInnen** schauen durch die Finger.“ (vgl. Kargl et al. 1997: 94/Hervorheb. i. O.)

Der letzte Faktor, den die Autorinnen nennen, sind „Stereotypen“: Ist die verwendete Personenbezeichnung eine stereotyp männliche, wird eine Geschlechtsspezifikation relevant. Sie markiert die Abweichung von der Norm: „Claudia ist Jägerin“ (vgl. Kargl et al. 1997: 94-95).

Abschließend stellen die Autorinnen noch einmal fest: „Eine Geschlechtsspezifikation ist aus sozialpolitischen Gründen in allen Fällen relevant!“ (vgl. Kargl et al. 1997: 96)

Im nächsten Kapitel beschäftigen sich Kargl et al. im Detail mit der „Referenzorientierte[n] Anwendung“, wobei alle Möglichkeiten des geschlechtergerechten Benennens im Hinblick auf die Art der Funktion der Personenbezeichnungen (siehe die vorher genannten Faktoren) überprüft werden (vgl. Kargl et al. 1997: 97).

Es folgt die „Textorientierte Anwendung“, wo noch einmal alle Möglichkeiten der geschlechtergerechten Formulierungen je nach Textsorte abgehandelt werden. In persönlichen Briefen kann kreativer mit der Sprache gespielt werden, für Vertragstexte gelten strengere Grammatik-Regeln. Verknäppte Texte wie Fragebögen oder Formulare lassen weniger Freiheit zu (vgl. Kargl et al. 1997: 102). Ich möchte hier nur wenige für mich relevante Stellen anführen und nicht zu sehr ins Detail gehen. Kargl et al. empfehlen für die geschlechtergerechte Formulierung von Gesetzestexten neben verschiedenen neutralen Formen und der Beidnennung die Verwendung des Binnen-I, im Gegensatz dazu lehnt Guentherodt diese Strategie ab (vgl. Guentherodt 1993: 247). Aber auch die Feminisierung (durch das generische Femininum) wird vorgeschlagen, wobei Kargl et al. auf die Wahrung der Rechtssicherheit durch eine präzise „Generalklausel“ verweisen. Bei Wodak et al. wurde diese Strategie mittels Fußnote für das generische Maskulinum vorgeschlagen, damals scheint sie als Fortschritt empfunden worden zu sein (vgl. Wodak et al. 1987: 36; Kargl et al. 1997: 105-106). Bei den „Briefen“ wird bezüglich der Anredeform auf die Titel eingegangen, hier werden Langformen wie „Magistra, Doktorin, Diplomingenieurin“ angeboten (vgl. Kargl et al. 1997: 110). An dieser Stelle findet sich kein Hinweis auf die dazugehörigen Abkürzungen, an anderer Stelle wird zu „Dr.in“ abgekürzt (S. 104), ansonsten findet sich „Frau Dipl. Ing.“ (S. 45) – ohne „in“, was inkonsequent wäre und

wahrscheinlich ein übersehener Fehler ist – und Bundesministerin Barbara Prammer bezeichnet sich im Vorwort als „Mag.a“ (S. 11). Daraus schließe ich, dass das Hochstellen des Suffixes „in“ oder „a“ von den Autorinnen nicht praktiziert wird. Ansonsten wurde im Laufe dieses 160 Seiten langen Leitfadens an keiner Stelle auf Titelformen und gar nicht auf deren geschlechtergerechte Abkürzungen eingegangen.

Abschließend werden noch einmal alle „Grundprinzipien der Anwendung“ wiederholt, es wird empfohlen, sich zuerst für ein Konzept zu entscheiden, statt nachträglich umzuformulieren und abschließend nochmals zu kontrollieren, ob alle Personenbezeichnungen geschlechtergerecht sind und korrekt (durchgehend) verwendet werden. Zwecks dessen wird auch noch eine „Checkliste“ angeführt (vgl. Kargl et al. 1997: 117-120).

Das letzte Kapitel „IV. Gesetzliche Regelungen“, zeigt in chronologischer Reihenfolge die Entwicklungen auf dem Weg zu einer geschlechtergerechten Gesetzes- und Verwaltungssprache in Deutschland, der Schweiz, Österreich und supranationalen Organisationen wie der UNO und der EU. Da ich bereits im Rahmen des Leitfadens von Wodak et al. auf die wichtigsten österreichischen Gesetze eingegangen bin, möchte ich noch ergänzend drei Beispiele von Kargl et al. zitieren.

Das Bundes-Gleichbehandlungsgesetz von 1993 (für Arbeitsverhältnisse mit dem Bund als Arbeitgeber; BGBl. Nr. 100/1993) verbietet geschlechtsspezifische Diskriminierung und sieht besondere Fördermaßnahmen für Frauen vor: §6 regelt geschlechtergerechte Ausschreibungen von Planstellen und Funktionen. In §22 Abs. 4 wird darauf hingewiesen, dass in der Ausschreibung darauf aufmerksam zu machen ist, dass Bewerbungen von Frauen besonders erwünscht sind, wenn der Anteil von Frauen im betreffenden Ressort unter 50% liegt (BGBl. Nr. 366/1991) (vgl. Kargl et al. 1997: 130).

1993 wurde auch die Verleihung der akademischen Grade in der femininen Form („Magistra“ bzw. „Doktorin“) in den verschiedenen Studiengesetzen festgelegt (vgl. Kargl et al. 1997: 131).

Im ArbeitnehmerInnenschutzgesetz BGBl. Nr. 450/1994 wird erstmals ein Gesetzestext mittels Binnen-I formuliert (vgl. Kargl et al. 1997: 133).

8.6. Funk, Sabine/Geiger, Brigitte (2002): Gewalt an Frauen. Ein Leitfaden für sensible Berichterstattung in den Printmedien.

Teil 1: Gewalt an Frauen als Medienthema. Hinweise für die journalistische Praxis.

Teil 2: Realität und mediale Vermittlung. Vertiefende Hinweise zu den Themen Gewalt in der Beziehung und in der Familie – sexuelle Gewalt gegen Frauen und Mädchen – Frauenhandel.

Im zweiteiligen Leitfaden (je 49 Seiten Umfang) von Funk/Geiger geht es nicht um Asymmetrien bei der Bezeichnung der Geschlechter, sondern um syntaktische und semantische Aspekte, die zur einseitigen Darstellung der Thematik Gewalt an Frauen führen. Geschlechtergerechtes Formulieren wird zwar im Fließtext angewendet (mittels Beidnennung und Neutralformen), wird aber nicht thematisiert. Um patriarchale Unterdrückungsmechanismen verstehen zu können, sind auch die syntaktische und die semantische Ebene wichtig: Es ist nicht nur wesentlich, wer in einem Text genannt oder angesprochen wird, sondern auch die Frage nach dem wie ist wichtig. Funk/Geiger setzen sich nicht explizit mit dem Sprachsystem auseinander, sondern mit seinem Gebrauch: Sie analysieren im Hinblick auf die praktische Mediengestaltung zum Themenfeld Gewalt im sozialen Nahraum, „[...] eine komplexe Thematik wie Gewalt an Frauen [erfordert], Formulierungen sorgfältig zu wählen und zu überprüfen sowie polarisierende und vereinfachende Darstellungen zu vermeiden.“ (Funk/Geiger 2002a: 18)

Medienberichterstattung kann die Wahrnehmung für weniger augenscheinliche Formen von Gewalt schärfen, ein Problembewusstsein für die sozialen und strukturellen Zusammenhänge schaffen und Lösungsmöglichkeiten aufzeigen. Somit kommt Medien ein wesentlicher Stellenwert in der Gewaltprävention zu. Männergewalt an Frauen ist komplex, die Zusammenhänge und Hintergründe vielschichtig. Da aber JournalistInnen oft großem Zeitdruck ausgesetzt sind und die Texte auch unter Aspekten der Reduktion und Vereinfachung produziert werden, steht das den Ansprüchen der Berichterstattung, die ein sensibles Thema wie Gewalt an Frauen erfordert, oft entgegen. Stereotype Darstellungen und Klischees stabilisieren Vorurteile, die in diesem Zusammenhang entstehen, angefangen von der Konstruktion des „psychopathischen, triebgesteuerten“ Täters bis hin zum Verharmlosen eines mehrfachen Mordes mit anschließendem Suizid als „Familiendramatik“, was suggeriert, dass die ganze Familie verantwortlich war. Der Leitfaden soll Problembereiche bei der medialen Darstellung von Männergewalt an Frauen darstellen und konkrete Anregungen für die sensible Behandlung in den Medien liefern (vgl. Funk/Geiger 2002a: 4-5).

Einleitend wird das Thema Gewalt an Frauen in seiner Vielschichtigkeit geschildert. Die Nähe zwischen Opfer und Täter und die Situierung im Privatbereich erschweren die

Sichtbarkeit von Gewalt. Anstelle von Gewalt in der Familie ist der Begriff „**Gewalt im sozialen Nahraum**“ geprägt worden (vgl. Funk/Geiger 2002a: 8), weil er auch andere Formen des Zusammenlebens miteinschließt – hier wird deutlich, dass den Autorinnen der sensible Umgang mit Sprache sehr wichtig ist; Begrifflichkeiten sind kritisch zu hinterfragen, weil sie jeweils andere Bedeutungen transportieren. Auch mit dem „Täter- und Opferbegriff“ setzen sich Funk/Geiger offen auseinander: Obwohl natürlich jede Gewalttat individuell ist und beide Geschlechter Täter wie Opfer sein können, fokussiert der Leitfaden auf das „Thema männliche Gewalt an Frauen und Mädchen“. Deshalb bezeichnet der Begriff „Täter“ im Folgenden Männer, die Gewalt an Frauen ausüben, und „Opfer“ die „Frauen oder Mädchen“, die Gewalt erfahren haben. „Dies impliziert weder, dass Frauen immer Opfer noch dass Männer Täter ‚an sich‘ sind. Die Begriffe beziehen sich auch ausschließlich auf die Rolle der Person in der konkreten Gewalthandlung, nicht auf etwaige Charaktereigenschaften (z.B. geistige Abnormalität des Täters oder Handlungsunfähigkeit des Opfers).“ (Funk/Geiger 2002a: 9). Ich möchte an dieser Stelle kritisch anmerken, dass die Formulierung „Kinder“ statt „Mädchen“ besser gewesen wäre, weil auch Buben Gewalt erfahren, die aber so unsichtbar bleiben. Im Weiteren verwenden Funk/Geiger abwechselnd die Formulierungen „Gewalt an Frauen“ und „Männergewalt“. „Dabei geht es nicht um die Frage der Schuld oder Unschuld aller Männer oder Frauen, sondern darum, die Ursachen und Hintergründe gesellschaftlich basierter Gewalt an Frauen zu erkennen. Einzelne Opfergruppen gegeneinander aufzurechnen ist im Sinne einer Gewaltprävention auf allen Ebenen nicht sinnvoll.“ (Funk/Geiger 2002b: 12)

In den letzten Jahren ist diesem Thema verstärkt öffentliche und mediale Aufmerksamkeit gewidmet worden, was auch das Problembewusstsein der Bevölkerung gesteigert hat. Was genau als Gewalt verstanden wird, unterliegt gesellschaftlichen Definitionsprozessen. Meist wird zwischen physischer, psychischer und sexueller Gewalt unterschieden, in der realen Ausprägung treten diese Formen allerdings selten getrennt auf.

Die Gewaltdefinition des Friedensforschers Johan Galtung unterscheidet zwischen personaler und struktureller Gewalt: Ist bei ersterer ein (oder mehrere) handelndes Subjekt verantwortlich, beschreibt der zweite Begriff die systemimmanenten Mechanismen, die die materielle, soziale oder ideelle Entwicklung von Individuen beeinflussen bzw. verhindern können. „Strukturelle Gewalt umfasst also alle ungleichen Machtverhältnisse in einer Gesellschaft, die zu ungleichen Lebenschancen führen. [...] Strukturelle und personale Gewalt bedingen und ergänzen einander – erstere stellt die Basis für individuelle Ausprägungen von Gewalt dar.“ (vgl. Funk/Geiger 2002a: 9)

Ein weiter Gewaltbegriff, der verbale Übergriffe genauso einschließt wie ökonomische Repressionen, macht deutlich, dass Gewalt alle Frauen betreffen kann,

unabhängig von sozialer Schicht, Beruf, Alter, Nationalität oder Religion. Die Ursachen sind daher auch komplexer als in der öffentlichen und medialen Darstellung, wo oft „Problemfamilien“ oder psychopathische Triebtäter geschildert werden. Sozial-situative Faktoren (wie Arbeitslosigkeit) und biografische Aspekte (wie Gewalterfahrungen in der Kindheit) können gewalttätiges Verhalten begünstigen, sind aber keine Voraussetzungen – es ist möglich, sich aus der Gewaltspirale zu befreien. „Individuelle Gewalt steht in Verbindung mit sozialen Strukturen und kulturellen Normen und Werten, Männergewalt also im Kontext patriarchaler Gesellschaftsstrukturen [...]“ (vgl. Funk/Geiger 2002a: 10). Die traditionellen Geschlechterrollen legitimieren männliche Gewalt zur Ausübung von Kontrolle und als Konfliktbereinigungsmittel. Ein Beispiel die Institutionalisierung dieses Männlichkeitsbildes ist das Züchtigungsrecht des Mannes als „Familienoberhaupt“, das in Österreich gegenüber Kindern bis 1989 bestehen blieb (vgl. Funk/Geiger 2002a: 13-14). Erst seit 1989 sind sexuelle Nötigung und Vergewaltigung in Ehe und Partnerschaft strafbar (vgl. Funk/Geiger 2002a: 20).

Grundlegende Ziele der Prävention sind einerseits die Information und Aufklärung für die direkt Betroffenen – Opfer und Täter werden unterstützt, Wege aus der Gewalt zu finden. Andererseits geht es um die Auseinandersetzung mit traditionellen Konzepten der Weiblichkeit und Männlichkeit. Bei der Entwicklung neuer Geschlechterbilder können die Medien einen großen Beitrag leisten: Frauen und Männer brauchen positive Rollenvorbilder und Handlungsmodelle. Medien haben Macht: Sie sind die zentrale Informationsquelle, was das Thema Gewalt an Frauen betrifft, die Art der Darstellung bietet Interpretationsschemata und beeinflusst die Wahrnehmung des Problems in der Gesellschaft. Die Berichterstattung über Männergewalt an Frauen hilft also nicht nur, ein soziales Problem sichtbar zu machen, sondern kann auch Handlungsanleitungen für betroffene Personen bieten, besonders durch die Darstellung positiver Modelle und Lösungsmöglichkeiten (vgl. Funk/Geiger 2002a: 15-17).

Medien sollen darauf achten,

- das Problem in seiner ganzen Bandbreite, der Komplexität von Ursachen und Folgen zu beschreiben und die gesellschaftliche Relevanz zu betonen.
- Ursachen, strukturelle Hintergründe und Lösungsmöglichkeiten sollen aufgezeigt werden. Nicht das individuelle Leiden, sondern der Kontext, aus dem der Einzelfall zu verstehen ist, muss thematisiert werden.
- Den Opfern soll Verständnis entgegengebracht werden, gute Berichterstattung kann den Betroffenen einen Anlass geben, sich Unterstützung zu suchen und das soziale Umfeld sensibilisieren.
- Es soll darauf geachtet werden, dass Männergewalt an Frauen als Unrecht geschildert wird. So soll ein gesellschaftliches Klima geschaffen werden, in dem diese Gewalt nicht

toleriert wird.

- JournalistInnen sollen Defizite im institutionellen Umgang (Polizei, Justiz, Hilfsorganisationen etc.) mit dem Problem aufzeigen und können so eine Kontrollfunktion ausüben.
- Durch einseitige oder voyeuristische Berichterstattung üben Medien noch einmal Gewalt auf Betroffene aus. Fehlender Personenschutz, polarisierende Darstellungen, die das Machtgefälle der Gewalthandlung reproduzieren oder die Vermittlung von Klischees, die Gewalt verharmlosen und die Schuld auf die Opfer schieben, sind unbedingt zu vermeiden. Eindimensionale Erklärungsmuster für Gewalt an Frauen sind noch immer stark vertreten: Frauen seien selbst Schuld an ihrer Vergewaltigung, weil sie sich aufreizend kleiden, und der männliche Sexualtrieb dient als Entschuldigung der Täter. Diese Vergewaltigungsmythen verstellen den Blick auf die Realität. (vgl. Funk/Geiger 2002a: 17-18)

„Sexuelle Misshandlung ist keine besondere Variante von Sexualität und nicht das Resultat unkontrollierbarer männlicher Triebe, sondern Ausdruck männlicher Dominanzansprüche, basierend auf der traditionellen Vorstellung von der Frau als Eigentum des Mannes und dem männlichen Verfügungsrecht über die weibliche Sexualität.“ (Funk/Geiger 2002b: 18)

Optimierungsmöglichkeiten im Bereich der medialen Berichterstattung zeigen sich vor allem in vier Bereichen (vgl. Funk/Geiger 2002a: 18):

Themenauswahl und –struktur von Berichten

Die Bandbreite der in den Medien behandelten Gewaltformen ist gering, fokussiert wird auf schwere Gewalttaten wie Mord, selten geht es um weniger sichtbare – und somit schwerer darstellbare psychische Gewalt. Obwohl Männergewalt gegen Frauen vor allem im engeren sozialen Umfeld stattfindet, thematisieren die Medien vor allem Gewalthandlungen im öffentlichen Raum, wo Täter und Opfer einander nicht kennen. Die Berichterstattung ist meist punktuell, selten werden Vorgeschichte und Konsequenzen dargestellt, gesellschaftliche und strukturelle Bedingungen des Problems bleiben ausgespart. So haben auch die LeserInnen wenige Anknüpfungspunkte zur eigenen Situation. Um so wichtiger ist die Hintergrundberichterstattung, die den Zusammenhang von Gewalt mit sozialen und ökonomischen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen schildert und positive Lösungsansätze bietet, in denen gezeigt wird, wie sich Frauen aus Gewaltbeziehungen lösen und Täter mittels professioneller Hilfe Gewalt überwinden (vgl. Funk/Geiger 2002a: 19-20).

Beschreibung der Gewalttat bzw. der Betroffenen

Bei der Beschreibung von Gewalttaten gibt es immer gewisse Grenzen des Zeigbaren, besonders die Intimsphäre der Betroffenen muss vor voyeuristischen Darstellungsweisen geschützt werden. Andererseits ist es wichtig, Gewalt und ihre Auswirkungen konkret zu benennen, um nicht nur mittels Worthülsen unklare Vorstellungen zu vermitteln, die LeserInnen auf Distanz halten. Umschreibungen von Gewalt können dazu führen, dass Tatsachen verharmlost oder Zusammenhänge verdreht werden. Wenn gebrochene Knochen, geplatzte Haut und ausgeschlagene Zähne hinter dem alltäglichen Begriff „Misshandlung“ verharmlost werden, ist das irreführend (Luise Pusch weist darauf hin, dass der Begriff „Missbrauch“ auch eine adäquate Behandlung impliziert – vgl. Pusch 1990: 116). Schlagwörter wie „Gewalt in der Familie“ machen außerdem die Geschlechtsspezifität des Problems nicht sichtbar. Bei der Darstellung von sexueller Gewalt ist darauf zu achten, dass Gewalt nicht als Sexualität geschildert wird, die Abkürzung „Sex“ löst lustvolle Assoziationen aus und betont die sexuelle Komponente, während der Aspekt der Gewalt ausgespart wird (vgl. Funk/Geiger 2002a: 23-24). Bezeichnungen wie „Drama“ oder „Tragödie“ lassen die Gewalttaten als schicksalhafte, nicht vermeidbare Ereignisse erscheinen, hier sollte die Tat beim Namen genannt werden: Mord, Körperverletzung, Geiselnahme. Passivformulierungen sind in diesem Zusammenhang fehl am Platz: „Menschen werden nicht Opfer von Gewalttaten, sondern von Gewalttätern“ (Funk/Geiger 2002a: 24). Durch Umschreibungen wie „Scheidungstragödie“ oder „Eifersuchtsdrama“ werden Auslöser der Tat als Ursache dargestellt. Trennungsabsichten können der Anlass für Gewalt sein, aber nicht die Ursache, die im Besitzanspruch des Täters liegt, den dieser bedroht sieht. Diese Art der Berichterstattung weist außerdem der Frau Schuld zu: „Hätte sie keinen Anlass geliefert, wäre auch nichts passiert.“ (vgl. Funk/Geiger 2002a: 24). Vorhandene Vorurteile und Klischees können durch bestimmte Eigenschaftszuschreibungen unterstützt werden: Gewalt an Frauen wird oft als Problem sozialer Randgruppen geschildert, betrifft aber alle Bevölkerungsschichten. Schwierige Lebensbedingungen und mangelnde Ressourcen können zwar das Gewaltrisiko erhöhen, in den Printmedien sind Fälle aus Unterschichtfamilien und Täter mit migrantischem Hintergrund allerdings zahlenmäßig weit überrepräsentiert. Hinweise auf die Religionszugehörigkeit oder die ethnische Herkunft von Betroffenen sind oft nicht wesentlich für die Geschichte und können ausgespart werden. Auch bei der Beschreibung bestimmter Eigenschaften von Opfern und Tätern sollte darauf geachtet werden, keine Vergewaltigungsmythen zu reproduzieren. Aussagen über die Attraktivität der misshandelten Frau bestärken die Vorstellung, dass nur gut aussehende Frauen potentielle Vergewaltigungsopfer sind oder dass die Frauen durch ihr Erscheinungsbild den Täter provoziert haben und somit selbst verantwortlich wären. Die Täter werden hingegen oft als

„krankhafte Psychopathen“ dämonisiert, was durch die Betonung von pathologischen Motiven die Täter von ihrer Verantwortung losspricht. Außerdem wird dadurch das Urteilsvermögen von betroffenen Personen erschwert, weil sie wenig Anknüpfungspunkte zur eigenen Lebenswelt finden und sich von solchen „Monstern“ distanzieren. Aspekte wie Alkoholsucht oder eigene Gewalterfahrungen sind Risikofaktoren, aber keine Entschuldigungen, jeder Mensch kann sich bewusst gegen gewalttätiges Handeln entscheiden. Opfer werden meist als passiv und wehrlos geschildert, die starke Betonung der Handlungsunfähigkeit weist den Betroffenen Objektstatus zu. Für LeserInnen scheint kein Ausweg aus der Gewalt möglich zu sein. Besser wäre es zu zeigen, dass Betroffene vielfältige Abwehrmechanismen entwickeln um zu überleben und Beispiele erfolgreicher Unterstützung durch Dritte zu bringen (vgl. Funk/Geiger 2002a: 25-28).

Wirkung der Berichterstattung auf die Leserinnen und Leser

Wird über konkrete Fälle berichtet, ist der Schutz der Identität der Betroffenen erforderlich. Die Darstellung von Gewalt hat nicht nur Auswirkungen auf die unmittelbar beteiligten Personen, sondern auch auf potentielle betroffene Opfer und Täter unter den LeserInnen. Durch verallgemeinernde oder undifferenzierte Zuschreibungen kann der Umgang mit eigenen Gewalterfahrungen erschwert werden, wenn z.B. Betroffene als gesellschaftlich stigmatisiert geschildert werden. Opfer männlicher Gewalt sind stärker als andere Gewaltopfer mit eigenen und fremden Schuldzuweisungen konfrontiert, die Glaubwürdigkeit von Vergewaltigungsopfern wird oft bezweifelt oder die Rolle als „Verführerin“, die ja anfangs freiwillig gehandelt hat, unterstrichen. Es muss unbedingt betont werden, dass die Verantwortung allein beim Täter liegt. Die kontinuierliche Information über Beratungs-, Therapie- und Hilfsmöglichkeiten ist eine wichtige Serviceleistung von Medien. Durch die Darstellung von erfolgreicher Bewältigung von Gewaltsituationen können Strategien und Lösungsmöglichkeiten für die LeserInnen aufgezeigt werden (vgl. Funk/Geiger 2002a: 29-31).

Illustration von Gewaltberichten

Bilder haben eine besondere Wirkung, bei der Illustration von Gewalttaten muss die Auswahl besonders sorgfältig getroffen werden. Die Grenze zum Voyeurismus darf nicht überschritten werden, und die Anonymität der Betroffenen muss bestmöglich gewährleistet werden. Demütigende Darstellungen und die Reproduktion von Klischees sind zu vermeiden. Um den Terror der Gewalt eindringlich zu vermitteln, wird in Abbildungen oft das Machtgefälle der Gewalttat reproduziert und die Perspektive des Täters übernommen. Statt eines überdimensionalen Täters und eines hilflosen Opfers können positive Bilder der Opfer eingesetzt werden, um zu zeigen, dass eine Bewältigung der Gewaltsituation möglich ist.

Ein aktives Frauenbild ist wünschenswert, z.B. eine Stiege hinauf gehend. Bei der Darstellung von sexueller Gewalt ist unbedingt zu vermeiden, dass der sexuelle Aspekt betont wird, z.B. durch die Kleidung der Frau. Auch bei der Platzierung des Artikels ist darauf zu achten, dass er nicht in räumlicher Nähe zu Darstellungen von Frauen als Lustobjekte – wie oft in der Werbung zu sehen ist – angeordnet wird (vgl. Funk/Geiger 2002a: 31-32).

Im anschließenden Kapitel gehen die Autorinnen auf die besonderen Anforderungen ein, die Interviewsituationen mit betroffenen Frauen bedingen.

Dem Leitfaden sind zwei separat verwendbare Checklists beigelegt, die erste zu „Beschreibung von Gewalt an Frauen“, die zweite zu „Interviews mit von Gewalt betroffenen Frauen und Mädchen“.

Im zweiten Teil des Leitfadens werden Informationen zum Thema Gewalt vertieft und Hinweise für die Berichterstattung zu den drei Themenbereichen Gewalt in der Beziehung und in der Familie, sexuelle Gewalt gegen Frauen und Mädchen und Frauenhandel gegeben.

8.7. Resümee

Der knappe Text von Trömel-Plötz/Guentherodt/Hellinger/Pusch (1982) ist polemisch formuliert; allein die vier Kategorien sind kleine Sprachkritiken, die in zwei bis drei Sätzen treffend analysieren, wie die Diskriminierungsmuster beschaffen sind. Die Autorinnen konzentrieren sich auf zahlreiche prägnante Beispiele, um diese Thesen zu unterstützen. Dem Tonfall nach würde ich die „Richtlinien zur Vermeidung sexistischen Sprachgebrauchs“ als „Forderungen“ interpretieren, siehe zum Beispiel das Schlussplädoyer.

Wo bei Trömel-Plötz/Guentherodt/Hellinger/Pusch (1982) „Forderungen“ gestellt werden, machen Wodak/Feistritzer/Moosmüller/Doleschal (1987) im Gegensatz dazu „Vorschläge“ – der Titel lautet nicht umsonst „Linguistischen Empfehlungen“. Natürlich auch bedingt durch das auftraggebende Bundesministerium für Arbeit und Soziales, wird hier eher Sprachpolitik gemacht, mit dem Ziel, das Problembewusstsein der Bevölkerung zu steigern. Betont wird das durch die empirische Studie, die untermauert, dass eine hohe Akzeptanz für geschlechtergerechte Sprache vorhanden ist.

Am Leitfaden von Hellinger/Bierbach (1993) fällt gleich der gut strukturierte Aufbau ins Auge: Sie stellen den Kategorien „Alt“ und „Neu“ gleich einen erläuternden „Kommentar“ gegenüber; teilweise ist der Text noch mit zusätzlichen Erklärungen versehen. Wo Wodak/Feistritzer/ Moosmüller/Doleschal (1987) zu sehr ins Detail gehen und Trömel-Plötz/Guentherodt/Hellinger/ Pusch (1982) zu viel Wissen seitens der LeserInnen voraussetzen, ist der Leitfaden von Hellinger/Bierbach (1993) in der praktischen Anwendung gut vorstellbar (was auch durch den Umfang von 23 Seiten begünstigt wird). Die Autorinnen treten explizit für eine Pluralität der Mittel ein, um Komplikationen zu vermeiden: „Uns scheint gerade die Verwendung verschiedener Lösungsmöglichkeiten das geeignete Mittel zu sein, das der Verbreitung eines geschlechtergerechten Sprachgebrauchs am dienlichsten ist.“ (Hellinger/Bierbach 1993: 23), meinen die Autorinnen abschließend, was nochmals den pragmatischen Ansatz dieses Leitfadens betont.

Guentherodts (1993) Leitfaden bezieht sich explizit auf die Rechtssprache, woraus sich einige interessante Herausforderungen für das Prinzip der sprachlichen Gleichbehandlung von Frau und Mann ergeben: So ist die sprachliche Allgemeingültigkeit ein Kriterium, der Gesetzestexte genügen müssen, mit der Zielsetzung, *sprechbare* Texte zu produzieren. Da auf die Praktikabilität von Gesetzestexten abgezielt wird, wird auch das Binnen-I als Lösung abgelehnt, weil die Genera von Personenbezeichnungen nur im schriftlichen, nicht aber im mündlichen Bereich spezifizierbar bleiben. Guentherodt ist bei ihrer eingängigen Schilderung des Problembereichs, in dem sie die Funktionen patriarchaler Sprache beschreibt, oft sehr polemisch: „Dass Ausdrücke wie ‚weibliche Arbeitnehmer‘ oder ‚weibliche Studenten‘ keineswegs von allen Deutschsprechenden als Verstoß gegen die Regeln der deutschen Sprache empfunden und nicht als patriarchale Perversionen durchschaut werden, liegt an der erfolgreichen Beeinflussung (‚Gehirnwäsche‘) im Sinne männlicher Vorherrschaft, [...]“ (Guentherodt 1993: 254). Grammatikalisch geht die Autorin sehr ins Detail, sie unterscheidet z.B. zwischen substantivierten Partizipien des Präsens und des Perfekts (vgl. Guentherodt 1993: 256). Der Aufbau ist nicht tabellarisch wie bei den bisherigen Leitfaden-Beispielen, nur am Ende gibt es eine Gegenüberstellung von Beispielen von aktuellen und neu formulierten Gesetzestexten. Guentherodt zeigt sehr übersichtlich strukturiert und komprimiert auf 17 Seiten Umfang eine Fülle von Lösungsansätzen; die abschließenden Beispiele zeigen anschaulich, wie die Anwendung in der Praxis aussehen kann.

Der Leitfaden von Kargl/Wetschanow/Wodak/Perle (1997) spricht die LeserInnen direkt an („Achten Sie dabei aber darauf [...]“, S. 72), die Autorinnen weisen z.B. darauf hin, mittels

welcher Strategien provoziert werden kann. Die Orientierung an den BenutzerInnen wird auch durch das oftmalige Zusammenfassen und Wiederholen, um „Gelerntes“ zu festigen, und anwendungsfreundliche Besonderheiten wie das angehängte Glossar deutlich.

Insgesamt ist zu merken, dass geschlechtergerechte Sprache schon etablierter ist. Ein gutes Beispiel dafür ist das Binnen-I, das die Autorinnen sowohl im Fließtext anwenden, als auch viel öfter als bei den anderen Leitfäden als Lösungsmöglichkeit für Formulierungen anbieten. Das große I wird aber in der Praxis auch schon für Gesetzestexte verwendet (vgl. Kargl et al. 1997: 133). Außerdem werden andere „neue“ Strategien, wie das „Splitting mit Großbuchstaben (E,R,N)“ (vgl. Kargl et al. 1997: 66) oder die Schreibweise „mann“ bzw. „Mann“ des indefiniten Personalpronomens „man“, die die Autorinnen auch selbst im Fließtext verwenden, propagiert (vgl. Kargl et al. 1997: 55-56).

Kritisch anmerken möchte ich das Fehlen der Abkürzungsformen von geschlechtergerechten Titeln; würde ich als Benutzerin dieses Leitfadens wissen wollen, wie ich „Doktorin“ korrekt abkürzen soll, würde ich nicht fündig werden.

Ein weiterer Punkt, der zu bemängeln ist, ist der unübersichtliche Aufbau. Die Kapitel werden nicht durchnummeriert, die Strukturierung bleibt schwer nachvollziehbar und daher muss, um navigieren zu können, im Inhaltsverzeichnis nachgeschlagen werden. Ein Beispiel für die schlechte Gliederung ist, ein Kapitel „Ausdrucksmöglichkeiten zur Sichtbarmachung von Frauen in der Sprache“ (S. 46) zu nennen und das nächste „Strategien der Sichtbarmachung“ (S. 51). Der Unterschied zwischen diesen beiden Kategorien wird beim Lesen nicht klar. Das Kapitel „Strategien der Sichtbarmachung“ auf Seite 51 ist in zwei Unterpunkte aufgeteilt, von denen der erste auf derselben Seite erläutert wird, der zweite aber erst auf Seite 69. Hier sollte wenigstens ein verweisender Seitenvermerk eingefügt werden, denn 18 Seiten später ist die Strukturierung längst vergessen.

Die einzelnen Möglichkeiten werden nicht horizontal nebeneinander präsentiert, daher kommt es immer wieder vor, dass ein paar Kapitel später dasselbe Argument an anderer Stelle wiederholt oder wieder aufgegriffen und weiter ausgeführt wird. Diese dauernden Wiederholungen sind nicht nur verwirrend, sondern könnten auch eingespart werden, was angesichts der beachtlichen Länge ein großer Vorteil wäre. Argumente pro und contra geschlechtergerechte Sprache finden sich z.B. auf Seite 17-20, aber auch auf Seite 41-44.

Teilweise geht dieser Leitfaden auch grammatikalisch für AnfängerInnen zu sehr ins Detail: Ist es wirklich nötig, zu wissen was „Personenbezeichnungen im prädikativen Gebrauch“ sind (vgl. Kargl et al. 1997: 101)? Die unterschiedlichen Regeln und Möglichkeiten häufen sich an und überschneiden sich, die Autorinnen wenden selbst ein: „Werden die verschiedenen Formulierungen besprochen, die verschiedenen Funktionen

von Personenbeschreibungen und die unterschiedlichen Verwendungen im Text, so wirkt das in Summe vielleicht verwirrend. Wer kann schon auf alles Rücksicht nehmen? Alle Regeln beachten?“ (Kargl et al. 1997: 117). Die Regeln summieren sich ja in Wirklichkeit nicht, sondern können logisch auf einander bezogen und auf andere Situationen umgelegt werden. Es ist nicht nötig, alles fünffach zu wiederholen. Bleiben wir bei dem Beispiel mit den „Personenbezeichnungen im prädikativen Gebrauch“: Es ergibt sich doch von selbst, dass Regeln der Kongruenz auch in solchen Sätzen gelten, und nicht „Die Arbeitgeberin ist ein erfolgreicher Unternehmer.“ formuliert werden darf.

Alles in allem ein fast zu vollständiger Leitfaden, der nicht gerade durch seine Übersichtlichkeit besticht.

Der Leitfaden von Funk/Geiger (2002a, 2002b) nähert sich der Thematik auf inhaltlicher Ebene, durch das explizite Hinterfragen von Begriffen wie „Gewalt in der Familie“ (S. 8a) oder „Täter und Opfer“ (S. 9a) wird aber der reflektierte Umgang der Autorinnen mit Sprache offengelegt. Im Text selbst werden Neutralformen wie „Betroffene“ und die Beidnennung verwendet, z.B. „Journalistinnen und Journalisten“ oder „Leserinnen und Leser“, ab und zu auch mittels Schrägstrich „den Journalisten/die Journalistin – er/sie“ (S. 39a). Das „Titanicprinzip“ wird nicht immer eingehalten. Einmal formulieren die Autorinnen mittels generischem Femininum: „Die Reaktion erscheint für die Gesprächspartnerinnen mitunter seltsam: Die Betroffene kann mitten im Gespräch unruhig werden [...].“ (Funk/Geiger 2002a: 39). Hier ist mit „Gesprächspartnerinnen“ eine gemischtgeschlechtliche Gruppe gemeint, wie aus dem vorherigen Text geschlossen werden kann, wo immer von Journalistinnen und Journalisten zu lesen ist, die die Interviews führen. Nur einmal kommt das Binnen-I vor: „Ergebnisse ExpertInneninterviews“ (Funk/Geiger 2002a: 39). Die „Migrantenfamilien“ (S. 11b) scheinen meiner Meinung nach ein Flüchtigkeitsfehler zu sein, wie das indefinite Personalpronomen „man“ auf S. 32a, das sonst immer umschrieben wird. Bei den Kontaktadressen werden die femininen Endungen der Titel hochgestellt. Die RezipientInnen werden immer wieder direkt adressiert: „Was Sie tun können“ lautet beispielsweise eine Überschrift (S. 22a).

Die Autorinnen gehen sehr kritisch mit empirischer Datenerhebung um, die Probleme bei der Verwendung von Statistiken werden an mehreren Stellen aufgegriffen, z.B. auf S. 11-12a, S. 21a, S. 30b.

Funk/Geiger beziehen auch die visuelle Umsetzung des Themas mit ein und geben Hinweise für die Bildgestaltung.

Der zweite Teil ergänzt den ersten durch vertiefendes Datenmaterial wie Auszüge aus Gesetzestexten und fokussiert auf drei Schwerpunktthemen. Die separat zu handhabenden „Checklists“ sind im praktischen Gebrauch sicher ein Vorteil, weil alle zu

beachtenden Punkte für die Berichterstattung und die Interviewsituationen nochmals prägnant zusammengefasst sind.

9. Forschungsdesign

Anhand von Beobachtungen, die ich beim Ansehen der Sendung „konkret“ gemacht hatte, war meine Ausgangsthese, dass geschlechtergerechte Sprache in diesem Format in unterschiedlichen Ausprägungen – von öfters bis gar nicht – zum Einsatz kommt. Daher leite ich folgende Forschungsfragen ab:

Forschungsfragen:

Wie geht der ORF mit geschlechtergerechter Sprache um? Welche Forderungen nach sprachlicher Gleichbehandlung wurden umgesetzt?

Welche Beispiele geschlechtergerechter Sprache finden sich in der Sendung „konkret“, und wie werden die Strategien angewandt?

Welche Verbesserungsvorschläge können gemacht werden?

Methode

- Leitfaden-Interview

Um die ersten beiden Forschungsfragen abzuklären, wurde ein Leitfaden-Interview mit der Person im ORF geführt, in deren Aufgabenbereich sprachliche Gleichbehandlung fällt: Dr.ⁱⁿ Monika Rupp ist Gleichstellungsbeauftragte des ORF. Das Interview fand am 24. April 2009 statt und dauerte 1h12min. Anschließend wurde das Gespräch transkribiert und qualitativ ausgewertet. Der Leitfaden ist im Anhang zu finden.

- Analyse der Sendung „konkret – das ServiceMagazin“

Mehrere Sendungen wurden aufgezeichnet, Ausschnitte daraus transkribiert und beurteilt. Die Beispiele wurden strukturiert und kommentiert, Ziel war es, eine Bilanz an positiven und negativen Beispielen zu ziehen und Verbesserungsvorschläge zu machen.

- Zusammenstellung eines Leitfadens für die ORF-Sendung „konkret – das ServiceMagazin“

Im Zuge dieser Verbesserungsvorschläge wurde auch ein Leitfaden zusammengestellt, der in der „konkret“-Redaktion verteilt werden soll.

Grundgesamtheit: Stichprobenauswahl

Die ORF Sendung „konkret – das ServiceMagazin“ wird von Montag bis Freitag live ausgestrahlt, Sendeplatz ist 18:30h bis 18:50h auf ORF 2. Moderiert wird „konkret“ alternierend von zwei Moderatorinnen, Martina Rupp und Claudia Reiterer. „konkret“ ist ein kritisches Informationsmagazin, im Zentrum steht der KonsumentInnenschutz. Das Themenfeld erstreckt sich von Klima- und Umweltschutz, moderner Technologie, Integration, über Hilfe im Dschungel der Bürokratie, Gesundheitswesen und -politik, Ernährung, Arbeitsmarkt, bis hin zu Wohn- und Baurecht etc. Der Servicecharakter spiegelt sich durch die Interaktivität zwischen RezipientInnen und Redaktion wieder: Die ZuschauerInnen werden aufgefordert, mit ihren Problemen an die „konkret“-Redaktion heranzutreten, die sich für die Anliegen der Leute stark macht. Edwin Möser, Sendungsverantwortlicher, bezeichnet „konkret“ als „public interest broadcasting“, also Fernsehen im öffentlichen Interesse (Gespräch am 29.05.2009). Die erste Sendung wurde am 10. April 2007 ausgestrahlt.

Für meine Stichprobe sollten ursprünglich 20 Sendungen (also 4 Wochen), beginnend mit Montag, dem 27.10.2008, aufgezeichnet werden. Aufgrund technischer Probleme wurde dieser Zeitraum erweitert, und so erhielt ich in einem Zeitraum von 6 Wochen (vom 27.10.2008 bis zum 05.12.2008) 18 aufgezeichnete Sendungen, die in die Auswertung kamen.

Kriterium für die Auswahl meiner Grundgesamtheit, der Sendung „konkret – das ServiceMagazin“ war die

Bewusste Auswahl

Um eine Stichprobe zu ziehen gibt es zwei Möglichkeiten: Im Gegensatz zur Wahrscheinlichkeitsauswahl, bei der jede Stichprobe die gleiche Chance hat gezogen zu werden, werden bei der bewussten Auswahl Elemente mit bestimmten Merkmalen (Variablen) bevorzugt. Bei so einer gezielten Auswahl wird von einer Kombination von Merkmalen, einem Merkmal oder den Ausprägungen eines Merkmals ausgegangen. (vgl. Friedrichs 1980: 130-131)

Friedrichs klassifiziert die bewusste Auswahl anhand von Beispielen wie folgt:

1. Absolute Merkmale:

Aus einer Grundgesamtheit werden Stichproben gezogen. Die Zuordnung der Personen zu den Stichproben muss eindeutig möglich sein, Friedrichs nennt als Beispiele Geschlecht oder Berufstätigkeit.

2. Verteilungen:

Die Stichprobe wird so gezogen, dass ein Querschnitt der Gesamtbevölkerung vorhanden sein muss. Wenn die Variable z.B. Einkommen lautet, müssen alle Einkommensgruppen in der Stichprobe enthalten sein; oder die Grundgesamtheit ist eine Organisation: also müssen Personen aller hierarchischen Ebenen dieser Organisation ausgewählt werden.

3. Struktur:

Aus der Grundgesamtheit werden für die Stichprobe Teile mit bestimmten Eigenschaften ausgewählt, z.B. werden aus der Gesamtbevölkerung nur Institutionen miteinbezogen, die zahlreiche Immobilien besitzen.

4. Zugehörigkeit:

Aus der Grundgesamtheit Bevölkerung wird eine Stichprobe von Personen gezogen, die einer bestimmten Institution angehören.

5. Sonderfall Extremgruppen:

Nur die Extreme einer Verteilung kommen in die Auswahl: Beispielsweise vergleicht man bezogen auf (2) nur Personen mit sehr hohem Einkommen mit solchen mit sehr niedrigem.

6. Sonderfall seltene Fälle:

Beispielsweise werden nur die Personen aus (2) in die Stichprobe genommen, die zur höchsten Ebene einer Organisation gehören.

7. Sonderfall Quota-Stichprobe:

Die Auswahl wird anhand mehrerer Kriterien gezogen, diese sind oft absolute Merkmale (1) oder Verteilungen (2).

(vgl. Friedrichs 1980: 131-132/Hervorheb. i. O.)

Meine bewusste Auswahl lässt sich durch *Verteilung* und *Zugehörigkeit* klassifizieren: Die Grundgesamtheit ist eine bestimmte Organisation, die Redaktion von „konkret“. Die MitarbeiterInnen, die verschiedenen hierarchischen Ebenen innerhalb der Redaktion angehören, produzieren die einzelnen Sendungselemente, die von mir untersucht wurden. Bei der folgenden Aufgabenverteilung zwischen den einzelnen Redaktionsmitgliedern

beziehe ich mich auf ein Gespräch mit Franz Fuchs, CvD (Chef vom Dienst) von „konkret“, am 29.05.2009.

Die oder der Sendungsverantwortliche bestimmt den Inhalt der Sendung, inwieweit Themen aufbereitet werden sollen. Bei strittigen Fragen gibt sie/er eine Linie vor, juristisch gesehen trägt sie/er die Verantwortung für die gesendeten Inhalte. In den Redaktionssitzungen verteilt sie/er die Themen.

Die Aufgabe der CvDs (CheflInnen vom Dienst) ist es, die Sendung zu einem inhaltlichen Ganzen mit Augenmerk auf einen tagesaktuellen Bezug zu machen. Das gilt für das Textmaterial, aber auch für bildliche Requisiten im Studio [in Absprache mit den Moderatorinnen und den Regisseuren (bei „konkret“ nur Männer)]. Aus den Ideen und Beiträgen wird eine Sendung mit einer bestimmten, nicht zu einseitigen Mischung aus Themen und der richtigen Dramaturgie zusammengestellt.

Die GestalterInnen der Beiträge (von mir auch Zuspelungen genannt, um sie von den Beiträgen im Studio, wie den Studiogesprächen unterscheiden zu können) sind RedakteurInnen und freie MitarbeiterInnen. Einmal wöchentlich werden in den Redaktionssitzungen Themen und Geschichten festgelegt und an die GestalterInnen vergeben. Diese suchen dann für ihre Beiträge nach Betroffenen und ExpertInnen.

Die Inserts der Signation und die zugehörigen Schlagzeilen werden von den CvDs (CheflInnen vom Dienst) in Absprache mit den Sendungsverantwortlichen in der Redaktionssitzung verfasst.

Die einzelnen An- und Abmoderationen, die im Zuge der Überleitungen zu den Zuspelungen von den Moderatorinnen im Studio gemacht werden, werden meistens von den einzelnen GestalterInnen der Beiträge vorgeschlagen. Die CvDs (CheflInnen vom Dienst) versuchen in den Redaktionssitzungen, eine aktuelle Note einzubringen (und so die Beiträge im Hinblick auf die Quote besser zu „verkaufen“). Die Moderatorinnen passen die Texte an ihre Bedürfnisse an bzw. ändern auch Inhalte in Absprache mit den CvDs (CheflInnen vom Dienst).

Für die Texte der Beiträge sorgen die GestalterInnen, auch die Auswahl der zu interviewenden Personen wird von ihnen getroffen.

Für die Studiogespräche werden teilweise die ExpertInnen aus den Beiträgen übernommen, wenn z.B. die GestalterIn befindet, dass der Beitrag noch Fragen offen lässt. Meistens sucht aber die oder der stellvertretende 2. CvD die Studiogäste aus, wobei wieder der „Verkaufswert“ (die Quote) im Auge behalten wird. Die Fragen an die ExpertInnen im Studiogespräch stellen die CvDs (CheflInnen vom Dienst) in erster Linie in Absprache mit den GestalterInnen, aber auch mit den Moderatorinnen zusammen. Die Inhalte werden also im Vorhinein abgeklärt, aber in den ca. 4-5 min, die das Gespräch dauert, hat die

Moderatorin letztendlich freie Hand; deshalb findet auch vor der Sendung ein kurzes Vorgespräch zwischen ExpertIn und Moderatorin statt.

Der „konkret“ Imagespot wurde von einem Redakteur gestaltet, nachdem Sendeverantwortliche und CvDs (CheflInnen vom Dienst) den Inhalt in einer Redaktionssitzung besprochen hatten.

In die Verabschiedung kann von den CvDs (CheflInnen vom Dienst) ein aktueller Bezug eingearbeitet werden. Auch der Text der Vorschau stammt von den CvDs.

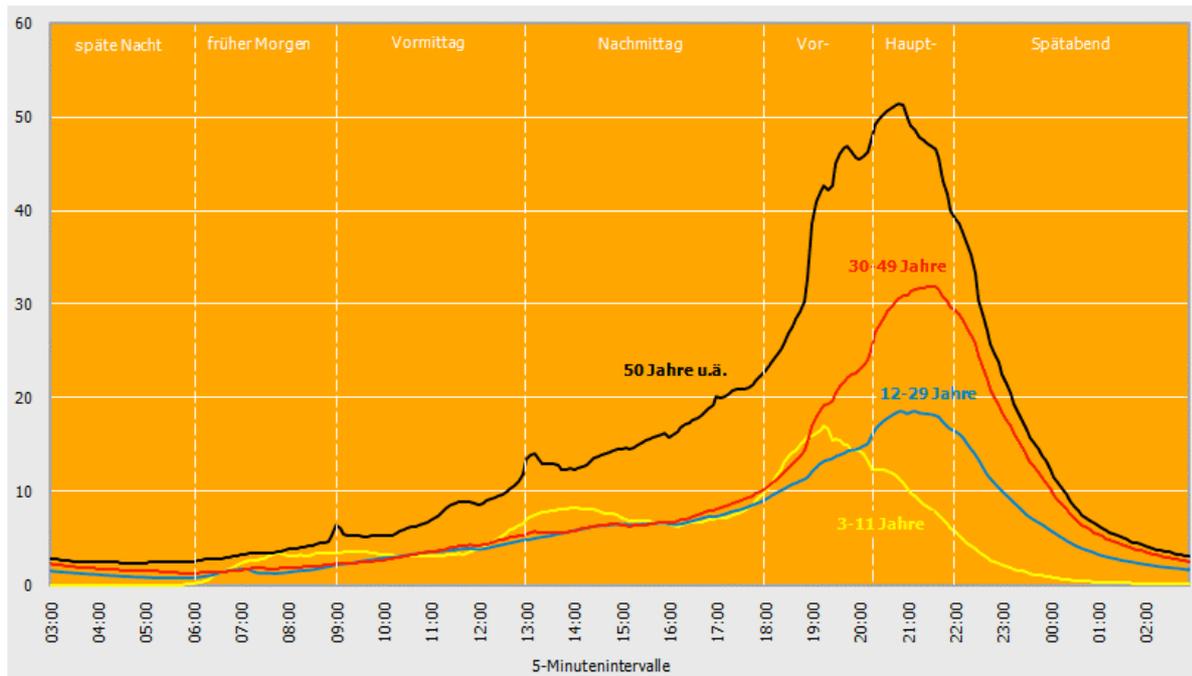
Die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Institution, der Redaktion „konkret“, ist die zweite Voraussetzung.

Wenn es hinsichtlich einer geschlechtergerechten Sprache keine verbindlichen Direktiven für den gesamten ORF gibt, dann muss das einzelne Individuum aufgrund seiner Sozialisation (Erziehung, Bildung, Geschlecht, Berufserfahrung,...) Entscheidungen treffen, wie es Informationen formuliert. Geschlechtergerechte Formulierungen sind ein Teil der Ergebnisse dieses Prozesses, diese sind Gegenstand meiner Untersuchung. Warum die Zugehörigkeit zur Redaktion „konkret“ als Merkmal gewählt wurde, möchte ich folgendermaßen begründen:

„konkret“ ging aus der im März 2007 abgesetzten Sendung „Willkommen Österreich“ im Zuge der Programmreform hervor. Im wesentlichen wurden die Themen von „Willkommen Österreich“ auf drei Sendungen aufgeteilt, am vergleichbaren Sendeplatz laufen auf ORF 2 von Montag bis Freitag um 17.05 „Heute in Österreich“, um 17.40 „Sommer-/Herbst-/Winter-/Frühlingszeit“ und um 18.30 „konkret – das ServiceMagazin“. Während „Heute in Österreich“ aktuelle Nachrichten aus den Bundesländern und „Sommer-/Herbst-/Winter-/Frühlingszeit“ ein Vorabendmagazin mit buntem Themenmix (für eine eher ältere Zielgruppe, was anhand der Themenwahl erkennbar ist) bietet, ist „konkret“ ein konsumentInnenorientiertes Magazin, das durch seinen Service-Charakter auch jüngeres Publikum ansprechen kann, und das täglich (Kriterium der Periodizität).

Allgemein gilt für alle Formate des ORF: Je später der Sendeplatz, desto mehr junge RezipientInnen schauen fern. Dieses Verhalten lässt sich auch darauf zurückführen, dass jüngere Personen arbeiten und so am Nachmittag keine Zeit zu Hause vor dem Fernsehapparat verbringen können.

**Tabelle 1: TV-Nutzung im Tagesverlauf von Montag-Freitag 2008, nach Altersgruppen
Durchschnittsreichweite in % (5-Minutenintervalle)**



Quelle: ORF Medienforschung, mediaresearch@orf.at

Bei meinem Besuch in der „konkret“-Redaktion am 29.05.2009 wurde mir Datenmaterial bezüglich der ZuschauerInnenzahlen der drei Nachfolge-Sendungen von „Willkommen Österreich“ („Heute in Österreich“, „Sommer-/Herbst-/Winter-/Frühlingszeit“ und „konkret – das ServiceMagazin“) zur Verfügung gestellt. Als Zeitraum wurden die letzten 100 Sendungen von „konkret – das ServiceMagazin“ gewählt, also vom 02.01.2009 bis zum 28.05.2009. „Winterzeit“ wurde in diesem Zeitraum zu „Frühlingszeit“, weswegen die Zahlen vom Teletest getrennt angegeben werden. Um die Sendungen besser vergleichen zu können, habe ich daher den Durchschnittswert der ZuschauerInnenzahlen von „Winterzeit“ und „Frühlingszeit“ für meine Tabelle ermittelt.

Der Zusatz „LOK“ (steht für „lokal“) bei „konkret“ bedeutet, dass die ZuschauerInnenzahlen von Tirol fehlen, weil am Sendeplatz von „konkret“ in diesem Bundesland „Südtirol heute“ ausgestrahlt wird. Daher wären die ZuschauerInnenzahlen von „konkret“ durch diesen Verlust etwas höher anzunehmen als sie angegeben sind, da bei den beiden anderen Sendungen Tirol inkludiert ist.

Tabelle 2: ZuschauerInnenzahlen im Durchschnitt

Zeitraum: zwischen 02.01.2009 und 28.05.2009
 Sender: ORF 2
 Wochentage: Mo, Di, Mi, Do, Fr

	konkret (LOK)	Winter-/ Frühlingszeit	Heute in Österreich
Anzahl der Sendungen	100	99	98
Beginnzeiten	18:30h	17:40h	17:05h
Dauer in Minuten	17	45	27
Österreich	in Tausend	in Tausend	in Tausend
Erwachsene 12+	400	354,5	354
12-19 Jahre	4	4	4
20-29 Jahre	5	4	4
30-39 Jahre	17	14,5	13
40-49 Jahre	42	37,5	35
50-59 Jahre	69	61,5	63
60+ Jahre	262	233,5	234
12-49 Jahre	69	60	56
50+ Jahre	331	294,5	298
Matura/Uni	48	38,5	35
Männer 12+	151	126	127
Männer 12-39	3	3	3
Männer 30-59	51	45	44
Männer 60+	96	78	80
Frauen 12+	249	228,5	227
Frauen 12-29	6	5	4
Frauen 30-54	49	42,5	42
Frauen 55+	194	181	180
Kinder 3-11	2	1,5	2
Kinder 3-6	1	1	1
Kinder 7-11	1	1	1

Quelle: ORF Teletest

„konkret“ verzeichnet die höchste Durchschnittsreichweite von diesen drei Sendungen, obwohl die ZuschauerInnenzahlen des Bundeslands Tirol nicht inkludiert sind.

Die größte Zielgruppe von „konkret“ sind Frauen über 55 Jahren. Es gibt deutlich mehr Frauen, die „konkret“ sehen, als Männer (249 000 Frauen und 151 000 Männer, das entspricht einem Verhältnis von 5:3). Daher ist das Sichtbarmachen von Frauen von überdurchschnittlich hohem Interesse.

„konkret“ hat im Vergleich zu „Winter-/Frühlingszeit“ und „Heute in Österreich“ die meisten Zuseherinnen unter 30 und deutlich mehr Zuseherinnen zwischen 30-54. Der Wunsch nach geschlechtergerechter Sprache ist unter jüngeren Frauen wahrscheinlich größer.

Auch das Bildungsniveau kann bezüglich dem Wunsch nach geschlechtergerechter Sprache eine Rolle spielen (vergleiche Kapitel 8.2. Studie von Wodak et al. 1987, *Kapitel sieben*). „konkret“ hat deutlich mehr Zuseherinnen und Zuseher mit Matura bzw. universitärer Bildung als „Winter-/Frühlingszeit“ und „Heute in Österreich“.

(Interessant an diesen Zahlen ist auch, dass für die ORF Medienforschung Frauen mit 55+ „alt“ sind, Männer aber erst mit 60+, obwohl Frauen generell eine höhere Lebenserwartung als Männer haben.)

Die in meiner Arbeit übernommene Kleinschreibung des „konkret“-Logos deutet ebenfalls auf eine moderne Auffassung, wie der Diskurs um die Groß-Kleinschreibung schließen lässt. Der vollständige Name der Sendung lautet „konkret – das ServiceMagazin“, wobei der Einsatz des Großbuchstaben auffällig ist, diese Schreibweise erinnert an das Binnen-I.

Der ORF informiert alle Menschen, deswegen sollte er nicht sprachlich diskriminieren bzw. dazu beitragen, das Ungleichgewicht zu beseitigen und geschlechtergerecht formulieren. „Willkommen Österreich“ wurde immer als das „Wohnzimmer der Nation“ bezeichnet – Fernsehen hat eine wichtige Sozialisationsfunktion, und wenn die jüngste, modernste und meistgesehene Sendung der „Willkommen Österreich“-Nachfolge geschlechtergerechte Sprache forcieren würde, hätte das sicher eine Signalwirkung. Veränderungen beginnen oft im Alltäglichen – wenn eine tägliche Servicesendung, die Informationen zur Bewältigung des Alltags bietet, die sich an Frauen und Männer jeden Alters richtet und diese oft direkt adressiert, geschlechtergerechte Sprache benutzt, ist der Einflussbereich sicher groß. Fernsehen hat als Sozialisationsinstanz großes Potential. Wenn ZuseherInnen vorgemacht wird, dass geschlechtergerechtes Sprechen nicht kompliziert und wichtig ist, kann das leichter in den Alltag integriert werden. Dieser persönliche Bezug, den „konkret“ den ZuseherInnen gegenüber bewusst einsetzt, wenn zum Beispiel aufgerufen wird, persönliche Probleme mit Hilfe der Redaktion zu lösen, ist auch ein Differenzkriterium gegenüber Nachrichtensendungen wie der „Zeit im Bild“.

Zusammenfassend lässt sich festhalten: Neben Friedrichs Kriterien Verteilung und Zugehörigkeit kann ich meine bewusste Auswahl der „konkret“-Redaktion durch die gegebene Periodizität, den hohen Frauenanteil der Zielgruppe, das Alter der Zielgruppe, die hohe Reichweite und den modernen Look, was die grafische Gestaltung der Logos angeht, argumentieren. Weiters weist das Format als KonsumentInnen- und Servicemagazin hohen Alltagsbezug auf und zeichnet sich durch die persönliche Adressierung der RezipientInnen aus. Sprache unterliegt Veränderungen, die sich im Alltag unkompliziert manifestieren

können. Da Fernsehen eine Sozialisationsfunktion zugesprochen wird, kann daraus geschlossen werden, dass dieses Medium Einfluss auf das Sprachverhalten nimmt. „konkret“ hat somit durchaus Potential, das sprachliche Gleichgewicht zu fördern.

10. Der ORF und geschlechtergerechte Sprache

10.1. Leitfaden-Interview mit Dr.ⁱⁿ Monika Rupp, Gleichstellungsbeauftragte des ORF

Das Interview mit Dr.ⁱⁿ Monika Rupp fand am 24. April 2009 statt und dauerte 1h12min. Der Leitfaden ist im Anhang zu finden.

Die Position der Gleichstellungsbeauftragten gibt es seit 2004, Monika Rupp hat sie von Tilia Herold übernommen. Schon damals wurde sprachliche Gleichbehandlung thematisiert:

Monika Rupp: „Als ich diese Funktion übernommen habe, hat bereits eine Expertinnen- und Expertenkommission daran gearbeitet und zwar bestehend aus Mitgliedern der Gleichbehandlungskommission, und angedockt Sprachexperten, Lektorinnen, Lektoren (...), also Menschen, die im Haus befasst sind mit Sprache.“

Die Aufgabe der Gleichstellungsbeauftragten ist die Beratung in Gleichbehandlungsfragen, außerdem führt sie die Geschäfte der Gleichbehandlungskommission. Sie setzt gezielt Maßnahmen zur Sensibilisierung der Belegschaft, kümmert sich um Frauen fördernde Seminare und um das Mentoring-Programm des ORF, wo sie auch Workshops leitet. Außerdem arbeitet sie einzelne Fälle auf, die an sie herangetragen werden (und die nicht in den Zuständigkeitsbereich der BetriebsrätInnen fallen):

Monika Rupp: „Mindestens ein Drittel meiner Tätigkeit, wenn nicht die Hälfte, Tendenz steigend, entfällt wirklich auf unmittelbare Beratung, wo Kolleginnen aus dem Haus kommen und sagen, ich hätte da ein Anliegen.“

Auch nach außen hin werden Zeichen gesetzt, wie z.B. die Teilnahme des ORF am Girls' Day. Am Jahresende werden der Gleichbehandlungskommission Maßnahmen für das nächste Jahr vorgelegt und gemeinsam abgestimmt.

Dr.ⁱⁿ Monika Rupp hatte einen sehr spannenden, vielseitigen Werdegang.

Monika Rupp: „In groben Zügen waren die wichtigsten Stationen drei Stabstellen, die letzte eben HR Management, und dazwischen, ich glaub' 5 Redaktionen, aber ich müsste selber immer wieder nachlesen (...).“

Mitte der 1970er begann sie ihre Tätigkeit beim ORF als freie Mitarbeiterin beim Fernsehen, zunächst in der Kulturredaktion, dann in der Religion. Nachdem sie ihr Studium

abgeschlossen hatte, fing sie im Bereich Öffentlichkeitsarbeit an, anfangs auch als freie Mitarbeiterin, später mit Fixanstellung. Nebenbei co-präsentierte sie die Sendung „Orientierung“. Nachdem sie kurz hintereinander beide Söhne bekam und es beim ORF keine Möglichkeit für Teilzeitarbeit gab, kündigte sie und arbeitete als freie Publizistin u.a. für „Brigitte“, die „ORF Nachlese“ und die Pressestelle des ORF. Schließlich kehrte sie wieder zum ORF zurück, als freie Mitarbeiterin bei „Willkommen Österreich“, wo sie sich zur Desk-Leiterin hocharbeitete. Nebenbei war sie in der Programmentwicklung tätig, wo sie an der Entstehung der Spiele-Show „Sechs im Sommer“ beteiligt war:

Monika Rupp: „[...] das war natürlich ein leichtes, und kein sehr kognitiv tiefgehendes Format – aber es hatte so einen leichten Gender-Touch. [...] und das waren eine Frauengruppe gegen eine Männergruppe jeweils antretend, die mit den Begriffen gespielt haben und mit Klischees gespielt haben, und die haben wir umgekehrt. Der Zugang war ein extrem humorvoller, es sollte jetzt nicht der intellektuelle Tiefgang sein, aber es hat durchaus sehr viel Input gegeben in Richtung wie tun wir denn da miteinander, welche Klischees triggern uns, wie gehen wir sprachlich um miteinander, das war sehr spannend.“

Nachdem sie sich der Marketing-Kommunikation und der Dachmarken-Betreuung zugewandt hatte, bewarb sie sich für die Stelle als Gleichbehandlungsbeauftragte, die sie anfangs noch nebenbei machte.

Monika Rupp: „[...] aber es ist halt immer mehr geworden und es hat auch immer stärker mein Interesse geweckt – und wo ein Angebot ist, kommt dann auch die Nachfrage.“

Monika Rupp steht gerade am Ende eines Postgraduate Lehrgangs zum Thema systemisches Coaching.

Neben Frauen fördernden Seminaren gibt es im ORF ein von Monika Rupp betreutes Mentoring-Programm.

Monika Rupp: „Wir haben seit 2007 ein Mentoring-Programm, ich halte das für das genialste Frauen fördernde Mittel, dass wir derzeit zur Verfügung haben. So viele Seminare können wir gar nicht machen, um einen ähnlichen Effekt zu erzielen. [...] Schon beim Zusehen ist es eine Freude, und es ist eine unglaublich tolle Entwicklungsmaßnahme. [...] Mentoring kostet wenig und bringt unglaublich viel.“

Die Mentees bewerben sich, um in das Programm aufgenommen zu werden. Weibliche Führungskräfte stellen sich als Mentorinnen zur Verfügung. Es geht um einen einjährigen Beratungsprozess

„der auch einen enormen Vernetzungseffekt hat, der den einen wie den anderen, den Mentorinnen wie den Mentees, Einblick bietet in andere Bereiche, d.h. das Organisationswissen vermehrt und viele Kontakte schafft, also das ist ganz toll.“

mit Begleitmaßnahmen wie Workshops für die Mentees (heuer geht es um strategisches Netzwerken, spezielle Kommunikationstechniken und um rechtliche Grundlagen der Gleichbehandlung) sowie Coaching-Training für die Mentorinnen. Im Rahmen des Programms treffen einander Mentorin und Mentee in regelmäßigen Abständen, um sich auszutauschen.

Außerdem achtet die Gleichbehandlungsbeauftragte bei Stellenausschreibungen auf die Rechte der Bewerberinnen im Sinne des ORF-Gleichstellungsförderplans.

Bezüglich Sprachsensibilisierung sind viele Maßnahmen in die verschiedenen Ausbildungseinheiten integriert.

Monika Rupp: „[...] wie beispielsweise jetzt Anfang Mai ist ein Teil der Führungskräfteausbildung geblockt, und da ist ein Vortrag zum Thema Gleichbehandlung integriert, ein sehr interaktiver. Das hat sich recht bewährt. [...] Oder im Mentoring-Programm [...], da gestalte ich für die Mentees einen Teil des Workshops, in dem es ausschließlich um diese Fragen geht, um ihre Rechte, ihre Möglichkeiten, auch um deren Sensibilisierung.“

„Auch dort [im Mentoring-Programm] ist natürlich sprachliche Gleichbehandlung selbstverständlich ein Thema.“

Wenn sich im alltäglichen Berufsleben eine Gelegenheit bietet, auf sprachliche Gleichbehandlung zu verweisen, wird sie spontan genutzt:

Monika Rupp: „Und hie und da bietet es sich an, dass irgendwo eine sprachliche Entgleisung stattfindet, wo man sagt, na das ist ja jetzt exemplarisch misslungen und ganz unsensibel – das sind wunderbare Gelegenheiten, dann einmal wirklich einen Wirbel zu machen. Es geht dann wieder eine Weile. Und die Sensibilisierung nimmt insgesamt zu, seit ein entsprechender Prozess stattfindet [...]“

Nachdem anfangs die Fußnote eingesetzt wurde, um das generische Maskulinum als Frauen einschließend zu deklarieren, ging man gesetzeskonform zur Beidnennung über. Die Gleichstellungsbeauftragte hat einen Leitfaden für den internen Gebrauch herausgegeben:

Monika Rupp: „Die Vorarbeiten dazu waren sehr intensiv. So schlicht der Leitfaden daherkommt, es ist schon so, dass es Auswirkungen hatte auf das System. Das heißt das Personalbüro, und das ist die Stelle, die mit den Menschen im Haus kommuniziert, hatte das Reglement als erstes zu berücksichtigen.“

Der Leitfaden „Sprachliche Gleichbehandlung“ ist bewusst kurz gehalten (nur eine A4 Seite, siehe Kapitel 10.2.):

Monika Rupp: „Nur auf den Kern konzentriert, was nicht ausschließt, dass es sehr schön wäre, da auch wirklich einmal in die Tiefe zu gehen. Seminare anzubieten, damit zu arbeiten, mit den Produkten zu arbeiten und zu sagen: ‚Schaut her, das habt ihr gemacht.‘, ohne gleichzeitig böse Absichten zu unterstellen. Und wenn wir jetzt da eine neue Perspektive einführen, was müsste das heißen. Wie hätte es anders auch laufen können.“

Das Binnen-I ist keine Option, da es nicht „regelkonform“ ist:

Monika Rupp: „Wir haben uns gefragt, welche Rahmenbedingungen für den ORF in diesem Zusammenhang gelten. Als öffentlich-rechtliche Anstalt können wir nicht irgendwie mit der Sprache umgehen, selbst wenn uns danach wäre. Das heißt, solange das Binnen-I nicht breiteste Akzeptanz im Bildungswesen, auf Duden-Basis und im Unterricht etwa, gefunden hat, gilt es nicht für uns, basta. Aber der Umgang damit wäre der simpelste, der geschmeidigste, also das wäre wirklich angenehm. Noch aber sind wir nicht so weit. Einige Individualistinnen und Individualisten verwenden es auch unverdrossen, aber wir können es nicht verordnen.“

Monika Rupp sieht durchaus noch Potential für das vermehrte Anwenden geschlechtergerechter Sprachstrategien, sie betrachtet das Fokussieren auf dieses Thema aber nicht als vorrangig.

Monika Rupp: „Da könnte im Sinn eines kreativen Umgangs noch viel geschehen, und es besteht durchaus noch einiger Handlungsbedarf in der entsprechenden Kommunikation. Die Umsetzung findet allerdings im Rahmen des Möglichen statt, soll heißen im Rahmen des Budgets, im Rahmen beschlossener Maßnahmen etc., und daher scheint mir das Thema als nicht ganz so prioritär. Also da gibt's andere Dinge, wo ich sag', die sind ganz wichtig.“

Da die EU explizit Medien und Werbung von der Verpflichtung zur sprachlichen Gleichbehandlung ausgenommen hat, gibt es keine Direktiven bezüglich geschlechtergerechter Sprache, die für die Sendungen des ORF verbindlich sind (vergleiche Kapitel 7. „Gender Mainstreaming“).

Monika Rupp: „Die Produkte anbelangend haben wir keine Handhabe, wir können nur empfehlen, empfehlen, empfehlen, darauf hinweisen, sensibilisieren.“

Hinsichtlich der Strategien der geschlechtergerechten Formulierungen wird der Neutralform aufgrund der Kürze der Vorzug gegeben. Auch die Beidnennung in Vollform wird als Alternative genannt.

Monika Rupp: „So weit es geht, meine ich, wären beide zu berücksichtigen, das erscheint mir als weniger verwaschen und geeignet, äquidistanten Respekt zu fördern.“

Abgelehnt wird das Binnen-I:

Monika Rupp: „Das Binnen-I wird wohl kommen, à la longue wird es sich durchsetzen überall, aber so lange es noch nicht Duden-konform ist, kann der ORF als Öffentlich-Rechtlicher es nicht einfach übernehmen. Das war das Hindernis. Also zu sagen: Wir sind öffentlich-rechtlich, für den Sprachgebrauch zuständig, was ist die Grundlage? Die Grundlage für unsere internen Sprachexpertinnen und -experten ist der Duden. Solange der Duden das Binnen-I nicht akzeptiert, werden wir ein Problem damit haben.“

Würde eine Redaktion, z.B. „konkret“, entscheiden, für Inserts das Binnen-I zu verwenden, würde es wahrscheinlich als „eine spezielle Ausprägung der Marke „konkret“ durchgehen.“

Auch das ungekennzeichnete generische Femininum lehnt Monika Rupp ab.

Monika Rupp: „Ich bin dafür, dass man grosso modo den weiblichen Plural liest, aber dann müssen die zwei Schrägstriche sein. Weil ich meine, wenn man ungebremst nur den weiblichen Plural verwendet, dann findet Diskriminierung sehr rasch in die andere Richtung statt. Das mag wollen wer auch immer, ich nicht.“

Sie schränkt aber ein, dass es in frauenspezifischen Themenbereichen und bei einer Mehrheit an Frauen durchaus Sinn macht:

Monika Rupp: „Und das ist ja Teil dessen, was wir versuchen, den Kolleginnen und Kollegen mitzugeben am Weg, zu sagen schaut's ein bisserl schärfer. Ist hier wirklich eine Mehrheit gemeint. Wenn ja, und diese Mehrheit ist weiblich, dann bedient euch der entsprechenden Sprachform. Es setzt ein hohes Maß an Sensibilisierung voraus, aber bloß nicht platt darüber marschieren. Es kommt ja außerdem darauf an, gerade im medialen Bereich, was ergänzt beispielsweise das Bild. Was zeigt das Bild. Wenn ich über eine Konferenz berichte, an der überwiegend Ärztinnen teilnehmen, vielleicht ein, zwei Ärzte auch, und ich bin genötigt, im Untertitel zu schreiben, wer diese Menschen sind, dann würde ich sehr empfehlen, da hinzuschauen und zu sagen, das ist ein Ärztinnenkongress. Aber von einer derartigen Ausdifferenzierung sind wir – auf Grund mangelnder EU-Vorgaben für den medialen Bereich – wahrscheinlich noch weit entfernt.“

Überall dort, wo Texte extrem kurz gehalten werden müssen, z.B. im Teletext, bei Inserts oder der Untertitelung (für Gehörlose), steht es den MitarbeiterInnen frei, die feminine oder maskuline Pluralform zu verwenden.

Monika Rupp: „Das wird wahrscheinlich dazu führen, dass, da die männliche Form die kürzere ist, auch weiterhin nahezu durchgehend lediglich von Experten, Bauern und Ärzten die Schreibe sein wird.“

Im ORF gibt es verschiedene Haltungen zum Thema geschlechtergerechte Sprache, die sich im Laufe des Gespräches abzeichnen. Ein Beispiel dafür wäre die von Monika Rupp angeführte „sehr feinsinnige“ Diskussion zwischen ihr und der Hausadministration, wie weit geschlechtergerechtes Formulieren gehen soll.

Monika Rupp: „Wo ich dann die Frage bekommen hab’, wie machen wir denn das jetzt, ARD, ZDF und Schweizer Rundfunk, sind das jetzt unsere Mitbewerber oder unsere Mitbewerberinnen. (...) Das ZDF und die ARD, wie tun wir denn da jetzt. Sehr lustig, schärft auch die Sinne. Hat bei mir aber dazu geführt, dass ich dann sicherer denn je war, wir halten’s überall dort korrekt, wo’s um natürliche Personen geht.“

Es finden laufend Bewusstwerdungsprozesse statt:

Monika Rupp: „[...] man muss nur schauen, wo kann man das Hebel ansetzen, um das Bewusstsein noch ein bisserl mehr zu schärfen. Und in der Regel, wenn man mangelnde Expertise nicht gnadenlos als Stümperantentum verurteilt, findet weiteres Bemühen statt.“

Die MitarbeiterInnen scheinen dem Thema geschlechtergerechte Sprache, falls sie damit konfrontiert werden, nicht unbedingt ablehnend gegenüber zu stehen.

Monika Rupp: „Ich behaupte ja, dieses Haus ist nicht voll von lauter böswilligen Verweigerern, sondern Menschen tun halt immer das Beste, was sie gerade können.“

Das Klima in den Redaktionen wird ebenfalls als teils ablehnend, teils befürwortend beschrieben. Ein Grund für den Widerstand gegen geschlechtergerechte Sprache ist die fehlende gesetzliche Verbindlichkeit (die EU gibt nur Empfehlungen, siehe Kapitel 7. „Gender Mainstreaming“).

Monika Rupp: „Wenn ich das in manchen Redaktionen gezielt anrege, dann kommt natürlich dieses Argument zurück: Dafür gibt’s keine Regel. Auf was beziehen Sie sich? Danke für den freundlichen Hinweis. Ich kann ja nicht nötigen zur Anwendung, aber ich kann’s durchaus immer wieder thematisieren, und die Sensibleren handeln dann danach und die weniger Sensiblen nicht.“

Grundsätzlich schätzt Monika Rupp das Klima in den Redaktionen positiv ein:

Monika Rupp: „Ich nehme aber wahr, dass sich einiges zum Besseren bewegt hat, weil das Bewusstsein insgesamt geschärft ist. Es ist ja nicht so, wir leben ja nicht abgekoppelt vom Rest der Welt. Es gibt schon mehr Gespür dafür, und nachdem die

Frauen des Hauses auch gefördert werden, und jedes Mal wenn beispielsweise 15 Mentees wieder herauskommen, heuer werden's 23 sein, die haben das dann alle mit, und die arbeiten ja hier im Haus in allen Direktionsbereichen. Da passiert sehr wohl etwas, denn immer mehr Personen denken auch diesen sprachlichen Aspekt von sich aus mit.“

Monika Rupp: „[...] also ich glaub' es gibt nur mehr wenige Ecken, wo nicht zumindest ein Menschlein d'rin sitzt, das dann zum rechten Zeitpunkt sagt: ‚Ähm, sollten wir da nicht ein wenig mehr achtsam sein.‘ [...] Das ist ein ganz geschärftes Bewusstsein.“

Die interne und externe Kommunikation des ORF werden verbindlich geschlechtergerecht formuliert, die Produkte selbst, also die Sendungen, aber nicht. Die externe Kommunikation umfasst alle Aussendungen der Pressestelle, die interne Kommunikation beinhaltet alle Erlässe des Personalbüros und alle internen Mitteilungen. Auch die Programmrichtlinien und der alljährliche Geschäftsbericht werden gendergerecht formuliert.

Monika Rupp: „[...] bis ins letzte Detail wird man das nicht kontrollieren können, weil es wird immer noch in irgendwelchen Ecken so eines großen Organismus jemand geben, der's nicht kann. Aber was offizielles Papier ist, offizielle Schreibweise ist, da ist darauf zu achten.“

Die Informationen zu geschlechtergerechter Sprache werden von Monika Rupp in den einzelnen Redaktionen verteilt,

Monika Rupp: „Sofern das gewünscht ist, also so allein und abgekoppelt agiere ich nicht, sondern ich führe die Geschäfte der Gleichbehandlungskommission. Ich kann in Maßen schon das machen, was mir gerade einfällt, aber ich bin auch gut beraten, das mit der Kommission abzustimmen und zu sagen: Setzen wir hier einen Schwerpunkt, dort einen Schwerpunkt, worauf konzentrieren wir uns. Und ich glaube nicht, dass es absolute Priorität hat, jetzt einen Feldzug durch die Redaktionen zu starten, im Sinn einer erhöhten Sensibilisierung, was den Sprachgebrauch anbelangt. Da haben wir andere Sorgen, personalpolitischer Natur. Der Tag hat 24 Stunden, so gesehen gibt's das Thema auch, aber sicher nicht zuoberst.“

Die Verteilung des Leitfadens lief wie folgt ab:

Monika Rupp: „Sagen wir so, das funktioniert bei uns tatsächlich nach dem Top down Prinzip, es bekommt der GD [Generaldirektor] vorgelegt, es bekommt die Geschäftsführung mitgeteilt, es wird in die Führungskräfteausbildung integriert, d.h., es sickert schon. Auf Anfrage gibt es den Leitfaden sowieso, und er ist publiziert über ORF-in abrufbar. Ich bezweifle allerdings, dass in so einem großen

Organismus, und vor allem da, irgendwas auf Nachfrage basieren könnte. Dort, wo mir ein sehr mangelhafter Umgang mit geschlechtergerechter Sprache auffällt, ohne dass ich jetzt das tägliche Radar einschalte, denn dann würde ich vor lauter Medienbeobachtung zu sonst nichts mehr kommen, verweise ich darauf, dass man im ORF-in auf der HR-Seite einen entsprechenden Leitfaden findet [...] jedenfalls intern, im Intranet, ist es auffindbar.“

Monika Rupp beschreibt die Hürden bei ihrer Aufgabe als Herausforderung:

Monika Rupp: „Ist grundsätzlich spannend, so am Ende einer beruflichen Laufbahn irgendwelche Windmühlen in Angriff zu nehmen. [...] Ich denke mir, auch riesige Bäume waren einmal ganz winzige Körner. Das ist halt nicht so der Instant-Erfolg, der sich aus dieser Arbeit ableiten lässt.“

Ihre Prioritäten setzt sie ganz klar:

Monika Rupp: „Zu meinem Geschäft gehört es auch, sehr genau zu beobachten, wie läuft es mit Stellenausschreibungen, Besetzungen, etc., was geht da ab, und da braucht's irrsinnige Kraft, um zumindest in dem einen oder anderen Fall wirklich durchzusetzen, was das Recht der Bewerberin ist. Das ist nicht so selbstverständlich. Also das halte ich nicht aus, wenn ich zusehe, hier ist jemand mit gleich hoher Qualifikation und auch mit den Rechten des Hauses, auf Basis des Gleichstellungsförderplans ausgestattet, und es wird den Frauen fördernden Grundsätzen zuwidergehandelt, also da muss ich handeln. Da muss ich mich einklinken in die Debatte. Wenn ich das hintanstellen würde gegenüber ich ziehe jetzt jemanden am Ohrwaschel, dort wo ich eh nur wenig Recht hab' mich einzumengen, na dann handle ich lieber.“

Es geht ihr in erster Linie um Maßnahmen im Sinn von Frauen (auch einzelnen) im ORF und deren Rechte. Sprachliche Gleichbehandlung ist für sie eine Begleiterscheinung, ein ergänzender Entwicklungsprozess, dessen Vorantreiben nicht an erster Stelle der unternehmensinternen Notwendigkeiten steht. Was auch durchaus verständlich und sinnvoll ist, wenn die Kapazitäten von Frau Dr.ⁱⁿ Rupp bedacht werden.

10.2. Leitfaden für sprachliche Gleichbehandlung für den internen Gebrauch im ORF

An dieser Stelle möchte ich den von Dr.ⁱⁿ Monika Rupp erstellten Leitfaden für den internen Gebrauch im ORF anführen. Da dieser bewusst kurz gehalten wurde, ist der von mir für die „konkret“-Redaktion zusammengestellte Leitfaden (der im Anhang zu finden ist) viel ausführlicher.

Sprachliche Gleichbehandlung

Fortlaufend in allen ORF-Bereichen das Bewusstsein auch für sprachliche Gleichbehandlung zu schaffen ist ein Schwerpunkt der gemeinsamen Arbeit von Gleichbehandlungskommission und Gleichstellungsbeauftragter. Frauen und Männer im Sprachgebrauch gleichermaßen sichtbar zu machen, ist nicht nur bereits geübte Kunst im ORF-internen Sprachgebrauch (Programmrichtlinien, Stellenausschreibungen u. a. m.), sondern auch ein wichtiges Signal in der externen Kommunikation (Geschäftsbericht, Presstexte, kundendienst.ORF.at etc.) und gewinnt zunehmend an Bedeutung in der Gestaltung aller ORF-Produkte, aller Radio- und Fernsehformate, im ORF TELETEXT und auf ORF.at. Sensibler Sprachgebrauch unter Berücksichtigung von Frauen und Männern hat speziell im ORF als einem Dienstleistungsunternehmen, das einer breiten Öffentlichkeit – mit überwiegendem Frauenanteil – verpflichtet ist, einen hohen Stellenwert.

Mit den möglichen Varianten einer Schreibweise, die Frauen und Männer – als physische Personen und nicht etwa als juristische – sprachlich gleichermaßen berücksichtigt, hat sich im Auftrag der Gleichbehandlungskommission eine ORF-Rechtschreibkommission befasst und klare **Richtlinien** erarbeitet.

Nach diesen Richtlinien gilt: Ist vom Allgemeinen die Rede, erfüllen

- die **Formen der Aufzählung** (Redakteurinnen und Redakteure, Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter etc.) und
- der **Umschreibung** (das Fachgremium, die Redaktion, die Belegschaft etc. die Anforderungen gendergerechter Schreibweise.
- Kann oder will man diese beiden Varianten nicht verwenden, bietet sich die **Verwendung des Schrägstrichs** an (Redakteur/in, Mitarbeiter/in etc.). Diese Form ist grammatisch immer möglich, außer bei Beugungen der Stammform (z. B. Bauer und Bäuerin). Nach dem Schrägstrich wird kein Bindestrich gesetzt.

Die Verwendung des **Binnen-I** (RedakteurIn, MitarbeiterIn etc.) ist zwar gebräuchlich, aber **nicht regelkonform** und daher nicht für die ORF-Kommunikation nach außen geeignet.

Für Beiträge/Moderation im Hörfunk gelten Aufzählung oder Umschreibung. Für Fernsehbeiträge/-moderation gilt dasselbe mit folgender Ausnahme: Verhindert die Länge bei Inserts (z. B. Demonstrationen von Ärztinnen und Ärzten) den gendergerechten Gebrauch, dann ist sowohl der ausschließliche Gebrauch der femininen wie auch der maskulinen Form zulässig.

Abgesehen von der Verwendung des nicht regelkonformen Binnen-I ist auch die Verwendung von Kreationen wie „Frauschaft“ (statt Mannschaft) und „frau“ (statt man) im ORF-Sprachgebrauch auszuschließen.

Für die Beantwortung von Fragen in Zusammenhang mit den Richtlinien der Rechtschreibkommission für einen sowohl internen wie externen gendergerechten ORF-Sprachgebrauch steht Ihnen die Gleichstellungsbeauftragte gerne zur Verfügung.

GSB

20.10.2005

10.3. konkret – das ServiceMagazin

10.3.1. Beschreibung der einzelnen Sendungselemente von „konkret“

Die Sendung „konkret“ besteht aus folgenden Sendungselementen:

Signation

Die Signation besteht aus zwei Elementen:

- Schlagzeilen
- Inserts (Schriftelemente)

Moderation im Studio: Begrüßung

Hier werden ebenfalls zwei Elemente beschrieben:

- Insert
- ZIB-Einstieg

Moderation im Studio: Überleitungen zu den Zuspielungen

Zuspielungen (Beiträge)

- Fließtext der Zuspielung
- Interviews im Rahmen der Zuspielungen
 - O-Ton der interviewten Personen
 - Inserts für die interviewten Personen
 - Schlussinserts

Gespräch im Studio: mit verschiedenen InterviewpartnerInnen (= ExpertInnen)

- Inserts für InterviewpartnerInnen im Studio
- Insert: „Expertentelefon“

„konkret“-Imagespot

Moderation im Studio: Verabschiedung

- Insert
- Schlussroller

Vorschau auf die nächste Sendung

Um die einzelnen Sendungsbestandteile zu veranschaulichen, habe ich zwei Sendungen gewählt – vom 27.10.2008 und vom 28.10.2008 – und beschreibe (zwecks der Anschaulichkeit) ihre Elemente anhand von Beispielen und Screenshots. Außerdem habe ich unter Insert: „Expertentelefon“ noch einen Screenshot vom 12.11.2008 verwendet, um eine Expertin und einen Experten vergleichen zu können.

Die Texte der Zuspelungen und die Vorschau werden abwechselnd von einer Sprecherin und einem Sprecher gelesen. Dass die exemplarisch gewählte Zuspelung am 27.10.2008 und die Vorschau am 28.10.2008 von Männern gesprochen wurden, ist Zufall. In Zahlen: Insgesamt habe ich 18 Sendungen gesichtet. Von 53 Beiträgen wurden 11 von weiblichen, 42 von männlichen Stimmen präsentiert, in Prozenten sind das 21% weiblich und 79% männlich. Von 16 Vorschauen (2 waren aufgrund einer technischen Panne meinerseits nicht verfügbar) wurden 4 von einer Sprecherin und 12 von einem Sprecher gelesen, also 25% weiblich und 75% männlich. Es werden also insgesamt deutlich weniger Sprecherinnen eingesetzt – durch die Moderatorinnen im Studio (die ja auch die Studiogespräche leiten) wird die Präsenz von Frauen aber ausgeglichen.

Sendung ORF: „konkret“, 27.10.2008, 18:30 Uhr, ORF 2:

Signation



Abb. 1: „konkret“, 27.10.08



Abb. 2: „konkret“, 27.10.08



Abb. 3: „konkret“, 27.10.08

- Schlagzeilen

werden von der Moderatorin im Off gelesen.

„Spesen-Nepp: So wollen Banken bei Kredit-Kunden kassieren.“

„Gas aus Gras: Energiegewinnung aus Ernteabfällen.“

„Friedhofsgebühren: Streit um teure Grabverlängerungen.“

- Inserts (Schriftelemente)

Es werden immer drei Schlagzeilen insertiert.



Abb. 4: „konkret“, 27.10.08



Abb. 5: „konkret“, 27.10.08



Abb. 6: „konkret“, 27.10.08

Moderation im Studio: Begrüßung

(„konkret“: 27.10.08, 18:30, ORF 2)

Claudia Reiterer: „Guten Abend bei konkret, Ihrem ServiceMagazin.“

Hier werden RezipientInnen direkt adressiert.

- Insert

(Spesen-Nepp: 27.10.08, 18:30, ORF 2)

Insert: „*Claudia Reiterer*“



Abb. 7: „konkret“, 27.10.08

Claudia Reiterer: „Kreditnehmer haben es ohnehin schon schwer genug, sollen sie jetzt auch noch die gestiegenen Kosten der Banken übernehmen? Gleich mehr darüber, vorerst aber noch die Schlagzeilen aus dem Newsroom von Danielle Spera.“

- ZIB-Einstieg

Schnitt in die ZIB-Redaktion: ZIB-ModeratorInnen sprechen tagesaktuelle Schlagzeilen an.

Claudia Reiterer: „Danke Danielle Spera.“



Abb. 8: „konkret“, 27.10.08

Moderation im Studio: Überleitungen zu den Zuspielungen

Dazu zähle ich Anmoderationen und Abmoderationen von Beiträgen. Im Hintergrund sind am Monitor Motive zum nächsten Beitrag zu sehen, bei diesen „Loops“ gibt es aber keine Schriftelemente.



Abb. 9: „konkret“, 27.10.08

(Spesen-Nepp: 27.10.08, 18:30, ORF 2)

CR (Claudia Reiterer): „Heimische Kreditnehmer haben es zur Zeit schwer. Eine der beliebtesten Finanzierungsformen entwickelt sich zum Sorgenkind – der Fremdwährungskredit. Hier wollen Österreichs Banken jetzt auch noch ihre gestiegenen Kosten auf die Kunden abwälzen. Spesen-Nepp am Buckel der Kreditnehmer? Helena Fröhlich hat recherchiert.“

Generisch maskuline Personenbezeichnungen (Kreditnehmer und Kunden) werden verwendet.

Zuspielungen (Beiträge)

Es gibt 2-4 Zuspielungen, die Anzahl variiert, je nach dem ob es ein Studiogespräch gibt.

- **Fließtext der Zuspielung**

(Spesen-Nepp: 27.10.08, 18:30, ORF 2 – es geht um die Finanzkrise.)

Sprecher liest den Text des Beitrags. Off-stimme:

„Und wer soll schlussendlich die Kosten tragen? Häuselbauer und Co., wenn es nach den Banken geht. Denn etlichen Fremdwährungskreditnehmern [...] Kunden [...] Kunden [...] warnen Experten [...] Kunden [...] Kunden“

Wieder werden ausschließlich generisch maskuline Personenbezeichnungen gebraucht, feminine Formen kommen nicht vor. Besonders wenn es um ExpertInnen geht, ist es wichtig, Frauen durch die Verwendung femininer Personenbezeichnungen weibliche Identifikationsmöglichkeiten zu bieten. Der Beitrag handelt von der Finanzkrise, und Frauen sind genauso betroffen wie Männer, das muss auch sprachlich sichtbar gemacht werden. Schließlich ist in dem Beitrag nur eine einzige Frau zu sehen, und zwar eine Bankkundin, die beraten wird.



Abb. 10: „konkret“, 27.10.08



Abb. 11: „konkret“, 27.10.08



Abb. 12: „konkret“, 27.10.08

- Interviews im Rahmen der Zuspelungen

- O-Ton der interviewten Personen

(Spesen-Nepp: 27.10.08, 18.30, ORF 2)

Peter Bosek: „Wir geben diese Kosten nicht an die Kunden weiter [...] Kunden [...] Tilgungsträger“

Ob die *interviewten Personen* geschlechtergerecht formulieren, können die RedakteurInnen kaum beeinflussen, höchstens eventuell durch eine selektive Auswahl der Personen. Eine andere Möglichkeit wäre, die Personen indirekt darauf hinzuweisen und somit zu sprachlicher Gleichbehandlung anzuregen, indem die JournalistInnen oder die Moderatorinnen im Studio deutlich geschlechtergerecht formulieren, z.B. mittels der Beidnennung in Vollform, dem Binnen-I oder dem generischen Femininum (Neutralformen sind zu diesem Zweck ungeeignet). So könnte ein „Ausstrahlungseffekt“ der verwendeten geschlechtergerechten Formulierungen seitens der Moderatorinnen oder der JournalistInnen auf das Sprachverhalten der interviewten Personen ausgenutzt werden, der auch durch den Status der Befragenden verstärkt werden könnte.



Abb. 13: „konkret“, 27.10.08

- Inserts für die interviewten Personen

(Spesen-Nepp: 27.10.08, 18.30, ORF 2)

„Peter Bosek, Erste Bank AG“

Beim Insertieren wird meist auf Institutionen und Funktionen (wie *Leitung*) fokussiert und nicht auf handlungsausführende Personenbezeichnungen (wie *Leiter*). Wenn mit Personenbezeichnungen insertiert wird, sind diese geschlechtsspezifisch moviert – z.B. Expertin/Experte. Bei Inserts in Zuspelungen werden nie akademische Titel verwendet,

was sicher auch ein Stilmittel ist, das Hierarchien abbauen soll: „konkret“ macht bzw. behandelt die Menschen „gleich“.



Abb. 14: „konkret“, 27.10.08

- Schlussinserts

Bei den Schlussinserts für die an der Produktion der Zuspiegelung beteiligten Personen („Bericht“, „Kamera“, „Schnitt“) wird auf geschlechtsneutrale Funktionen fokussiert, was Platz sparend ist.



Abb. 15: „konkret“, 27.10.08

Gespräch im Studio: mit verschiedenen InterviewpartnerInnen (= ExpertInnen)

(Spesen-Nepp: 27.10.08, 18.30, ORF 2)

Claudia Reiterer (CR): „Die Verunsicherung der Kunden, das spürt auch die Arbeiterkammer. Im Studio begrüße ich nun den Finanzexperten der Arbeiterkammer Niederösterreich, Magister Manfred Neubauer.“



Abb. 16: „konkret“, 27.10.08

Bei den Studiogesprächen werden die akademischen Titel bei Begrüßung und Verabschiedung aber im Gegensatz zu den Inserts wieder verwendet, was die demokratisierende Wirkung der Inserts teilweise wieder aufhebt.

CR: „Was tut man jetzt, wenn man das bekommt. Kann man auch sagen, ich zahl das gar nicht?“

Um eine größere Nähe zu den Betroffenen herzustellen, verwendet die Moderatorin das generisch maskuline Indefinitpronomen „man“. Eine geschlechtergerechte Alternative setzt sie selbst im nächsten Satz ein: Von „man“ wechselt sie zu „ich“. Durch die Verwendung der ersten Person „ich“ wird ein stark persönlicher Bezug zu den einzelnen ZuschauerInnen hergestellt, Betroffenheit wird suggeriert.

Manfred Neubauer (MN): „Unbedingt sollte man widersprechen [...] man [...] die Bank wird's wahrscheinlich abziehen weil ich ja dort auch ein Konto habe [...] man sollte sich [...]“

Auch die interviewte Person benutzt abwechselnd „man“ und „ich“. Hier gilt wieder: Ob die interviewten Personen geschlechtergerecht formulieren, können die RedakteurInnen kaum beeinflussen, höchstens eventuell durch eine selektive Auswahl der Personen oder durch geschlechtergerechtes Formulieren seitens der Moderatorinnen, was einen „Ausstrahlungseffekt“ auf die interviewten Personen haben kann.

CR: „Einfach ein formloses Schreiben: Ich widerspreche [...] Aber wenn mir das die Bank dann sowieso abzieht, was habe ich dann davon? [...] Man hat das Gefühl [...]“

MN: „Kreditnehmer [...] die Leute sollen gedrängt werden [...]“

Personenbezeichnungen werden im generischen Maskulinum verwendet („Kreditnehmer“), dass Frauen mitgemeint sind, lässt sich aus der neutralen Form „die Leute“ erkennen.

CR: „Wenn Sie jemand anruft und sagt, ich habe einen Fremdwährungskredit seit ein paar Jahren laufen [...]“

MN: „Grundsätzlich kann ich das.“

CR: „Also was soll ich dann im besten Fall machen?“

Die erste Person wird öfters eingesetzt.

- Inserts für InterviewpartnerInnen im Studio

(Spesen-Nepp: 27.10.08, 18.30, ORF 2)

„Manfred Neubauer, Finanzexperte AK NÖ“

Im Studio werden die Gäste mit akademischem Titel angesprochen, aber ohne Titel inseriert.



Abb. 17: „konkret“, 27.10.08

- Insert: „Expertentelefon“

Wenn die Studiogäste nach der Sendung für die ZuseherInnen telefonisch erreichbar sind, bekommen sie das Insert „Expertentelefon“ mit Telefonnummer. Besonders wenn es um ExpertInnen geht, ist es wichtig, Frauen weibliche Identifikationsmöglichkeiten zu bieten! Das Insert ist ein fester Bestandteil der Sendung und kommt auch zum Einsatz, wenn eine Expertin Rede und Antwort steht. Die Redaktion verzichtet aber nicht vollständig auf geschlechtergerechte Formulierungen, wie bei den Inserts der Zuspelungen und

zahlreichen anderen Beispielen zu sehen ist, sie geht aber eher selektiv und nicht systematisch vor.



Abb. 18: „konkret“, 27.10.08



Abb. 19: „konkret“, 12.11.08

„konkret“-Imagespot

unterlegt mit „Knight Rider“-Titelmelodie. Dieser Spot ist ein optionaler Sendungs-Bestandteil.

„konkret – ein Sender und sein Team kämpfen gegen das Unrecht – wir untersuchen Ihr Problem und liefern Lösungen – wenn Konsumenten für dumm verkauft werden – Vertragspartner Wort brechen und die Lage aussichtslos scheint – schreiben Sie uns: ORF Kennwort konkret oder gleich eine email an konkret@orf.at – Ihr Anliegen ist unser Auftrag – wir bleiben hartnäckig – wir nehmen uns kein Blatt vor den Mund – wir wollen wissen was dahinter steckt – schreiben Sie an konkret – Ihr Servicemagazin im ORF.“

Hier wäre es leicht möglich, geschlechtergerecht zu formulieren: Es müsste nur zwecks Beidnennung ein „Konsumentinnen“ eingefügt werden und statt „Vertragspartner Wort brechen“ „Verträge gebrochen werden“ formuliert werden. Besonders weil dieser Spot ein Image transportieren soll, wäre es sehr wichtig, auf Frauen sprachlich zu referieren.



Abb. 20: „konkret“, 27.10.08



Abb. 21: „konkret“, 27.10.08



Abb. 22: „konkret“, 27.10.08



Abb. 23: „konkret“, 27.10.08



Abb. 24: „konkret“, 27.10.08



Abb. 25: „konkret“, 27.10.08

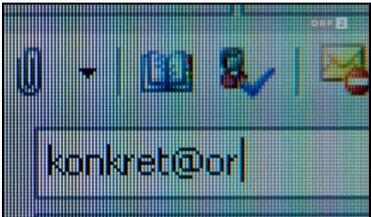


Abb. 26: „konkret“, 27.10.08



Abb. 27: „konkret“, 27.10.08



Abb. 28: „konkret“, 27.10.08



Abb. 29: „konkret“, 27.10.08



Abb. 30: „konkret“, 27.10.08



Abb. 31: „konkret“, 27.10.08

Sendung ORF: „konkret“, 28.10.2008, 18:30 Uhr, ORF 2:

Moderation im Studio: Verabschiedung

(„konkret“: 28.10.08, 18:30, ORF 2)

Martina Rupp: „Das war konkret für heute, ich freue mich, Sie morgen wieder begrüßen zu dürfen, unter anderem mit folgendem Thema.“

- Insert

„Moderatorin ausgestattet von + Sponsoren-Logos“

Die „Moderatorin“ wird mit einem Femininum bezeichnet.



Abb. 32: „konkret“, 28.10.08

- Schlussroller

„Produktion“, „Redaktion“, „Leitung“, „Regie“ – hier steht wieder die Funktionsbezeichnung statt einer Personenbezeichnung, es wird also geschlechtsneutral formuliert.



Abb. 33: „konkret“, 28.10.08

Vorschau auf die nächste Sendung

(„konkret“: 28.10.08, 18:30, ORF 2)

Männlicher Sprecher liest den Text des Beitrags. Off-stimme:

*„Bitterer Beigeschmack bei Genussscheinen, 12 000 Anleger zittern um ihr Geld.
Die Hintergründe morgen in konkret.“*

Hier wird wieder im generischen Maskulinum formuliert.

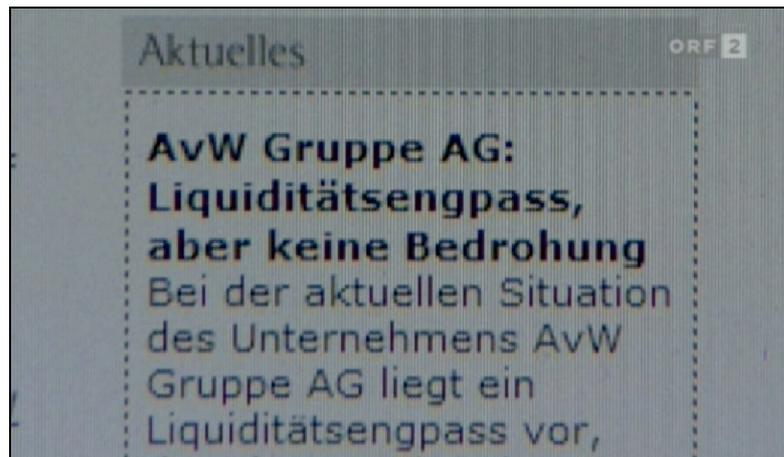


Abb. 34: „konkret“, 28.10.08

10.3.2. Beispiele aus den aufgezeichneten Sendungen

Signation

- Schlagzeilen

Die Schlagzeilen werden von den Moderatorinnen im Off gelesen, wobei die (als Schriftelemente) insertierten Themen mit einem erläuternden „Untertitel“ versehen werden. Fett habe ich die insertierten Teile der Schlagzeilen markiert.

(„konkret“: 04.11.08, 18:30, ORF 2)

„Geld-Waffen-Öl: Die Folgen der US-Politik für Österreichs Konsumenten“

(„konkret“: 04.11.08, 18:30, ORF 2)

„Krankheit inclusive: Kluburlauber klagen Reiseveranstalter“

Da der Off-Text insgesamt länger sein kann als die insertierten Teile, ist hier mehr Zeit. Somit finden sich auch Beispiele, in denen Personenbezeichnungen im generischen Maskulinum (hier: „Konsumenten“ und „Kluburlauber“) verwendet werden, um auf eine Personengruppe Bezug zu nehmen. Weil die Kürze des Textes hier vorrangig ist, sollte auf mögliche Neutralformen und Umformulierungen fokussiert werden. Auch das Binnen-I bietet sich an.

(„konkret“: 28.11.08, 18:30, ORF 2)

„Dazu die Allergie-Expertin“ (insertiert wird „**Erika Jensen-Jarolim**“, was nicht verlesen wird.)

Handelt es sich um eine bestimmte, individualisierte Person, fällt es viel leichter, geschlechtergerecht im Femininum zu referieren.

- Inserts (Schriftelemente)

Da die insertierten Teile der Schlagzeilen sehr kurz sein müssen, finden sich hier selten Personenbezeichnungen. Für den gesamten Off-Text gilt das nicht, dazu siehe oben unter „Schlagzeilen“.

Ein Beispiel für ein Insert im generischen Maskulinum wäre:

(„konkret“: 02.12.08, 18:30, ORF 2)

„Schüler-Überwachung“

Moderation im Studio: Begrüßung

(„konkret“: 27.10.08, 18:30, ORF 2)

CR (Claudia Reiterer): „Guten Abend bei konkret, Ihrem ServiceMagazin.“

Hier werden RezipientInnen direkt adressiert.

(„konkret“: 30.10.08, 18:30, ORF 2)

Claudia Reiterer: „Das Bürgerforum zur Finanzkrise hat hunderte Reaktionen und Fragen nach sich gezogen. Eine Zuschauerfrage von Anneliese Rieger war [...]“

Nachdem „der Zuschauer-“ eine Frau ist, wäre es wirklich einfach gewesen, hier geschlechtergerecht zu formulieren...

- ZIB-Einstieg

(Spesen-Nepp: 27.10.08, 18:30, ORF 2)

Claudia Reiterer: „Kreditnehmer haben es ohnehin schon schwer genug, sollen sie jetzt auch noch die gestiegenen Kosten der Banken übernehmen? Gleich mehr darüber, vorerst aber noch die Schlagzeilen aus dem Newsroom von Danielle Spera.“

Hier wird im generischen Maskulinum auf eine Personengruppe referiert („Kreditnehmer“).

Moderation im Studio: Überleitungen zu den Zuspielungen

(Spesen-Nepp: 27.10.08, 18:30, ORF 2)

CR (Claudia Reiterer): „Heimische Kreditnehmer haben es zur Zeit schwer. Eine der beliebtesten Finanzierungsformen entwickelt sich zum Sorgenkind – der Fremdwährungskredit. Hier wollen Österreichs Banken jetzt auch noch ihre

gestiegenen Kosten auf die Kunden abwälzen. Spesen-Nepp am Buckel der Kreditnehmer? Helena Fröhlich hat recherchiert.“

Generisch maskuline Personenbezeichnungen („Kreditnehmer“ und „Kunden“) werden verwendet.

(Genussscheine: 29.10.08, 18:30, ORF 2)

Martina Rupp: „Etwa 1200 Anleger in Österreich zittern um ihr Geld.“

In der dazugehörigen Zuspiegelung wird ebenfalls nur im generischen Maskulinum formuliert, es ist von „Anlegern“ und „Kunden“ die Rede.

(Live-Schaltung ins Studio des „Bürgerforums“ zu Peter Resetarits und Claudia Reiterer: 29.10.08, 18:30, ORF 2)

Claudia Reiterer: „Bei uns stehen Bürgerinnen und Bürger im Mittelpunkt der Sendung.“

Hier wird der Name der Sendung „Bürgerforum“ bewusst erweitert und Frauen im Nachhinein miteinbezogen.

(Wasserstoff als Antriebsform: 29.10.08, 18:30, ORF 2)

Martina Rupp: „Eine oberösterreichische Firma hat diese Idee neu entwickelt und testet sie jetzt an ihren Transportfahrzeugen. Sehen Sie den dritten Bewerber für den österreichischen Klimaschutzpreis in der Kategorie Ideen und Innovation.“

Die „Firma“ ist ein Femininum, daher wäre es grammatisch korrekt, auf sie als „Bewerberin“ zu referieren.

(Bankzinsen: 30.10.08, 18:30, ORF 2)

Claudia Reiterer: „Bereits mehr als die Hälfte aller Österreicher [...]“

Diese Art der Frauen ausschließenden Formulierung ist einfach unzeitgemäß und diskriminierend. In der Zuspiegelung zu dem Thema wird auch nur im generischen Maskulinum formuliert: „Sparvermögen der Österreicher“, „Sparer“, „verzweifelte Kunden“.

(Bewerbung Klimaschutzpreis: 30.10.08, 18:30, ORF 2)

Claudia Reiterer: „Wie kann ich den Transport von Holz möglichst einfach von der Straße auf die Schiene verlagern?“

Hier wird das generisch maskuline Indefinitpronomen „man“ ganz automatisch durch die erste Person „ich“ ersetzt.

(Handymasten: 03.11.08, 18:30, ORF 2)

Martina Rupp spricht von „*Bürgerinitiativen*“ und „*Experten*“.

(Klimaschutzpreis: 04.11.08, 18:30, ORF 2)

Martina Rupp formuliert im generischen Maskulinum:

„[...] zu den Gewinnern des österreichischen Klimaschutzpreises“, „Preisträger“, „die Gewinner der wertvollen Publikumspreise“.

Bei der folgenden Live-Schaltung in die Börse zur Klimaschutz-Gala spricht vor Ort

Claudia Reiterer *„die Nominierten“*

an und formuliert somit neutral.

(Lebensgefahr/Durchlauferhitzer: 05.11.08, 18:30, ORF 2)

Martina Rupp spricht von

„Todesopfern“ und *„Verletzten“* –

in der Alltagssprache gut etablierten Neutralformen. Anschließend ist aber von der Meinung der *„Experten“*

die Rede.

Die Moderatorinnen adressieren oft direkt das Publikum:

MR: „Also lassen Sie die Geräte bitte zumindest regelmäßig warten, Sie schützen so Ihre Gesundheit und ein bisschen auch das Klima.“

(Galanacht zum Klimaschutzpreis: 05.11.08, 18:30, ORF 2)

MR: „Andrea Wessely hat sich unter die Festgäste gemischt und im ehrwürdigen Börsesaal dem einen oder der anderen in Sachen Umweltschutz auf den Zahn gefühlt.“

Hier einer der Fälle von Beidnennung.

MR: „[...] ein konkret-Spezial mit allen Preisträgern [...]“

Allerdings wird viel öfter im generischen Maskulinum formuliert; gerade bei diesem Beispiel wäre es wichtig, auf die Präsenz von Frauen hinzuweisen, weil der Klimaschutzpreis technisches Know-how voraussetzt, also eine traditionell männliche Domäne ist, und weibliche Identifikationsfiguren dem entgegenwirken können.

(Publikumspreise Klimaschutz: 06.11.08, 18:30, ORF 2)

CR: „Die Preisträger [...] haben Sie ja wöchentlich mitbestimmt“

Frauen werden durch das generische Maskulinum ausgeschlossen.

Eine gute Lösung bietet folgende Neutralform:

CR: „viele der [...] eingereichten Projekte“

Bei der Ziehung der Preise wird ausschließlich das generische Maskulinum eingesetzt:

CR: „Jetzt wird es spannend, wie angekündigt verlosen wir [...] Gutscheinpreise unter den vielen Anrufern und unter all jenen, die via Internet ihre Stimme [...].“

Der Relativsatz könnte einfach erweitert werden, um zu einer neutralen Formulierung zu gelangen: „[...] unter all jenen, die angerufen haben oder via Internet ihre Stimme [...]“. Zwei Männer werden bei der Ziehung ausgelost, die Moderatorin „wünscht“ sich beim dritten Mal eine Frau:

„Schauen wir, ob es diesmal eine Dame ist...Ja!“

und referiert direkt anschließend wieder nur auf Männer:

„Herzlichen Glückwunsch allen Preisträgern [...] und allen Gewinnern“

(Gaspreis-Senkung: 06.11.08, 18:30, ORF 2)

CR: „Wegen der Gaspreis-Erhöhung wollen unsere Zuseher wissen, was sie tun können. [...] und jetzt die Konsumenten zur Kasse bitten [...]“

Gerade bei häufig gebrauchten Bezeichnungen, wie „Konsumenten“ und „Zuseher“, die einen sehr engen Bezug zu den RezipientInnen herstellen sollen, ist es wichtig, Frauen explizit anzusprechen.

CR: „von den Medien und von der Politik“

Hier wird auf neutrale Institutions- bzw. Funktionsbezeichnungen ausgewichen, statt Personenbezeichnungen zu wählen.

(Kündigungswelle: 12.11.08, 18:30, ORF 2)

CR: „Für 2009 stellen Wirtschaftsexperten düstere Prognosen.“

Ein weiteres Beispiel für ein generisches Maskulinum, mit dem eine Personengruppe bezeichnet wird.

(Edelstahlseife: 12.11.08, 18:30, ORF 2)

CR: „Jeder, der schon einmal gekocht hat, weiß“

Nachdem Claudia Reiterer im vorhergehenden Studiogespräch mit Job-Coach Elfriede Gerdenits zweimal die Beidnennung verwendet hat, formuliert sie wieder im Maskulinum, obwohl es sicher mehr Zuschauerinnen von „konkret“ gibt, die regelmäßig kochen, als Zuschauer.

(Mehr als telefonieren: 13.11.08, 18:30, ORF 2)

Claudia Reiterer spricht nur von „Senioren“: Es geht um die Anwendung von technischen Geräten, gerade in so einem Fall ist es wichtig, explizit auf Frauen hinzuweisen.

Im Beitrag kommen 3 weibliche und 2 männliche Versuchspersonen vor, die die Mobiltelefone testen. Bei der Moderation wird aber nur im Maskulinum referiert:

CR: „Handys müssen vor allem den jeweiligen persönlichen Ansprüchen des Benutzers entgegen kommen. Das Senioren-Telefon schlechthin [...] besser sie nehmen den Menschen, den Sie beschenken wollen, mit zum Einkaufen und überlassen ihm die Auswahl.“

(Trinkgeld-Zwang: 13.11.08, 18:30, ORF 2)

Claudia Reiterer verwendet Neutralformen,

„6 € pro Person“ und „Ehepaar“.

Sind Neutralformen schon sprachlich gut etabliert, fällt es leichter, sie anzuwenden.

(Antibiotika in Äpfeln: 14.11.08, 18:30, ORF 2)

MR: „Natürlich haben wir die großen Supermarktketten auf die aktuelle Situation hin befragt. Die Sprecherinnen des Rewe-Konzerns und von Spar versicherten uns gegenüber, [...]“

Die „Sprecherinnen“ könnten theoretisch ein generisches Femininum sein, was aber eher unwahrscheinlich ist. Im PR-Bereich ist der Frauenanteil ja sehr hoch, daher sind eher nicht Männer mit einer geschlechtsindifferenten Form mitgemeint, sondern die „Sprecherinnen“ sind wahrscheinlich geschlechtsspezifisch als Frauen zu interpretieren.

(Krampfadern: 14.11.08, 18:30, ORF 2)

MR: „Jede 5. Frau und jeder 6. Mann hat sie, und viele bagatellisieren die krankhafte Veränderung der Venen, die im Volksmund wenig schmeichelhaft Krampfadern genannt werden. Was viele unterschätzen [...]“

Hier wird ein traditionelles Frauenthema geschlechtergerecht aufgemacht, indem darauf hingewiesen wird, dass es auch ein Männerproblem ist. Anschließend wird auf Neutralformen zurückgegriffen. Im Beitrag selbst sind die Testpersonen allerdings zwei Frauen.

(Energiepreise: 14.11.08, 18:30, ORF 2)

Komplett neutral formuliert ist folgende Moderation:

MR: „Immer mehr Menschen sind durch ihre Fixkosten derart am Limit, dass sie die laufenden Strom- und Gasrechnungen nicht immer pünktlich begleichen können. Was tun die Energie-Unternehmen in solchen Fällen: Sie verlangen sogenannte Sicherstellungen. Diese Art von Kautions wird zwar bei Vertragsende zurückbezahlt, für Betroffene bedeutet das aber trotz allem eine zusätzliche finanzielle Belastung.“

„Menschen“ ist eine mögliche neutrale Lösung, wenn nicht im Folgesatz mit einem Maskulinum referiert wird. Hier geht es im Anschluss um „Energie-Unternehmen“ und um in einer neutralen Pluralform gehaltene „Betroffene“.

(Weihnachtspackerln: 14.11.08, 18:30, ORF 2)

MR: „das fragen sich Viele“

Hier eine umgangssprachlich gut etablierte Neutralform.

(Notruf in Not: 18.11.08, 18:30, ORF 2)

CR: „Wie schnell kommt Hilfe, wenn ich 122, 133 oder 144 wähle?“

Hier wird die erste Person verwendet und so besondere Nähe zu den RezipientInnen hergestellt.

(Gefängnis-Strafe: 18.11.08, 18:30, ORF 2)

CR: „Ein Tipp für jeden Flohmarkt- oder Weihnachtsmarktstandler: Melden Sie sich bei der AKM an, bevor Sie das Radio einschalten.“

Hier wären geschlechtergerechte Personenbezeichnungen besonders wichtig, weil im Satzverlauf die RezipientInnen direkt adressiert werden. Der Abstraktionsgrad einer Klasse von Personen, die im generischen Maskulinum bezeichnet werden, sinkt durch das direkte Ansprechen, durch das ein enger Bezug zur den einzelnen Individuen vor dem Fernsehapparat hergestellt wird.

(Steuerreform: 24.11.08, 18:30, ORF 2)

MR: „Der winterliche Frost hat offensichtlich die Regierungsverhandler zusammenrücken lassen [...] jeder Einzelne [...]“

Hier hätte ganz leicht neutral formuliert werden können, statt im generischen Maskulinum: „die Regierungsverhandelnden“. So wäre deutlich geworden, dass auch Frauen an der Regierung teilhaben. Weiters hätte statt „jeder Einzelne“ „alle“ formuliert werden können.

MR: „Die soll ja vor allem mittlere Einkommen entlasten.“

Hier wird neutral formuliert („mittlere Einkommen“), statt auf Personen zu fokussieren.

(Das Gelbe vom Ei?: 26.11.08, 18:30, ORF 2)

CR: „Jedem Koch und jeder Köchin ist das wahrscheinlich schon einmal misslungen.“, „Hobby-Köche und Köchinnen“, „Österreicher und Österreicherinnen“

Hier wird bei der An- und Abmoderation der Zuspelung gleich dreimal die Beidnennung verwendet, also stark auf geschlechtergerechtes Formulieren geachtet. Es wäre wichtig, entgegen der Tradition Frauen bei der Beidnennung an erster Stelle zu nennen.

(Papa-Monat neu: 26.11.08, 18:30, ORF 2)

In dem Beitrag geht es darum, dass Väter animiert werden sollen, länger bei den Kindern zu bleiben. Hier werden die traditionellen Geschlechterrollen (Frau = Mutter, Mann = Geldverdiener) hinterfragt.

CR: (Anmod): „Väter erhalten die Familie, Mütter kümmern sich um Haushalt und Kinder. Es gibt zwar von Jahr zu Jahr mehr Männer, die in Karenz gehen, aber in Summe sind es trotzdem nur 4%. Schon die vergangene Bundesregierung wollte den Papa-Monat, beschlossen wurde er nicht. Jetzt will die neue Bundesregierung das noch einmal in Angriff nehmen, und dieser Papa-Monat soll Väter auch dazu bringen, länger beim Kind zu bleiben. Marvin Wolff über die neue Rollenverteilung in der Familie.“

(Magensäure-Hemmer: 28.11.08, 18:30, ORF 2)

CR: „Betroffene“, „Eine Forschungsgruppe aus dem Wiener AKH hat jetzt entdeckt [...]“

Hier wird die „Wissenschaft“ nicht mit einer Personenbezeichnung im generischen Maskulinum, sondern mit einer Neutralform („Forschungsgruppe“) beschrieben.

(Verkehrskontrolle: 28.11.08, 18:30, ORF 2)

CR: „Sie als Autofahrerin oder Autofahrer ärgern sich. Die Beamten reagieren [...]“

Ein positives Beispiel für die Beidnennung, in dem sogar die Frauen vor den Männern genannt werden. Die Beamten sind wieder im generischen Maskulinum: PolizistInnen werden eben eher als Männer imaginiert.

(Recht auf eigenes Konto: 01.12.08, 18:30, ORF 2)

MR: „Banken werben heftig um junge Kunden.“

Das generische Maskulinum impliziert, dass nur Männer Geld verdienen und somit interessante „Kunden“ für Banken sind.

(Adoption/künstliche Befruchtung: 01.12.08, 18:30, ORF 2)

MR: „Muttermilch mit 55: Eine Grazerin ist die älteste Frau, die jemals in Österreich eine Mehrlingsgeburt hatte. Dem Wunder der Natur ging allerdings eine künstliche Befruchtung im Ausland voran. Denn nach österreichischem Recht war die Frau dafür schon zu alt.“

Anfangs kann eine traditionelle Sicht der weiblichen Geschlechterrolle, „Frau = Mutter“, interpretiert werden („Muttermilch“).

MR: „Ursprünglich wollte die Akademikerin aber ein Kind adoptieren und wurde prompt abgelehnt.“

Im Weiteren wird die „Mutter-“ näher als „Akademikerin“ bestimmt, die ihre Familienplanung sehr aktiv selbst gestalten wollte. Somit wird dem traditionellen Frauenbild entgegengewirkt. Im Fließtext der Zuspiegelung wird das aber wieder umgekehrt.

(Kinderzähne: 01.12.08, 18:30, ORF 2)

MR: „Sie war schon den alten Römern gut bekannt, die Karies.“

Hier hätte das generische Maskulinum ganz leicht vermieden werden können: „im alten Rom“.

MR: „30% der Bevölkerung“

Hier eine Neutralform, die hilft, das generische Maskulinum zu vermeiden.

(Billiges Lichtermeer: 02.12.08, 18:30, ORF 2)

MR: „Deutsche Gasversorger müssen ihren Kunden [...]“

(Ärger mit Billigfluglinie: 02.12.08, 18:30, ORF 2)

MR: „Kunden“

(Schüler-Überwachung: 02.12.08, 18:30, ORF 2)

MR: „die Entscheidungsträger“

Weitere Beispiele, in denen eine Personengruppe unbestimmter Zahl mit einem generischen Maskulinum bezeichnet wird.

(Avocado-Schneider: 03.12.08, 18:30, ORF 2)

MR: „Also Erfinder bitte ans Werk, eine Marktlücke [...]“

Hier hätte auch ein Aufruf an „Erfinderinnen“ stattfinden können. Es ist wichtig, das Bild von Frauen, die technische Fortschritte möglich machen, zu forcieren (in dem Fall geht es zwar nur um einen Avocado-Schneider aus Plastik, aber mir geht es um das Prinzip. Und das ist ja nicht das einzige Beispiel, in dem Frauen ≠ Technik ausgesagt wird).

(Schiurlaub: 03.12.08, 18:30, ORF 2)

MR: „Schiurlauber“

Hier wieder ein generisches Maskulinum.

Zuspielungen (Beiträge)

- Fließtext der Zuspielung

(Spesen-Nepp: 27.10.08, 18:30, ORF 2)

„Und wer soll schlussendlich die Kosten tragen? Häuselbauer und Co., wenn es nach den Banken geht. Denn etlichen Fremdwährungskreditnehmern [...] Kunden [...] Kunden [...] warnen Experten [...] Kunden [...] Kunden“

Hier werden ausschließlich generisch maskuline Personenbezeichnungen gebraucht, feminine Formen kommen nicht vor. Besonders wenn es um ExpertInnen geht, ist es wichtig, Frauen weibliche Identifikationsmöglichkeiten zu bieten. Der Beitrag handelt von der Finanzkrise, und Frauen sind genauso betroffen wie Männer, das muss auch sprachlich sichtbar gemacht werden. Schließlich ist in dem Beitrag nur eine einzige Frau zu sehen, und zwar eine Bankkundin, die beraten wird.

(Kurzschluss nach Grabarbeiten: 28.10.08, 18:30, ORF 2)

In dieser Zuspielung ist ausschließlich von den „*Bewohnern*“ einer Siedlung die Rede, obwohl auch zahlreiche weibliche Betroffene bzw. Familien zu Wort kommen. „*Die Betroffenen*“ und die „*Geschädigten*“ sind allerdings geschlechtsneutrale Substantive im Plural, die aus Adjektiven abgeleitet werden.

(Handymasten: 03.11.08, 18:30, ORF 2)

„Kritiker“, „Beschwerdeführer“, „Bürgerinitiativen“, „Bezirkspolitiker“, „Fachmann“, „Bürger“

Hier wird während des gesamten Beitrags keine einzige feminine Form verwendet.

(Geld-Waffen-Öl: 04.11.08, 18:30, ORF 2)

„Mit nur 5% der Weltbevölkerung erzielen die Amerikaner jährlich [...]“ „vom Tellerwäscher zum Millionär“

Hier kommt wieder das generische Maskulinum zum Einsatz.

(Lebensgefahr/Durchlauferhitzer: 05.11.08, 18:30, ORF 2)

„Vorgestern in einer Wiener Altbauwohnung: Eine ältere Dame bricht leblos in ihrer Wohnung zusammen. Minuten später ist sie tot.“

„In der jüngsten Rechtsprechung hat der oberste Gerichtshof für Konsumenten festgehalten, dass Instandhaltungspflichten [...] nicht auf Mieter abgewälzt werden dürfen.“

Weiters wird im generischen Maskulinum von „*Vermietern*“ gesprochen. „*die Verantwortlichen*“ hingegen ist eine verwendete Neutralform. Wenn auf konkrete Personen referiert wird, wie im Beispiel mit der „*ältere[n] Dame*“, kommen feminine Formen zum Einsatz. Wird auf eine nicht näher definierte Klasse von Personen Bezug genommen, wird mittels generischem Maskulinum formuliert. Neutralformen werden dann benutzt, wenn sie sprachlich fest etabliert sind.

(Galanacht zum Klimaschutzpreis: 05.11.08, 18:30, ORF 2)

„*Hieß es doch [...] den [...] Klimaschutz-Preis 2008 an den Mann bzw. die Frau zu bringen.*“

„*Was tun Herr und Frau Österreicher nun tatsächlich für den Klimaschutz?*“

Zwei Beispiele für Beidnennungen.

„*Wer konnte, folgte dem Motto des Abends [...]*“

Hier wird eine Wer-Konstruktion neutral gebraucht. Allerdings zeigt sich bei einem zweiten Beispiel, dass mit einem maskulinen Relativpronomen Bezug genommen wird, obwohl es auch leicht weggelassen werden könnte. Das geschlechtergerechte Beispiel ist wohl nicht bewusst formuliert worden:

„*Wer ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein.*“

(Kündigungswelle: 12.11.08, 18:30, ORF 2)

„*Stellen die gestrichen werden*“

wird hier anfangs neutral formuliert, um dann im selben Satz zum generischen Maskulinum „*Mitarbeiter*“ überzuwechseln.

(Trinkgeld-Zwang: 13.11.08, 18:30, ORF 2)

Das generische Maskulinum wird für Gruppen verwendet, deren Geschlecht nicht wesentlich scheint: „*der Kunde*“, „*jeder Passagier*“. Wenn allerdings eine konkrete Person gemeint ist, wird explizit feminin formuliert:

„*Aber vielleicht hat ja die Konsumentenschützerin eine Idee.*“ (hier ist Maria Ecker, Rechtsexpertin des VKI, gemeint)

(Eine Ausnahme von dieser Regel bildet allerdings das „Expertentelefon“, wo auf eine konkrete Frau, die im Studio anwesend ist, mit einer männlichen Personenbezeichnung referiert wird.)

(Energiepreise: 14.11.08, 18:30, ORF 2)

Der Beitrag ist an einem Einzelschicksal aufgehängt, es geht anfangs um „*die Betroffene*“.

Im zitierten Schreiben der „*Wien Energie*“ geht es aber nur um „*Kunden*“, weil hier wieder vom Einzelschicksal zu allgemeiner Gültigkeit hin abstrahiert werden soll, wird auf das generische Maskulinum zurückgegriffen. Auch der anschließende Fließtext des Beitrags handelt wieder von „*Kunden*“.

(Krampfadern: 14.11.08, 18:30, ORF 2)

„*Ärzte warnen*“, „*90% der Bevölkerung*“

Zuerst eine generisch maskuline Form, dann eine neutrale Formulierung.

(WeihnachtspackerIn: 14.11.08, 18:30, ORF 2)

Umformulierungen sind oft möglich, hier ein Beispiel:

Problem: „*der Werbeslogan unseres ersten **Anbieters**, dem Hermes-Paketshop*“

Lösung: weglassen: „*der Werbeslogan von Hermes-Paketshop*“

oder neutral umformulieren: „*der Werbeslogan unseres ersten Beispiels, dem Hermes-Paketshop*“, oder „*das erste Angebot wird mit dem Werbeslogan [...] beworben.*“

statt: „*beim Empfänger*“ besser: „*an der Zieladresse*“, „*an der gewünschten Adresse*“

statt: „*alle Anbieter*“ besser: „*alle Anbietenden*“, „*alle Paket-Unternehmen*“

(Gesunde Zähne: 24.11.08, 18:30, ORF 2)

„*Eine Dentalhygienikerin erklärt es.*“

„*Dennoch wird empfohlen, sich beim Zahnarzt zu erkundigen, [...]*“

„*Der Zahnarzt zeigt es vor.*“

ÄrztInnen sind Personen mit hohem gesellschaftlichen Status, hier wäre es besonders wichtig, nicht nur von Männern zu sprechen, sondern auch Frauen sichtbar zu machen. Auch die zu Wort kommende Frau ist „nur“ „*Dentalhygienikerin*“ und keine Zahnärztin.

(Heizen mit Holz: 24.11.08, 18:30, ORF 2)

„*Der Fachhandel bietet auch Skurriles wie das Feuer für unterwegs: Gemütliches für rastlose Managertypen.*“

Hier wird das Stereotyp des überaktiven Mannes, der unermüdlich für ökonomischen Erfolg schuftet und sich keine Pause gönnt, weitergeführt.

(Papa-Monat neu: 26.11.08, 18:30, ORF 2)

Diesen Beitrag möchte ich ausführlich kommentieren, weil er den Wandel der Frauen- und Männerrollen in unserer Gesellschaft thematisiert.

Fließtext: „Väter sind heute als aktive Partner in der Erziehung und Pflege der Kinder erwünscht. [...] Früher war Kindererziehung Frauensache.“

Hier wird verdeutlicht, dass sich die traditionelle Rollenverteilung der Geschlechter stark verändert hat, und das innerhalb der letzten 20 Jahre. Als Beispiel wird die negative Haltung eines befragten Passanten zum Thema Väterkarenz und einer der ersten Karenznehmer (beides Anfang der 1980er) gezeigt.

„[...] auch wenn immer noch 96% der Kindergeldbezieher weiblich sind.“

Diese Personenbezeichnung ist eigentlich grammatikalisch falsch, es müsste „weibliche Kindergeldbeziehende“ oder „Kindergeldbezieherinnen“ heißen.

Als Gründe dafür, dass es bisher wenige Väter gibt, die zu Hause bleiben, werden folgende genannt:

„die besondere Bindung der Mutter zum Kind, die Karriere des meist besser bezahlten Mannes und das Teilzeitjobangebot auf dem Arbeitsmarkt.“

Hier möchte ich anmerken, dass die „besondere Bindung der Mutter zum Kind“ ein Rollenklischee ist, das an dieser Stelle eigentlich nicht weitergeführt werden sollte. Besser wäre es gewesen, darauf hinzuweisen, dass auch Väter eine „besondere Bindung“ zu ihren Kindern aufbauen wollen. Die „Mutter-Kind-Bindung“ wird oft als Argument in einem reaktionären Diskurs eingesetzt, der auch Frauen von der Arbeitswelt fernhalten möchte („Frauen an den Herd“).

Als Voraussetzung für Väterkarenz wird ein erhöhtes Angebot an Teilzeitjobs am Arbeitsmarkt genannt.

„Übrigens sind auch im neuen Karenzzeitenmodell Lebensgemeinschaften Ehepaaren gleichgestellt.“

Hier ist positiv zu vermerken, dass auch neue Formen der Familie angesprochen werden. Als gelungenes Beispiel wird Deutschland genannt:

„Bei unseren deutschen Nachbarn z.B. hat die Umstellung von altem Erziehungsgeld auf's einkommensabhängige Elterngeld dazu geführt, dass sich die Anzahl der Väter in Karenz nahezu verdoppelt hat, und erstmalig seit 10 Jahren ist in Deutschland die Geburtenrate gestiegen.“

(Magensäure-Hemmer: 28.11.08, 18:30, ORF 2)

„Christa Holper leidet wie etwa 240 000 Österreicher an einer Nahrungsmittel-Allergie.“

Hier wird im ersten Teil des Satzes eine Frau vorgeschickt und dann mit der generisch maskulinen Personenbezeichnung „Österreicher“ auf sie referiert.

„Diesem Zusammenhang kam Professor Erika Jensen-Jarolim von der MedUni Wien auf die Spur.“

Hier ist es wichtig, eine statushohe Frau auch mit dem femininen Titel, in dem Fall „Professorin“, zu bezeichnen. Interessant ist auch, dass Erika Jensen-Jarolim in dem Beitrag eine Assistentin und einen Assistenten hat. Außerdem wird sie in ihrem Labor bei der Arbeit gezeigt, also bei der Ausübung eines technischen Berufs. Dem Bild vom statushöheren Mann, der eine statusniedrigere Assistentin hat (siehe Gesunde Zähne: 24.11.08, ORF 2), wird hier entgegengewirkt.

(Die 1. Schulski-Woche: 28.11.08, 18:30, ORF 2)

„Die Schüler und Schülerinnen sind 6-12 Jahre alt.“

Hier ein Beispiel für eine gelungene Beidnennung.

(Verkehrskontrolle: 28.11.08, 18:30, ORF 2)

„Manche Autofahrerin und mancher Autofahrer empfindet derartige Kontrollen als Schikane.“

Wenn dann der interviewte Polizist nur von „Autofahrern“ spricht, gleicht die vorher verwendete Beidnennung das aus. Als Rezipientin weiß ich so, dass ich von der „konkret“-Redaktion, die den Fließtext verfasst hat, explizit mitgemeint werde. Die ausschließlich männlichen Polizisten selbst sprechen allerdings auch nur von „Kollegen“, „Polizisten“, „Exekutivbeamten“ und „Verkehrsteilnehmern“. Zu empfehlen wäre, als Ausgleich auch eine Polizistin zu filmen.

(Recht auf eigenes Konto: 01.12.08, 18:30, ORF 2)

„Auch Herrn K.s Lebensgefährtin ist Bürgin.“

Hier geht es um eine konkrete Person, daher fällt es leichter, auf das Femininum zurückzugreifen.

„Man gilt als Risikokunde.“, „Inhaber“

Das generische Maskulinum impliziert, dass nur Männer Geld verdienen und somit interessante Kunden für Banken sind.

(LCD-Flachbildfernseher: 01.12.08, 18:30, ORF 2)

„die unabhängigen Tester“

Technische Geräte werden hier, dem Stereotyp entsprechend, nur von Männern geprüft. Die „Tester“ sind auch im Bild zu sehen. Der befragte Experte ist ebenfalls ein Mann, Michael Wolf, Stiftung Warentest. Weiters ist ein Paar zu sehen, das von einem Verkäufer beraten wird. Die Frau wird nur als Kundin, als Teil eines Paares, gezeigt. Das impliziert, dass Frauen und Technik nicht zusammengehören.

(Adoption/künstliche Befruchtung: 01.12.08, 18:30, ORF 2)

„Zwillinge mit 55, schwanger mit 66 – viele Ärzte würden in solchen Situationen auf jeden Fall ein erhöhtes Risiko attestieren.“

Der „Arzt“ als männlicher Prototyp eines Wissenden, der über das Wohlergehen unserer Körper bestimmt, ist allgegenwärtig.

„Heimische Ärzte sprechen bei künstlich herbeigeführten Schwangerschaften über 50 von egoistischen Vorgehensweisen der Mütter, die ihren Kindern das Recht auf biologische Eltern entziehen.“

Durch diese Aussage wird das Bild der selbständig handelnden Akademikerin, das in der Anmoderation der Zuspelung gezeichnet wird (siehe „Moderation im Studio. Überleitungen zu den Zuspelungen“), eindeutig ins Negative gekehrt. Männer werden nicht als Beteiligte gezeigt.

(Kinderzähne: 01.12.08, 18:30, ORF 2)

Eine Frau (Doris Schamberger, Zahnärztin) und ein Mann (Thomas Bischof, Leiter Zahnprophylaxe Vorarlberg) werden als ExpertInnen gezeigt.

„Daher kommen Zahngesundheitserzieherinnen regelmäßig in Geburtskliniken, um Mütter aufzuklären.“

Kindererziehung aber wird als reine Frauensache präsentiert, Kindererzieher oder Väter sind nicht involviert (nur als „Eltern“, nicht aber explizit genannt oder gezeigt), weder auf der Text-, noch auf der Bildebene.

Weitere verwendete Personenbezeichnungen sind „Gesundheitserzieherinnen“, „Eltern“, und „Kinder“, wobei die beiden letzteren Neutralformen sind.

„gesunde Zähne als Erwachsener“

Hier eine maskuline Form im Singular. Wäre im Plural formuliert worden, wäre die Form neutral: „gesunde Zähne als Erwachsene“.

„Auch er erste Zahnarztbesuch wird geprobt. Denn, wer nicht weiß, was dort auf einen zukommt, der hat Angst.“

„Jeder zweite 6-jährige hat heute Karies. Mediziner schlagen Alarm.“

„Wer bis zu seinem 18. Lebensjahr kariesfrei bleibt, hat beste Chancen, sagen Mediziner, auch als Erwachsener [...]“

Der „Arzt“ und der „Patient“ werden aber als Maskulina konzipiert, obwohl auf der Bildebene auch eine Zahnärztin gezeigt wird und es somit leicht wäre, mittels Femininum zu referieren. Neutrale Umformulierungen wären hier möglich, z.B. „Wer bis zum 18. Lebensjahr kariesfrei bleibt, hat nach medizinischer Ansicht beste Chancen, auch im Erwachsenenalter [...]“, und statt „Jeder zweite 6-jährige“ kann „Jedes zweite 6-jährige Kind“ formuliert werden.

(Billiges Lichtermeer: 02.12.08, 18:30, ORF 2)

Anfangs wird neutral formuliert:

„Kaufleute“, „österreichische Haushalte“

In einem „kleinen Elektroniklabor“ wird „Bernhard Müller, Beleuchtungsexperte“ mit einer Versuchsanordnung betraut. Auch hier wäre eine gute Gelegenheit gewesen, eine Frau in einem technischen Beruf zu zeigen.

Weiters werden „österreichische Entwickler“ genannt. Positiv zu vermerken ist, dass auch eine Expertin befragt wird, Eveline Steinberger, Klima + Energiefonds. Sie wird aber nicht bei der Ausübung eines technischen Berufs gezeigt.

(Schüler-Überwachung: 02.12.08, 18:30, ORF 2)

„jeder Staatsbürger“, „Datenschützer“, „Schüler“

Hier wird ausschließlich im generischen Maskulinum formuliert.

(Schiurlaub: 03.12.08, 18:30, ORF 2)

In der Zuspiegelung geht es um Familie „Mustermann“.

„Frühbucher oder Spätbucher“

(Finanzmarktaufsicht: 03.12.08, 18:30, ORF 2)

„Heute kontrollieren von hier aus 220 Mitarbeiter den Finanzplatz Österreich [...]“

Diese Aussage ist besonders kritisch zu sehen, weil von einer Grundgesamtheit ausgegangen wird, die zu einem großen Teil auch Frauen enthält. Vor allem weil in dem Beitrag auch Frauen bei der Arbeit zu sehen sind.

„der einzelne Konsument“, „tausende Anleger“, „Finanzdienstleister“

Der gesamte Fließtext der Zuspiegelung, inklusive O-Ton des Experten, kommt ohne Femininum aus. Helmut Ettl, Vorstand Finanzmarktaufsicht, spricht von:

„Finanzmarktteilnehmer“, „Konsumenten“, „man“, „Akteure“, „jeder einzelne“,
„Finanzberater“

Nur „die Finanzmarktaufsicht“ ist ein Femininum.

(Avocado-Schneider: 03.12.08, 18:30, ORF 2)

Hier wird auf „Hobbyköche“ verwiesen.

Das Kuriosum der Woche ist eine Reihe, die einmal pro Woche gezeigt wird.

[(Handpresso: 29.10.08, ORF 2) Rudolf Lenzhofer, Oberkellner

(Mango-Schlitzer: 05.11.08, ORF 2) Manfred Buchinger, Kochprofi

(Edelstahl-Seife: 12.11.08, ORF 2) (Herr Professor) Werner Gruber, Physiker

(Ei-Trenner: 26.11.08, ORF 2) Werner Pichlmaier, Küchenchef

(Avocado-Schneider: 03.12.08, ORF 2) Wini Brugger, Küchenchef „Indochine“]

In dieser Reihe werden außer den beiden Experten drei Köche gezeigt und damit das Bild vom männlichen Spitzenkoch vs. kochender Hausfrau unterstützt. Keine einzige Frau wird in meiner Stichprobe als Testerin ausgewählt.

- Interviews im Rahmen der Zuspelungen

- O-Ton der interviewten Personen

(Spesen-Nepp: 27.10.08, 18:30, ORF 2)

Peter Bosek: „Wir geben diese Kosten nicht an die Kunden weiter [...] Kunden [...] Tilgungsträger“

Ob die *interviewten Personen* geschlechtergerecht formulieren, können die RedakteurInnen kaum beeinflussen, höchstens eventuell durch eine selektive Auswahl der Personen. Eine andere Möglichkeit wäre, die Personen indirekt darauf hinzuweisen und somit zu sprachlicher Gleichbehandlung anzuregen, indem die JournalistInnen oder die Moderatorinnen im Studio deutlich geschlechtergerecht formulieren, z.B. mittels der Beidnennung in Vollform oder dem Binnen-I (Neutralformen sind zu diesem Zweck nicht geeignet). So könnte ein „Ausstrahlungseffekt“ der verwendeten geschlechtergerechten Formulierungen seitens der Moderatorinnen oder der JournalistInnen auf das Sprachverhalten der interviewten Personen ausgenutzt werden, der auch durch den Status der Befragenden verstärkt werden kann.

(Führerscheinentzug statt Neuausstellung: 28.10.08, 18:30, ORF 2)

Im Fließtext ist von „*strengen Experten*“ die Rede, die Frau Ratz kontrolliert haben:

„Amtsarzt, Fahrschullehrer und Sachverständiger für Beobachtungsfahrten“.

Im Laufe des Beitrags stellt sich das biologische Geschlecht dieser Kontrollinstanzen als männlich heraus.

Josef Stöffler, Fahrschullehrer, O-Ton: „[...] er, der Amtsarzt, [hat] mehr gesprochen als der technische Sachverständige. Und wenn zwei Chefs sprechen, dann ist der, der Schüler, der zu Beobachtende, dann noch nervöser und kann sich dann nicht mehr konzentrieren. Bis zum Schluss hat man immer noch Fragen gestellt, und die Frau Ratz hat dann in Folge der Aufregung nicht mehr geantwortet.“

Frau Ratz, O-Ton: „Ich bin mir vorgekommen [...] wie ein Verbrecher.“

Diese zwei Beispiele zeigen sehr schön, wie das generische Maskulinum Bestandteil unserer Alltagssprache ist. Selbst bei dem Wort „Schülerin“, das eine durchaus gebräuchliche Form mit sehr hohem Lexikalisiertheitsgrad ist, wird lieber zum Maskulinum gegriffen, um damit eine weibliche Person zu beschreiben. Auch Frauen referieren auf sich

selbst mit einer männlichen Form. Weiters ist im Text ist von Anordnungen des „*Augenarztes*“ die Rede. Positiv herauszustreichen ist, dass stattdessen eine Expertin befragt wird, die mit „*Sigrun Unterkirchner, Fachärztin für Augenheilkunde*“ insertiert ist. Sie selbst spricht aber ausschließlich von „*Ärzten*“. Bei den Inserts wird geschlechtergerecht formuliert, auf die interviewten Personen kann aber nur schwer Einfluss genommen werden. Die Auswahl einer Frau könnte eventuell sprachliche Gleichbehandlung begünstigen, sie selbst hat aber das generische Maskulinum verwendet. Wenn die JournalistInnen bei der Befragung deutlich geschlechtergerecht formulieren, könnte sich ein Ausstrahlungseffekt in den Antworten der interviewten Personen bemerkbar machen.

(Bankzinsen: 30.10.08, 18:30, ORF 2)

Manfred Feichter, Leiter Privatkunden BAWAG/PSK: „Die Banken brauchen das Geld der Sparer, und auf der anderen Seite sind die Kunden natürlich [...]“

Erich Heiss, Einlagensicherung der Banken, formuliert im Gegensatz dazu nicht im generischen Maskulinum, er verwendet als geschlechtsneutrale Personenbezeichnung „*natürliche Personen*“.

Der Reporter fragt im Beitrag einen Rechtsanwalt:

„Wie lang [...] muss ein Kunde, eine Kundin darauf warten [...]“

Hier wird sprachlich mittels Beidnennung gleichbehandelt.

(Geld-Waffen-Öl: 04.11.08, 18:30, ORF 2)

Marcus Scheiblecker, Wirtschaftsforschungsinstitut: „Für die österreichische Wirtschaft ist der Wechselkurs zum US\$ nach wie vor sehr entscheidend; einerseits konkurrieren die heimischen Unternehmen mit US Unternehmen auf den internationalen Märkten, somit ist es auch für heimische Beschäftigung, gegen Arbeitslosigkeit eine Versicherung, und andererseits natürlich werden viele internationale Waren in Dollar gehandelt, wie z.B. Erdöl oder so was, wenn da der Euro ziemlich stark ist, merken wir, dass für uns Erdöl eigentlich relativ günstig ist.“

Diese Aussage kommt gänzlich ohne Personenbezeichnungen aus und ist mittels verschiedener Neutralformen formuliert. Allerdings steht eher keine Intention dahinter:

„Wenn die US-Amerikaner [...]“, „US-Touristen“

formuliert Scheiblecker in der nächsten Einstellung wieder im generischen Maskulinum.

(Lebensgefahr/Durchlauferhitzer: 05.11.08, 18:30, ORF 2)

Herbert Uhrmann, Installateur, spricht von „*Leuten*“, Alexander Schrötter, Landesinnung der Installateure, spricht von „*Bevölkerung*“, was häufig verwendete neutrale Personenbezeichnung sind.

(Publikumspreise Klimaschutz: 06.11.08, 18:30, ORF 2)

Als „*Preisträger*“ werden drei Männer vorgestellt; eine Familie ist auch vertreten, zu Wort kommt aber wieder der Vater als „*Preisträger*“. Hier wäre es sehr wichtig gewesen, auf die Beteiligung von Frauen an Klimaschutz-Projekten hinzuweisen und sie auch zu Wort kommen zu lassen.

(Gaspreis-Senkung: 06.11.08, 18:30, ORF 2)

Michael Schmöltzer, e-control: spricht ausschließlich von „*dem Kunden*“.

(Edelstahlseife: 12.11.08, 18:30, ORF 2)

Andrea Wessely: „Wer gerne kocht, der kennt das sicher“

Hier hätte, um eine neutrale Form zu erhalten, nur das Relativpronomen „*der*“ weggelassen werden müssen.

(Trinkgeld-Zwang: 13.11.08, 18:30, ORF 2)

Maria Ecker, Rechtsexpertin/VKI, verwendet das generische Maskulinum:

„*der Konsument*“, „*der Reiseveranstalter*“

und eine Neutralform:

„*Personen*“

Statt „*der Reiseveranstalter*“ hätte neutral „*die Reiseveranstaltung*“ formuliert werden können.

(Energiepreise: 14.11.08, 18:30, ORF 2)

Martin Litschauer, Sozialberatung Caritas, beschreibt das Schicksal einer Betroffenen:

„*eine alleinerziehende Mutter von drei Kindern*“, „*diese Frau*“, „*säumige Zahlerin*“

Hier geht es um eine konkrete, weibliche Person, daher ist es auch leichter, sie als „*Zahlerin*“ sichtbar zu machen.

(Heizen mit Holz: 24.11.08, ORF 2)

Es ist schwer, sich eine Frau als „*guter Fachhändler*“ (O-Ton Roland Wiltschnig, „*Feuerhaus*“) vorzustellen.

(Papa-Monat neu: 26.11.08, 18:30, ORF 2)

Christine Marek, design. Staatssekretärin f. Familien: „Ein Jahr lang, plus 2 Monate für den Partner, wenn man's in Anspruch nimmt, 80% des letzten Nettoeinkommens, des durchschnittlichen, mit einer Basis von 1000€. Das heißt, jeder hat zumindest

1000€ und einen Deckel von 2000€, damit haben wir ungefähr 95% aller Einkommensbezieher.“

Hier wird durch das generische Maskulinum unklar, ob Mütter oder Väter gemeint sind. Die Aussage ist für Lailinnen (auch für mich) extrem unverständlich, geschlechtsspezifische Personenbezeichnungen würden Klarheit bringen.

(Adoption/künstliche Befruchtung: 01.12.08, 18:30, ORF 2)

Marion Zeillinger, seit 11 Jahren Pflegemutter, spricht vom „*Kontakt mit der leiblichen Familie*“ und „*leiblichen Eltern*“.

In diesem Beitrag werden aber nur Frauen gezeigt, Männer sind nur insofern beteiligt, als sie bei den Begriffen „Familie“ und „Eltern“ mitgedacht werden können. Es ist ein Trugschluss, zu glauben, dass hier Frauen die Macht über die Familie und ihre Gestaltung zugeschrieben wird. Es bedeutet nur, dass Kindererziehung „Frauensache“ ist.

Margot Zappe, Verein Eltern für Kinder: „Im österreichischen Gesetz dürfen auch allein stehende Personen adoptieren. In der Praxis ist es so, dass im Inland so viele Bewerber sind, dass dann doch nur Paare zum Zug kommen, verheiratete Paare, weil es einfach für das Kind besser ist, zwei Elternteile zu haben. Es gibt international gesehen manche Länder, die eine Single-Adoption zulassen.“

Weiters wird durch die Aussage von Margot Zappe klar, dass auch das „österreichische Gesetz“ keine Alleinerziehenden akzeptiert. Eine Familie bedeutet Vater-Mutter-Kind.

(Schüler-Überwachung: 02.12.08, 18:30, ORF 2)

Alf Mathuber, Schuldirektor: „Da brauchen sie einen 5-stelligen Code, die Schüler [...] diesen Code geben sie ein und damit wissen die Damen in der Küche [...]“

Die „Schüler“ im generischen Maskulinum werden ganz traditionell von „Damen“ in der Küche bekocht.

- Inserts für die interviewten Personen

(Spesen-Nepp: 27.10.08, 18:30, ORF 2)

„Peter Bosek, Erste Bank AG“

Beim Insertieren wird meist auf Institutionen und Funktionen (wie *Leitung*) fokussiert und nicht auf handlungsausführende Personenbezeichnungen (wie *Leiter*). Wenn mit Personenbezeichnungen insertiert wird, sind diese geschlechtsspezifisch moviert – z.B. Expertin/Experte. Bei Inserts in Zuspelungen werden nie akademische Titel verwendet, was sicher auch ein Stilmittel ist, das Hierarchien abbauen soll: „konkret“ macht bzw. behandelt die Menschen „gleich“.

(Führerscheinentzug statt Neuausstellung: 28.10.2008, 18:30, ORF 2)

„Walpurga Ratz, Landwirtin“

(Solarleuchten: 28.10.08, 18:30, ORF 2)

Hier wird „Susanne Lettner, Leiterin MA 33“ mit einer femininen Personenbezeichnung geschlechtergerecht insertiert, bei „Dieter Hornbacher, HEI-Consulting“ wird auf die Institution fokussiert.

(Kurzschluss nach Grabarbeiten: 28.10.08, 18:30, ORF 2)

„Ulrike Stadelmann, Arbeiterkammer Vorarlberg“

(Genussscheine: 29.10.08, 18:30, ORF 2)

„Wilhelm Rasinger, Interessenverband für Anleger“,

hier wird die Institution stellvertretend für die Funktion insertiert.

„Klaus Grubelnik, Pressesprecher Finanzmarktaufsicht“,

die Funktion wird an das biologische Geschlecht angepasst – diese Aussage lässt sich aufgrund eines Umkehrschlusses bestätigen: Weil auch Frauen generell als „Leiterin“ oder „Ärztin“ inseriert werden, ist hier nicht das generische Maskulinum gemeint.

(Bankzinsen: 30.10.08, 18:30, ORF 2)

„Manfred Feichter, Leiter Privatkunden BAWAG/PSK“,

„Erich Heiss, Einlagensicherung der Banken“,

„Alexander Isola, Rechtsanwalt“

(28 m² für 3 Personen: 30.10.08, 18:30, ORF 2)

Auch Frauen werden mit der zugehörigen Institution insertiert, z.B.

„Gabriele Mörk, Wohnungskommission“.

(Geld-Waffen-Öl: 04.11.08, 18:30, ORF 2)

„*Marcus Scheiblecker, Wirtschaftsforschungsinstitut*“

(Klimaschutzpreis: 04.11.08, 18:30, ORF 2)

„*Ingrid Thurnher, Journalistin*“,

„*Armin Assinger, Moderator*“

(Lebensgefahr/Durchlauferhitzer: 05.11.08, 18:30, ORF 2)

„*Herbert Uhrmann, Installateur*“

„*Alexander Schrötter, Landesinnung der Installateure*“

Hier wird zwar mit einer Institution insertiert, diese ist aber genauer durch eine Berufsbezeichnung im generischen Maskulinum definiert. Das Binnen-I wäre hier eine einfache, Platz sparende Lösung, um Frauen in dieser traditionell männlichen Berufssparte sichtbar zu machen [siehe auch Bsp. „*Manfred Feichter, Leiter Privatkunden BAWAG/PSK*“ (Bankzinsen: 30.10.08, 18:30, ORF 2): besser wäre „PrivatkundInnen“].

„*Friederike Lenk, Mietrechtsexpertin*“

(Trinkgeld-Zwang: 13.11.08, 18:30, ORF 2)

„*Maria Ecker, Rechtsexpertin/VKI*“

Beim Insertieren wird meist auf Institutionen und Funktionen (wie *Leitung*) fokussiert und nicht auf handlungsausführende Personenbezeichnungen (wie *Leiter*). Wenn mit Personenbezeichnungen insertiert wird, sind diese geschlechtsspezifisch moviert – z.B. *Expertin/Experte*. Bei Inserts in Zuspelungen werden nie akademische Titel verwendet, was sicher auch ein Stilmittel ist, das Hierarchien abbauen soll: „konkret“ macht bzw. behandelt die Menschen „gleich“. Im Studio werden die Personen allerdings wieder mit Titeln angesprochen.

Gespräch im Studio: mit verschiedenen InterviewpartnerInnen (= ExpertInnen)

(Spesen-Nepp: 27.10.08, 18:30, ORF 2)

Claudia Reiterer (CR): „Die Verunsicherung der Kunden, das spürt auch die Arbeiterkammer. Im Studio begrüße ich nun den Finanzexperten der Arbeiterkammer Niederösterreich, Magister Manfred Neubauer.“

Bei den Studiogesprächen werden die akademischen Titel bei Begrüßung und Verabschiedung aber im Gegensatz zu den Inserts wieder verwendet, was die demokratisierende Wirkung der Inserts teilweise wieder aufhebt.

CR: „Was tut man jetzt, wenn man das bekommt. Kann man auch sagen, ich zahl das gar nicht?“

Um eine größere Nähe zu den Betroffenen herzustellen, verwendet die Moderatorin das generisch maskuline Indefinitpronomen „man“. Eine geschlechtergerechte Alternative setzt sie selbst im nächsten Satz ein: Von „man“ wechselt sie zu „ich“. Durch die Verwendung der ersten Person „ich“ wird ein stark persönlicher Bezug zu den einzelnen ZuschauerInnen hergestellt, Betroffenheit wird suggeriert.

Manfred Neubauer (MN): „Unbedingt sollte man widersprechen [...] man [...] die Bank wird's wahrscheinlich abziehen weil ich ja dort auch ein Konto habe [...] man sollte sich [...]“

Auch die interviewte Person benutzt abwechselnd „man“ und „ich“.

Hier gilt wieder: Ob die *interviewten Personen* geschlechtergerecht formulieren, können die RedakteurInnen kaum beeinflussen, höchstens eventuell durch eine selektive Auswahl der Personen. Eine andere Möglichkeit wäre, die Personen indirekt darauf hinzuweisen und somit zu sprachlicher Gleichbehandlung anzuregen, indem die JournalistInnen oder die Moderatorinnen im Studio deutlich geschlechtergerecht formulieren, z.B. mittels der Beidnennung in Vollform oder Binnen-I (Neutralformen sind zu diesem Zweck ungeeignet). So könnte ein „Ausstrahlungseffekt“ der verwendeten geschlechtergerechten Formulierungen seitens der Moderatorinnen oder der JournalistInnen auf das Sprachverhalten der interviewten Personen ausgenutzt werden, der auch durch den Status der Befragenden verstärkt werden könnte.

CR: „Einfach ein formloses Schreiben: Ich widerspreche [...] Aber wenn mir das die Bank dann sowieso abzieht, was habe ich dann davon? [...] Man hat das Gefühl [...]“

MN: „Kreditnehmer [...] die Leute sollen gedrängt werden [...]“

Personenbezeichnungen werden im generischen Maskulinum verwendet, dass Frauen mitgemeint sind, lässt sich aus der neutralen Form „die Leute“ erkennen.

CR: „Wenn Sie jemand anruft und sagt, ich habe einen Fremdwährungskredit seit ein paar Jahren laufen [...]“

MN: „Grundsätzlich kann ich das.“

CR: „Also was soll ich dann im besten Fall machen?“

Die erste Person wird öfters eingesetzt.

(Führerscheinentzug statt Neuausstellung: 28.10.08, 18:30, ORF 2)

Martina Rupp: „Dr. Herbert Grundtner ist ARBÖ-Verkehrsjurist, ein echter Experte [...]“. „Danke, Dr. Grundtner.“

Inseriert wird auch hier ohne Titel „Herbert Grundtner, Verkehrsjurist ARBÖ“.

Bei den Studiogesprächen werden die akademischen Titel bei Begrüßung und Verabschiedung aber im Gegensatz zu den Inserts wieder verwendet, was die demokratisierende Wirkung der Inserts teilweise wieder aufhebt.

Herbert Grundtner, Verkehrsjurist ARBÖ: „Wir raten daher, wenn uns Leute vorher anrufen [...] man sollte [...]“

Personenbezeichnungen werden im generischen Maskulinum verwendet, das Frauen mitgemeint sind, lässt sich aus der neutralen Form „die Leute“ erkennen.

(Legasthenie: 03.11.08, 18:30, ORF 2)

Die dazugehörige Zuspieldung handelte von Fabian, einem 10jährigen legasthenen Schüler, und seiner Mutter. Kinderbetreuung wird als Aufgabe von Müttern dargestellt, Väter kommen in der Zuspieldung nicht bildlich vor, es wird nur indirekt mit der Formulierung „Eltern“ auf sie referiert. Auch im Studiogespräch werden Männer nur indirekt durch die neutrale Formulierung „Eltern“, aber nicht explizit miteinbezogen.

Andreas Salcher (AS): „[...] viele verzweifelte Eltern, viele verzweifelte Mütter werden mit diesem Problem [...]“

„Viele Mütter sitzen dann Nachmittage lang zuhause mit dem Kind [...]“

Experte im Studio ist aber doch keine Frau, sondern ein Mann, der auch nach der Sendung über das „Expertentelefon“ erreichbar ist. Dass auch Schülerinnen zu den Betroffenen zählen, wird durch den Brief eines legasthenen Mädchens an seine Mutter angesprochen, der auch im Monitor präsentiert wird.

Martina Rupp (MR): „Dieses Mädchen und der Fabian aus unserem Film sind keine Einzelfälle.“

Von „Schülerinnen“ wird nicht gesprochen.

MR: „Das Mädchen, das diesen Brief seiner armen Mutter geschrieben hat“ – hier wird nochmals betont, dass Kindererziehung Frauensache ist.

Martina Rupp und ihr Interviewpartner, „Dr. Andreas Salcher [...] Kurier Schüleranwalt.“, verwenden das generische Maskulinum, wenn sie auf eine Gruppe Bezug nehmen, deren Geschlecht für diese *abstrakte Klasse von Personen* nicht relevant erscheint:

AS: „[...] die Pädagogen müssen die primären Ansprechpartner für dieses Problem sein.“

MR: „[...] mit verzweifelten Eltern legasthener Schüler konfrontiert.“, „[...] dass die Lehrer bei legasthenen Schülern [...]“

Weiters ist von „Schülern“, „Lehrern“ und „Pädagogen“ die Rede.

Der „Schüleranwalt“ könnte sich eigentlich „SchülerInnenanwalt“ nennen, um zu zeigen, dass er sich auch für die Rechte von Schülerinnen stark macht.

Wird aber auf *konkrete Personen* referiert, wird die feminine Form benutzt:

AS: „[...] ein konkretes Mail, das ich von einer Mutter bekommen hab’, ihre Lehrerin [...]“

Neutrale Formen wie „Eltern“, „Kinder“, „betroffene Menschen“ und „Betroffene“ werden ebenfalls verwendet; statt mittels handelnder Personen wird mittels der Institution „Schule“ formuliert:

„seit unseren eigenen Schulzeiten“, „allein gelassen von der Schule“, „Schulsystem“, „AHS“, „Pflichtschulbereich“.

Das Kind wird aber durchaus auch als Maskulinum verstanden:

MR: „Kinder sagen immer wieder, ich bin ein Idiot, es hilft ja überhaupt nichts.“

(Energieeffizientes Wohnen: 06.11.08, 18:30, ORF 2)

CR: „Durchschnittsverdiener“, „soll man“, „manche sagen: O.K., ich tausche meine Fenster aus“

Hier wird zwischen generisch maskulinem Indefinitpronomen „man“ und erster Person „ich“ gewechselt.

Studiogast Andreas Drack verwendet „ich“ statt „man“.

CR: „Unter www.topprodukte.at können Sie auch als Konsument sozusagen erfahren, wenn Sie Investitionen tätigen [...]“

Hier werden RezipientInnen direkt mit dem generischen Maskulinum adressiert, was unbedingt zu vermeiden wäre, z.B. mittels Beidnennung in Vollform oder ausgesprochenem Binnen-I.

(Job-Coach Elfriede Gerdenits: 12.11.08, 18:30, ORF 2)

CR: „Dazu begrüße ich Job-Coach Elfriede Gerdenits“

Hier wird einfach der Artikel weggelassen, und nicht eine weibliche Person als „der Coach“ bezeichnet.

CR: „Was sollen denn Arbeitnehmer machen [...]“, „Arbeitgeber“

anfangs wird im generischen Maskulinum formuliert, dann die Beidnennung verwendet:

CR: „Was ist jetzt, wenn ein Arbeitgeber, eine Arbeitgeberin in Konkurs geht?“

CR: „Jetzt sind ja weniger Führungskräfte betroffen, als die sogenannten kleinen Arbeitnehmer und Arbeitnehmerinnen [...]“

Elfriede Gerdenits: „Dienstnehmer“, „der Bewerber“, „Das sind Coaches, Begleiter, die Führungskräfte oder Fachkräfte dabei begleiten [...]“

Elfriede Gerdenits verwendet das generische Maskulinum um ihre eigene Funktion als Job-Coach zu erklären. Weiters verwendet sie neutrale Personenbezeichnungen, die auf „-kraft“ enden.

(Preisfalle Ratenkauf: 13.11.08, 18:30, ORF 2)

CR: „Zu diesem Thema begrüße ich Michaela Kollmann, Konsumentenschützerin der Arbeiterkammer Wien.“

Michaela Kollmann wird zwar mittels einer Institution insertiert – „Michaela Kollmann, Arbeiterkammer Wien“ – aber im Studio als „Konsumentenschützerin“ mit einem Femininum angesprochen, was eine gute Strategie ist, weil die Bezeichnung „Konsumentenschutz“ selbst eine maskuline Personenbezeichnung beinhaltet. Im Gesprächsverlauf verwendet Claudia Reiterer (anders als am Vortag) aber das generische Maskulinum „Konsumenten“ und nicht die Beidnennung. Auch Michaela Kollmann formuliert „der Konsument“.

(Notruf in Not: 18.11.08, 18:30, ORF 2)

Christof Chwojka, Leiter 144 Notruf NÖ: „Ein gut ausgebildeter Notruf-Disponent nimmt ihren Anruf entgegen [...] und die Alarmierung läuft schon während dem wir noch mit dem Notfallmelder telefonieren.“

Hier wird im generischen Maskulinum formuliert.

(Gesunde Zähne: 24.11.08, 18:30, ORF 2)

MR: „Eine Umfrage bestätigt, dass jeder 2. Österreicher [...]“

Gerade hier sollten Frauen eingeschlossen werden, weil es um die Grundgesamtheit aller Menschen in Österreich geht, geschlechtergerechte Lösungen wären z.B. „jede 2. Person in Österreich“, oder die Beidnennung in Vollform.

Michael Müller, Paradontologe, spricht ausschließlich von „Patienten“, obwohl er im Studio eine weibliche Versuchsperson untersucht:

„[...] weil keiner von uns ein perfekter Putzer ist.“

„Die müssen [...] angepasst werden, vom Zahnarzt am besten oder von der Prophylaxe-Assistentin, und der Patient geschult werden [...]“

Michael Müller referiert ein einziges Mal mittels Femininum, und zwar um den niedrigeren gesellschaftlichen Status einer Frau zu beschreiben: Der „Zahnarzt“ steht über der „Prophylaxe-Assistentin“.

(Magensäure-Hemmer: 28.11.08, 18:30, ORF 2)

CR: *„Frau Professor Jensen-Jarolim [...] Warum hat sich das noch nicht bis zu allen Ärzten durchgesprochen?“*, „praktischen Ärzten“

Wird eine Frau mit akademischem Titel angesprochen, ist darauf zu achten, dass er richtig moviert wird.

Erika Jensen-Jarolim spricht im generischen Maskulinum von „Ärzten“ und „Patienten“.

CR: *„Zusammenfassend jetzt für die Zuschauerinnen und Zuschauer zu Hause.“*

Hier ist positiv anzumerken, dass bei der Beidnennung das Femininum an erster Stelle genannt wird. Weiters spricht Claudia Reiterer von „Menschen“.

CR: *„[...] wenn man schwanger ist.“*

Hier wäre das indefinite Personalpronomen „frau“ passend.

EJJ: *„[...] das wäre wünschenswert, wenn es die behandelnden Ärzte in Zukunft Kolleginnen und Kollegen hinzusagen könnten.“*

Da Erika Jensen-Jarolim außer an dieser Stelle immer im generischen Maskulinum oder neutral formuliert, kann geschlussfolgert werden, dass die Beidnennung von Claudia Reiterer sie eventuell dazu motiviert hat, ebenfalls so zu formulieren. Dafür spricht die ungewöhnliche Satzstruktur, die auf ein spontanes Handeln schließen lässt und so zu einem „Versprecher“ („hinzusagen“) geführt hat und die generell seltener gebräuchliche Reihenfolge Femininum vor Maskulinum, die sie wahrscheinlich von der Moderatorin übernommen hat.

(Ärger mit Billigfluglinie: 02.12.08, 18:30, ORF 2)

Georg Rathwallner, Konsumentenschutz AK OÖ: *„Konsumenten“*,
„Konsumentenrechte“

Probleme ergeben sich nur bei bereits lange verwendeten Begriffen, die eine Art „Trademark“ sind: z.B. „Konsumentenschutz“, Schuldnerberatung“, „Bürgerforum“. Hier müssten von den einzelnen Institutionen neue Namen gefunden werden; Georg Rathwallner fällt es sicher schwer, in Beidnennung zu formulieren, identifiziert er sich doch mit dem „Konsumentenschutz“. Die Redaktion kann darauf schwer Einfluss nehmen. Zwei positive Beispiele, in denen das Problem kreativ gelöst wurde, möchte ich anführen: Der Titel der Sendung „Bürgerforum“ wurde von Claudia Reiterer durch das Formulieren mittels Beidnennung in Vollform im Nachhinein erweitert und Frauen so miteinbezogen: *„Bei uns stehen Bürgerinnen und Bürger im Mittelpunkt der Sendung.“* (Live-Schaltung ins Studio des „Bürgerforums“ zu Peter Resetarits und Claudia Reiterer: 29.10.08, 18:30, ORF 2). Michaela Kollmann wurde im Studio mittels einer Institution insertiert – *„Michaela Kollmann, Arbeiterkammer Wien“* – aber als *„Konsumentenschützerin“* angesprochen. Die generisch maskuline Personenbezeichnung, die im Begriff „Konsumentenschutz“ enthalten ist, konnte

durch das Anreden mittels Femininum ausgeglichen werden (Preisfalle Ratenkauf: 13.11.08, 18:30, ORF 2).

- Inserts für InterviewpartnerInnen im Studio

(Legasthenie: 03.11.08, 18:30, ORF 2)

Martina Rupp (MR): „Dr. Andreas Salcher ist bei uns, Kurier Schüleranwalt.“

Im Studio werden die Gäste mit akademischem Titel angesprochen, aber ohne Titel inseriert:

„Andreas Salcher, KURIER-Schüleranwalt“

Hier hätte mittels Binnen-I deutlich gemacht werden können, dass es auch Schülerinnen gibt.

(Energieeffizientes Wohnen: 06.11.08, 18:30, ORF 2)

Inseriert wird mit der Institution:

„Andreas Drack, OÖ Akademie f. Umwelt/Natur“

und beim zweiten Insert mittels einer geschlechtsspezifisch maskulinen Personenbezeichnung:

„Andreas Drack, Klimaschutzbeauftragter OÖ“

(Job-Coach Elfriede Gerdenits: 12.11.08, 18:30, ORF 2)

„Elfriede Gerdenits, Job-Coach“

(Magensäure-Hemmer: 28.11.08, 18:30, ORF 2)

Im Studio inseriert als:

„Erika Jensen-Jarolim, Allergologin“

In der Zuspelung inseriert mittels einer geschlechtsspezifisch femininen Personenbezeichnung:

„Erika Jensen-Jarolim, Pathophysiologin, MedUni Wien.“

Die zweite Berufsbezeichnung, „*Pathophysiologin*“, klingt meiner Meinung nach vorteilhafter im Bezug auf die Professionalität als „*Allergologin*“, was für mich (wenn ich sie mir ohne den Kontext Professorin, medizinische Forscherin etc. vorstelle) einen leicht esoterischen Touch hat.

- Insert: „Expertentelefon“

Wenn die Studiogäste nach der Sendung für die ZuseherInnen telefonisch erreichbar sind, bekommen sie das Insert „*Expertentelefon*“ mit Telefonnummer. Besonders wenn es um ExpertInnen geht, ist es wichtig, Frauen weibliche Identifikationsmöglichkeiten zu bieten!

Das Insert ist ein fester Bestandteil der Sendung und kommt auch zum Einsatz, wenn eine Expertin Rede und Antwort steht. Die Redaktion verzichtet aber nicht vollständig auf geschlechtergerechte Formulierungen, wie bei den Inserts der Zuspelungen und zahlreichen anderen Beispielen zu sehen ist, sie geht aber eher selektiv und nicht systematisch vor.

In der folgenden Tabelle sind alle ExpertInnen, also alle InterviewpartnerInnen der Studiogespräche, aufgelistet. Ist unter „nach der Sendung telefonisch verfügbar“ ein „ja“ vermerkt, hat es ein „Expertentelefon“-Insert gegeben.

Tabelle 3: ExpertInnen im Studiogespräch

Männer

Thema	insertiert als	angesprochen mit Titel	nach Sendung telefonisch verfügbar
Spesen-Nepp: 27.10.08	Manfred Neubauer, Finanzexperte AK NÖ	„Magister“	ja
Führerscheinentzug statt Neuausstellung: 28.10.08	Herbert Grundtner, Verkehrsjurist ARBÖ	„Doktor“	nein
Legasthenie: 03.11.08	Andreas Salcher, KURIER-Schüleranwalt	„Doktor“	ja
Energieeffizientes Wohnen: 06.11.08	Andreas Drack, OÖ Akademie f. Umwelt/Natur	„Diplomingenieur“	ja
Notruf in Not: 18.11.08	Christof Chwojka, Leiter 144 Notruf NÖ	nein	nein
Gesunde Zähne: 24.11.08	Michael Müller, Parodontologe	„Doktor“	nein
Ärger mit Billigfluglinie: 02.12.08	Georg Rathwallner, Konsumentenschutz AK OÖ	„Doktor“	nein

Frauen

Thema	insertiert als	angesprochen mit Titel	nach Sendung telefonisch verfügbar
Job-Coach Elfriede Gerdenits: 12.11.08	Elfriede Gerdenits, Job-Coach	nein	ja
Preisfalle Ratenkauf: 13.11.08	Michaela Kollmann, Arbeiterkammer Wien	nein	nein
Magensäure-Hemmer: 28.11.08	Erika Jensen-Jarolim, Allergologin	„Professor“	nein

Es gab 7 männliche und 3 weibliche ExpertInnen, bei einer Grundgesamtheit von 18 Sendungen, die ich gesichtet habe. Ein größerer Frauenanteil wäre hier wünschenswert. Außerdem sollten Frauen unbedingt mit femininen Titeln angesprochen werden.

„konkret“-Imagespot

unterlegt mit „Knight Rider“-Titelmelodie:

„konkret – ein Sender und sein Team kämpfen gegen das Unrecht – wir untersuchen Ihr Problem und liefern Lösungen – wenn Konsumenten für dumm verkauft werden – Vertragspartner Wort brechen und die Lage aussichtslos scheint – schreiben Sie uns: ORF Kennwort konkret oder gleich eine email an konkret@orf.at – Ihr Anliegen ist unser Auftrag – wir bleiben hartnäckig – wir nehmen uns kein Blatt vor den Mund – wir wollen wissen was dahinter steckt – schreiben Sie an konkret – Ihr Servicemagazin im ORF.“

Hier wäre es leicht möglich, geschlechtergerecht zu formulieren, es müsste nur zwecks Beidnennung ein „Konsumentinnen“ eingefügt werden und statt „Vertragspartner Wort brechen“ „Verträge gebrochen werden“ formuliert werden. Besonders weil dieser Spot ein Image transportieren soll, wäre es sehr wichtig, auf Frauen sprachlich zu referieren.

Moderation im Studio: Verabschiedung

(„konkret“: 28.10.08, 18:30, ORF 2)

Martina Rupp: „Das war konkret für heute, ich freue mich, Sie morgen wieder begrüßen zu dürfen, unter anderem mit folgendem Thema.“

Bei der Verabschiedung werden wie bei der Begrüßung die ZuschauerInnen oft direkt adressiert.

(„konkret“: 24.11.08, 18:30, ORF 2)

MR: „Wörter bzw. Unwörter des Jahres 2007, erstellt von Sprachforschern der Grazer Karl-Franzens-Universität.“

Dem traditionell androzentrischen Bild einer männlich konzipierten Wissenschaft sollte unbedingt entgegengewirkt werden.

(Kauf-nix-Tag: 28.11.08, 18:30, ORF 2)

CR: „Konsumenten und Konsumentinnen“

Hier wird wieder – anders als bei den vorherigen Beinennungen dieser Sendung – Maskulinum vor Femininum genannt.

(„konkret“: 03.12.08, 18:30, ORF 2)

MR: „Anleger“, „Top-EU-Beamte“

Gerade wenn es um Positionen mit hohem gesellschaftlichen Prestige geht („Top-EU-Beamte“), müssen Frauen explizit mitgenannt werden.

Vorschau auf die nächste Sendung

(„konkret“: 28.10.08, 18:30, ORF 2)

„Bitterer Beigeschmack bei Genussscheinen, 12 000 Anleger zittern um ihr Geld. Die Hintergründe morgen in konkret.“

(„konkret“: 30.10.08, 18:30, ORF 2)

„Aufgetauter Fisch als Frischfisch verkauft. Jetzt fordern Konsumentenschützer Kennzeichnungspflicht.“

Hier wird wieder im generischen Maskulinum formuliert.

(Galanacht zum Klimaschutzpreis: 05.11.08, 18:30, ORF 2)

„Gewinnen auch Sie mit dem Klimaschutz. Die Verlosung der wertvollen Publikumspreise, morgen in konkret.“

Hier wird neutral formuliert, indem direkt adressiert wird und eine Neutralform, nämlich „Publikum-“, zum Einsatz kommt.

(„konkret“: 02.12.08, 18:30, ORF 2)

„Morgen in konkret – Ihrem Servicemagazin.“

Eine sehr enge Bindung zu den ZuschauerInnen wird hier durch das direkte Adressieren hergestellt.

10.3.3. Ergebnisse der Untersuchung und Empfehlungen für „konkret“

Bei der Analyse meiner erhobenen Daten möchte ich mich auf folgende theoretische Überlegungen stützen:

Es kann auf eine konkrete Person, Klasse oder Eigenschaft referiert werden.

Handelt es sich um eine bestimmte, individualisierte Person, fällt es viel leichter, geschlechtergerecht zu referieren, weil das biologische Geschlecht in unserer Gesellschaft eine wichtige Angabe für die Identifikation der bezeichneten Person ist. Je nach Funktion einer Personenbezeichnung ist es mehr oder weniger relevant, das Geschlecht anzugeben. Personenbezeichnungen können auf *konkrete Individuen* (oder konkrete Personengruppen) mit spezifischen Eigenschaften referieren (**referentielle Funktion**), oder auf eine *Klasse* von Personen Bezug nehmen und so von individuellen Eigenschaften der einzelnen Mitglieder abstrahieren (**generische Funktion**). Bei der Beschreibung einer Klasse ist die Geschlechtszugehörigkeit meistens irrelevant, und weil die Geschlechtsspezifikation nicht von zentralem Interesse ist, wird oft auf geschlechtergerechtes Formulieren vergessen (vgl. Kargl et al. 1997: 89-92). Weiters können Personenbezeichnungen als Zuschreibung einer *Eigenschaft* verwendet werden (**prädikative Funktion**). Zum Beispiel: „Sie sind als Student angemeldet.“, „Ich bin Studentin.“ – die Personenbezeichnung bezieht sich hier nicht auf eine real vorhandene Person, sondern ähnlich einem Attribut auf Eigenschaften, es wird auf ein „Konzept“ verwiesen (vgl. Kargl et al. 1997: 92-93).

Je höher der *Lexikalisiertheitsgrad* einer Form ist, desto relevanter ist ihre Verwendung. Die Form „Bäuerin“ ist eine sehr gebräuchliche Form, selbst im traditionellen Sprachgebrauch ist es schwer möglich, auf eine Frau mit der maskulinen Form „Bauer“ zu referieren (Kargl et al. 1997: 94).

Bei der Benennung von Personen und Gruppen kann also zwischen referentieller, generischer und prädikativer Funktion von Personenbezeichnungen unterschieden werden. Bei referentieller Funktion von Personenbezeichnungen für gemischtgeschlechtliche Gruppen raten Kargl et al. zur Beidnennung als geschlechtergerechte Strategie. Bei generischer und prädikativer Funktion können auch geschlechtsindifferente Formulierungen verwendet werden. Umformulierungen sind eine gute Lösung, um der Sprachästhetik und

dem Zeitdruck entgegenzukommen. Am Beispiel von Herkunftsbezeichnungen kann das gut gezeigt werden (Kargl et al. 1997: 113):

statt: „die Österreicher“ besser: „die österreichische Bevölkerung“, „in Österreich“

Wenn von den Inhalten des Textes Frauen und Männer betroffen sind, ist es wichtig, sich an die beiden Grundprinzipien geschlechtergerechter Sprache zu halten: Die **symmetrische Bezeichnung** von Frauen und Männern und die **Sichtbarmachung der Frauen** (vgl. Hellinger/Bierbach 1993: 9). Die Sichtbarmachung von Frauen in der Sprache ist an eine Geschlechtsspezifikation gebunden.

Nun zu meinen Untersuchungsergebnissen:

Bei der Signation fällt auf, dass für das Logo „konkret – das ServiceMagazin“ neben der Kleinschreibung auch ein „Binnen-M“ verwendet wird. Das Binnen-I würde sich somit gut in das optische Erscheinungsbild der Sendung einfügen.

Bei den Inserts der Schlagzeilen kommen Personenbezeichnungen kaum vor, da sie aufgrund ihrer Kürze wenig Platz bieten und auf die Themen der Sendung fokussieren.

Ein Beispiel für ein Insert im generischen Maskulinum wäre:

(„konkret“: 02.12.08, 18:30, ORF 2)

„*Schüler-Überwachung*“

Das ist das einzige Beispiel, das in meiner Stichprobe zu finden war.

Hier würde ich das Binnen-I als geschlechtergerechte Strategie vorschlagen: „SchülerInnen-Überwachung“. Kürzer wäre es, wenn auf die Institution statt auf Personen fokussiert wird: „Schul-Überwachung“. Werden die Schlagzeilen von den Moderatorinnen im Off gelesen, kommen Untertitel dazu (die aber nicht insertiert werden). Schlagzeile plus Untertitel bedeuten mehr Platz für Formulierungen, und so wird hier auch öfters auf das generische Maskulinum für Personenbezeichnungen zurückgegriffen (im Folgenden:

„*Konsumenten*“, „*Kluburlauber*“ und „*Reiseveranstalter*):

(„konkret“: 04.11.08, 18:30, ORF 2)

„*Geld-Waffen-Öl: Die Folgen der US-Politik für Österreichs Konsumenten*“

(„konkret“: 04.11.08, 18:30, ORF 2)

„*Krankheit inclusive: Kluburlauber klagen Reiseveranstalter*“

Somit finden sich auch Beispiele, in denen Personenbezeichnungen im generischen Maskulinum verwendet werden, um auf eine Personengruppe Bezug zu nehmen, deren Geschlecht nicht im Vordergrund steht. Weit öfters kommen die Untertitel der Schlagzeilen aber völlig ohne Personenbezeichnungen aus.

Statt „*Konsumenten*“ könnte das Binnen-I „KonsumentInnen“ oder die Beidnennung in Vollform „Konsumentinnen und Konsumenten“ gelesen werden. „Kluburlaubende“ wäre eine alternative Neutralform.

Für die Inserts der Schlagzeilen empfiehlt sich die Beidnennung mittels Binnen-I. Ein Vorteil dieser Strategie ist (im Gegensatz zur Beidnennung in Vollform) die Kürze, die ja vor allem bei den Inserts, wo nur eine bestimmte maximale Wortlänge eingefügt werden kann, ausschlaggebend ist. Hier kann aber auch aus optischen Gründen für das Binnen-I argumentiert werden: Im Untertitel der Sendung, „das ServiceMagazin“, wird ebenfalls ein groß geschriebener Buchstabe im Wortinneren verwendet. Das Binnen-I kann so als Blickfang zu einer weiteren Trademark der Sendung werden. Aber auch mögliche Neutralformen und Umformulierungen können der Anforderung nach minimaler Länge gerecht werden, beispielsweise wenn versucht wird, sich nicht auf Personen zu konzentrieren.

Bei der Begrüßung sprechen die Moderatorinnen naturgemäß das Zielpublikum direkt in erster Person an. Da diese Formen für beide Geschlechter gültig sind, würde es sich empfehlen, sie öfter bewusst als Strategie einzusetzen, um generisch maskuline Formulierungen zu umgehen.

Die Moderatorinnen verwenden in den Überleitungen zu den Zuspielungen, also in den Anmoderationen und Abmoderationen der Beiträge, häufig das **generische Maskulinum**. Diese Texte entstehen nicht spontan während der Sendung, sondern werden vorher verfasst. Deswegen wäre genug Zeit, geschlechtergerecht umzuformulieren.

Es wird hauptsächlich in **generischer Funktion** auf eine Klasse von Personen Bezug genommen, Beispiele dafür wären „*Kreditnehmer*“, „*Experten*“, „*Entscheidungssträger*“, „*Schiurlauber*“. Da deren Geschlecht nicht von zentralem Interesse ist, wird leicht auf geschlechtergerechtes Formulieren vergessen. Im Fall der generisch maskulinen Bezeichnung „Experten“ gilt, dass unbedingt Expertinnen sichtbar gemacht werden müssen. Sie zeigen, dass Frauen an der Wissensproduktion, die traditionell männlich besetzt ist, teilnehmen und sind wertvolle Identifikationsvorbilder für andere Frauen.

Dann gibt es aber noch Personenbezeichnungen, die häufig gebraucht werden, um auf die RezipientInnen vor dem Fernsehschirm zu referieren: „*Kunden*“, „*Konsumenten*“, „*Zuseher*“. Gerade hier entsteht ein enger Bezug zu den adressierten Personen, die Personenbezeichnung kommt einer **Anrede** gleich. Es sollte unbedingt darauf geachtet werden, hier geschlechtergerecht zu formulieren, z.B. mittels Vollform der Beidnennung oder Binnen-I. Für das Aussprechen des Binnen-I gäbe es mehrere Möglichkeiten: Es kann

in gesprochener Form dem generischen Femininum gleichen, oder mittels besonderer Betonung oder einer kleinen Pause kenntlich gemacht werden.

(Gefängnis-Strafe: 18.11.08, 18:30, ORF 2)

CR: „Ein Tipp für jeden Flohmarkt- oder Weihnachtsmarktstandler: Melden Sie sich bei der AKM an, bevor Sie das Radio einschalten.“

Hier wären geschlechtergerechte Personenbezeichnungen besonders wichtig, weil im Satzverlauf die RezipientInnen direkt adressiert werden. Der Abstraktionsgrad einer Klasse von Personen, die im generischen Maskulinum bezeichnet werden, sinkt durch das direkte Ansprechen, durch das ein enger Bezug zur den einzelnen Individuen vor dem Fernsehapparat hergestellt wird. Vorschlag: mittels Binnen-I („Ein Tipp für alle Flohmarkt- oder WeihnachtsmarktstandlerInnen“) oder neutral formulieren („Ein Tipp für alle Betreibenden von Flohmarkt- oder Weihnachtsmarktstandeln“).

Auch auf **potentielle Gruppen** wird mit dem generischen Maskulinum referiert: „Gewinner“, „Preisträger“, „Anrufer“. Statt des generischen Maskulinums – „Die Preisträger [...] haben Sie ja wöchentlich mitbestimmt“ – kann eine neutrale Form eingesetzt werden, die nicht auf Handlungstragende fokussiert: „viele der [...] eingereichten Projekte“

Bei der Ziehung der Preise (Publikumspreise Klimaschutz: 06.11.08, 18:30, ORF 2) wird ausschließlich das generische Maskulinum für zukünftige Kontexte eingesetzt:

CR: „Jetzt wird es spannend, wie angekündigt verlosen wir [...] Gutscheinpreise unter den vielen Anrufern und unter all jenen, die via Internet ihre Stimme [...]“

Der Relativsatz könnte einfach erweitert werden, um zu einer neutralen Formulierung zu kommen: „unter all jenen, die angerufen haben oder via Internet ihre Stimme [...]“.

Anschließend werden zwei Männer bei der Ziehung ausgelost, die Moderatorin „wünscht“ sich beim dritten Mal eine Frau:

„Schauen wir, ob es diesmal eine Dame ist...Ja!“

und referiert direkt anschließend wieder nur auf Männer:

„Herzlichen Glückwunsch allen Preisträgern [...] und allen Gewinnern“

In diesem Fall wäre es besonders wichtig gewesen, z.B. mittels Vollform der Beidnennung die Frau sichtbar zu machen bzw. symmetrisch zu formulieren. Denn hier wird auf eine konkrete Gruppe Bezug genommen (**referentielle Funktion** von Personenbezeichnungen), die aus drei Personen besteht, d.h. das Geschlecht ist relevant. Es kommt allerdings in meinem Datensatz äußerst selten vor, dass auf konkrete Frauen mit dem generischen Maskulinum referiert wird. Hier ein weiteres Beispiel:

(„konkret“: 30.10.08, 18:30, ORF 2)

Claudia Reiterer: „[...] hat hunderte Reaktionen und Fragen nach sich gezogen. Eine Zuschauerfrage von Anneliese Rieger war [...]“

„Anneliese Rieger“ ist eine Frau, die als konkrete Person genannt wird, also sollte mit „Zuschauerin“ auf sie Bezug genommen werden. Da aber der „Zuschauer-“ in diesem Fall eine **prädikative Funktion** übernimmt, also einem Attribut gleichkommt, fällt geschlechtergerechtes Formulieren besonders schwer.

Das generisch maskuline Indefinitpronomen „man“ wird oft verwendet, allerdings wird es auch geschlechtergerecht ersetzt, indem es ganz automatisch durch die erste Person „ich“ ausgetauscht wird.

(Bewerbung Klimaschutzpreis: 30.10.08, 18:30, ORF 2)

Claudia Reiterer: „Wie kann ich den Transport von Holz möglichst einfach von der Straße auf die Schiene verlagern?“

(Notruf in Not: 18.11.08, 18:30, ORF 2)

CR: „Wie schnell kommt Hilfe, wenn ich 122, 133 oder 144 wähle?“

Hier wird die erste Person verwendet und so besondere Nähe zu den RezipientInnen hergestellt. Bei diesem Beispiel wird das generisch maskuline Indefinitpronomen „man“ durch das direkte Adressieren vermieden:

(Lebensgefahr/Durchlauferhitzer: 05.11.08, 18:30, ORF 2)

MR: „Also lassen Sie die Geräte bitte zumindest regelmäßig warten, Sie schützen so Ihre Gesundheit und ein bisschen auch das Klima.“

Viele Strategien werden bereits verwendet, durch Bewusstwerdungsprozesse (wie die Beschäftigung mit einem Leitfaden zu geschlechtergerechter Sprache) könnten sie ausgebaut werden.

Die **Beidnennung** in Vollform wird bei den Überleitungen zu den Zuspelungen ab und zu verwendet, allerdings nicht durchgehend, sondern in einzelnen Fällen, diese sind: „Bürgerinnen und Bürger“, „dem einen oder der anderen“, „Autofahrerin oder Autofahrer“, „Jedem Koch und jeder Köchin“, „Hobby-Köche und Köchinnen“, „Österreicher und Österreicherinnen“, wobei die letzteren drei im Rahmen der An- und Abmoderation einer einzigen Zuspelung verwendet wurden – hier wurde also stark auf geschlechtergerechtes Formulieren geachtet. Insgesamt konnten in 18 untersuchten Sendungen 6 Beidnennungen im Bereich der Überleitungen zu den Zuspelungen beobachtet werden. [Das Beispiel „Bürgerinnen und Bürger“ wurde allerdings im Rahmen einer Live-Schaltung ins Studio des „Bürgerforums“ von Claudia Reiterer („konkret“: 29.10.08, 18:30, ORF2) gebraucht, ich zähle es aber trotzdem zur Kategorie „Überleitungen zu den Zuspelungen“.] Im Gegensatz zu Formulierungen im generischen Maskulinum und Neutralformen kommt die Beidnennung im Bereich der Überleitungen zu den Zuspelungen also nicht in jeder Sendung vor. Das „Titanicprinzip“ (vgl. Kargl et al. 1997: 53), das besagt, Frauen entgegen der androzentrigen Praxis vor Männern zu nennen, wird im Bereich der Überleitungen zu den

Zuspielungen manchmal, aber nicht durchgängig angewendet (das gilt auch für alle anderen Sendungselemente, in denen die Beidnennung vorkommt).

Zahlreiche **Neutralformen** werden verwendet. Echte geschlechtsneutrale Personenbezeichnungen („*Person*“, „*Ehepaar*“, „*Todesopfer*“, „*Forschungsgruppe*“, „*Bevölkerung*“), substantivierte Adjektive im Plural („*Betroffene*“, „*die Nominierten*“, „*Verletzte*“) und Funktions- und Institutionsbezeichnungen statt Personenbezeichnungen („*von den Medien und von der Politik*“, „*Energieunternehmen*“). Diese Neutralformen sind in der Alltagssprache bereits gut etabliert, der Lexikalisierungsgrad ist hoch.

Teilweise wird bei den Überleitungen zu den Zuspielungen also bereits geschlechtergerecht formuliert, es empfiehlt sich also, darauf aufzubauen und die Strategien, die bereits in Verwendung sind, einfach bewusster anzuwenden. Nachdem Frauen z.B. durch eine anfängliche Beidnennung in Vollform sichtbar gemacht werden, kann durch Neutralformen oder Umformulierungen (wie die direkte Anrede, Konstruktionen mit *wer* etc.: siehe Leitfaden im Anhang!) abgewechselt und so eine symmetrische Bezeichnung ermöglicht werden. Statt der Vollform der Beidnennung kann auch das Formulieren mittels Binnen-I herangezogen werden: Da es in gesprochener Form dem generischen Femininum gleicht, entspricht es dem Grundsatz der vorübergehenden positiven Diskriminierung von Frauen. Für das Aussprechen des Binnen-I gäbe es mehrere Möglichkeiten, es kann auch mittels besonderer Betonung oder einer kleinen Pause kenntlich gemacht werden.

Für die Fließtexte der Zuspielungen habe ich ähnliche Beispiele beobachtet, wie bei den Überleitungen zu den Zuspielungen. Auch diese Texte entstehen in einer gewissen Vorbereitungsphase, daher ist die Auseinandersetzung mit geschlechtergerechtem Formulieren möglich. Die Texte sind aber länger als die der kurzen An- und Abmoderationen im Studio, deshalb ist es noch einfacher, Frauen explizit sichtbar zu machen bzw. symmetrisch zu formulieren.

Wieder wird hauptsächlich auf Klassen von Personen referiert und so von individuellen Eigenschaften der einzelnen Mitglieder abstrahiert. Da bei der Beschreibung einer Klasse die Geschlechtszugehörigkeit nicht von zentralem Interesse ist, wird im Gegensatz zu der Bezeichnung konkreter Individuen oft auf geschlechtergerechtes Formulieren vergessen. Einige Personenbezeichnungen in **generischer Funktion**, die im generischen Maskulinum formuliert sind, wären: „*Kreditnehmer*“, „*Bewohner*“, „*Kritiker*“, „*Bürger*“, „*Sparer*“, „*Österreicher*“, „*Amerikaner*“, „*Mieter*“, „*Anbieter*“, „*Schüler*“, „*Staatsbürger*“, „*Hobbyköche*“, „*Passagier*“, „*Anleger*“, „*Mitarbeiter*“. Sehr oft kommen die Begriffe „*Kunden*“ und „*Konsumenten*“ vor. Diese Begriffe stellen einen besonders direkten Bezug zu den ZuschauerInnen her, da diese sich selbst im Zuge

der Rezeption eines „ServiceMagazins“ als KundInnen und KonsumentInnen verstehen, sich also mit diesen Bezeichnungen stark identifizieren. Diese Personenbezeichnungen kommen also einer **Anrede** gleich.

Für den „*Experten*“ und den „*Fachmann*“ gilt, dass unbedingt sichtbar gemacht werden muss, dass auch Frauen „Wissende“ sind, deren Meinung mit Wertschätzung begegnet wird. Ein weiteres Beispiel für eine Position mit hohem gesellschaftlichen Status ist die des „*Arztes*“. Zwar muss an dieser Stelle eingewandt werden, dass in „konkret“ durchaus Ärztinnen zu Wort kommen. Aber im Fließtext der Zuspelungen geht es ausschließlich um „*Ärzte*“ oder „*Mediziner*“, wenn der gesamte Berufsstand gemeint ist, z.B. „*Ärzte warnen*“. Ein ausführlicheres Beispiel wäre:

(Gesunde Zähne: 24.11.08, 18:30, ORF 2)

„*Eine Dentalhygienikerin erklärt es.*“

„*Dennoch wird empfohlen, sich beim Zahnarzt zu erkundigen, [...] „Der Zahnarzt zeigt es vor.*“

Die anschließend zu Wort kommende Frau ist „nur“ „*Dentalhygienikerin*“ und keine Zahnärztin. So wird das Bild vom statushöheren Mann, der eine statusniedrigere Assistentin hat, gefestigt.

Wenn allerdings eine konkrete weibliche Person gemeint ist, wird explizit feminin formuliert (**referentielle Funktion** einer Personenbezeichnung). Da hier die Geschlechtszugehörigkeit besonders wichtig für die Identifikation einer Person ist, fällt es leichter, auf die weibliche Form zurückzugreifen.

(Recht auf eigenes Konto: 01.12.08, 18:30, ORF 2)

„*Auch Herrn K.s Lebensgefährtin ist Bürgerin.*“

Bei den für Frauen verwendeten **Titeln** wird allerdings ausschließlich auf die maskulinen Formen zurückgegriffen:

(Magensäure-Hemmer: 28.11.08, 18:30, ORF 2)

„*Diesem Zusammenhang kam Professor Erika Jensen-Jarolim von der MedUni Wien auf die Spur.*“

Hier wäre es wichtig, eine statushohe Frau auch mit dem femininen Titel, in dem Fall „*Professorin*“, zu bezeichnen.

Das generisch maskuline Indefinitpronomen „**man**“ kann im Fall des Fließtextes der Zuspelungen nicht durch die erste Person „*ich*“ ausgetauscht werden, da dieser Text von einer SprecherIn gelesen wird, die nur „*Stimme*“ ohne körperliche Anwesenheit ist. In diesen Fällen kann durch andere Umformulierungen geschlechtergerecht formuliert werden (siehe Leitfaden im Anhang: Kapitel 7.5. des Leitfadens).

Die Fälle von **Beidnennung** (in Vollform) zähle ich wieder vollständig auf: „*Schüler und Schülerinnen*“, „*manche Autofahrerin und mancher Autofahrer*“,

(Galanacht zum Klimaschutzpreis: 05.11.08, 18:30, ORF 2)

„Hieß es doch [...] den [...] Klimaschutz-Preis 2008 an den Mann bzw. die Frau zu bringen.“

„Was tun Herr und Frau Österreicher nun tatsächlich für den Klimaschutz?“

Zu dem Beispiel mit „*Herr und Frau Österreicher*“ ist anzumerken, dass „*Österreicher*“ eigentlich eine Personenbezeichnung ist, die sich auf eine Klasse bezieht und im maskulinen Singular steht; sie erweckt den Eindruck, dass der Prototyp der bezeichneten Klasse ein männliches Wesen ist. Auch wird „*Herr*“ in der traditionellen androzentrischen Reihenfolge vor „*Frau*“ gestellt. Eigentlich ist es kein echtes Beispiel einer Beidnennung in Vollform, sondern ein Grenzfall. Eine gute Alternative wäre „*Frau und Herr Österreich*“.

Es gibt insgesamt 4 Beispiele von Beidnennung in Vollform in 53 Beiträgen in insgesamt 18 Sendungen im Bereich der Fließtexte der Zuspelungen, wobei 2 davon in einem Beitrag vorkommen. Wird die textliche Länge miteinbezogen, ist das ziemlich wenig. Im Gegensatz zu Formulierungen im generischen Maskulinum und Neutralformen kommt die Beidnennung im Bereich der Fließtexte der Zuspelungen also nicht in jeder Sendung vor.

Zahlreiche **Neutralformen**, die einen hohen Lexikalisierungsgrad haben, werden verwendet, beispielsweise geschlechtsneutrale Personenbezeichnungen wie „*Bevölkerung*“, „*Ehepaar*“, „*Kind*“, „*Eltern*“ und „*Kaufleute*“, substantivierte Adjektive im Plural wie „*Betroffene*“, substantivierte Partizipien im Plural wie „*Geschädigte*“ und Kollektivbezeichnungen wie „*österreichische Haushalte*“. Ein Beispiel für eine neutral gebrauchte Wer-Konstruktion ist:

(Galanacht zum Klimaschutzpreis: 05.11.08, 18:30, ORF 2)

„Wer konnte, folgte dem Motto des Abends [...]“

Allerdings zeigt sich bei einem zweiten darauf folgenden Beispiel, dass mit einem maskulinen Relativpronomen Bezug genommen wird, obwohl es auch wieder leicht hätte weggelassen werden können. Das geschlechtergerechte Beispiel ist wohl nicht bewusst formuliert worden:

„Wer ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein.“

Viele geschlechtergerechte Strategien werden in den Fließtexten der Zuspelungen bereits verwendet, durch Bewusstwerdungsprozesse (wie die Beschäftigung mit einem Leitfaden zu geschlechtergerechter Sprache) könnten sie ausgebaut werden. Nachdem Frauen z.B. durch eine anfängliche Beidnennung in Vollform sichtbar gemacht werden, kann durch Neutralformen oder Umformulierungen (wie die direkte Anrede, Konstruktionen mit *wer* etc.: siehe Leitfaden im Anhang) abgewechselt und so eine symmetrische Bezeichnung ermöglicht werden. Statt der Vollform der Beidnennung kann auch das Formulieren mittels Binnen-I herangezogen werden: Da es in gesprochener Form dem generischen Femininum

gleich, entspricht es dem Grundsatz der vorübergehenden positiven Diskriminierung von Frauen. Für das Aussprechen des Binnen-I gäbe es mehrere Möglichkeiten, es kann auch mittels besonderer Betonung oder einer kleinen Pause kenntlich gemacht werden.

Der O-Ton der interviewten Personen, die in den Zuspelungen zu sehen sind, kann als Querschnitt durch die Bevölkerung und deren Sprachverhalten gesehen werden. In diesem Sinne kann abgelesen werden, dass Personenbezeichnungen im **generischen Maskulinum** überwiegen, um auf eine Klasse von Personen Bezug zu nehmen. Besonders oft werden „Kunden“ genannt, weitere Beispiele sind „Konsument“, „Sparer“, „Schüler“ oder „Reiseveranstalter“ (was sehr leicht neutral in „Reiseveranstaltung“ umformuliert werden kann).

(Papa-Monat neu: 26.11.08, 18:30, ORF 2)

Christine Marek, design. Staatssekretärin f. Familien: „Ein Jahr lang, plus 2 Monate für den Partner, wenn man's in Anspruch nimmt, 80% des letzten Nettoeinkommens, des durchschnittlichen, mit einer Basis von 1000€. Das heißt, jeder hat zumindest 1000€ und einen Deckel von 2000€, damit haben wir ungefähr 95% aller Einkommensbezieher.“

Hier wird durch das generische Maskulinum unklar, ob Mütter oder Väter gemeint sind. Die Aussage ist für Lailinnen (auch für mich) extrem unverständlich, geschlechtsspezifische Personenbezeichnungen würden Klarheit bringen.

(Führerscheinentzug statt Neuausstellung: 28.10.08, 18:30, ORF 2)

Im Fließtext ist von „strengen Experten“ die Rede, die Frau Ratz kontrolliert haben:

„Amtsarzt, Fahrschullehrer und Sachverständiger für Beobachtungsfahrten“.

Im Laufe des Beitrags stellt sich das biologische Geschlecht dieser Kontrollinstanzen als männlich heraus, die Personenbezeichnungen haben also referentielle Funktion.

Josef Stöffler, Fahrschullehrer, O-Ton: „[...] er, der Amtsarzt, [hat] mehr gesprochen als der technische Sachverständige. Und wenn zwei Chefs sprechen, dann ist der, der Schüler, der zu Beobachtende, dann noch nervöser und kann sich dann nicht mehr konzentrieren. Bis zum Schluss hat man immer noch Fragen gestellt, und die Frau Ratz hat dann in Folge der Aufregung nicht mehr geantwortet.“

Frau Ratz, O-Ton: „Ich bin mir vorgekommen [...] wie ein Verbrecher.“

Diese zwei Beispiele zeigen sehr schön, wie das generische Maskulinum als fixer Bestandteil unserer Alltagssprache verwendet wird. Selbst bei dem Wort „Schülerin“, das eine durchaus gebräuchliche Form mit hohem Lexikalisiertheitsgrad ist, wird lieber zur männlichen Form gegriffen, um damit eine weibliche Person zu beschreiben. Auch Frauen referieren auf sich selbst mit einer maskulinen Form. Hier werden also Personenbezeichnungen in referentieller Funktion, die eine konkrete Frau beschreiben,

nicht entsprechend der Geschlechtszugehörigkeit verwendet. Weiters ist im Text ist von Anordnungen des „*Augenarztes*“ die Rede. Positiv herauszustreichen ist, dass stattdessen eine Expertin befragt wird, die mit „*Sigrun Unterkirchner, Fachärztin für Augenheilkunde*“ insertiert ist. Sie selbst spricht aber ausschließlich im generischen Maskulinum von „*Ärzten*“.

Hier ein weiteres Beispiel, das zeigt, dass die **referentielle Funktion** von Personenbezeichnungen eigentlich das Bezeichnen von Frauen mit Feminina sehr erleichtert:

(Energiepreise: 14.11.08, 18:30, ORF 2)

Martin Litschauer, Sozialberatung Caritas, beschreibt das Schicksal einer Betroffenen:

„*eine alleinerziehende Mutter von drei Kindern*“, „*diese Frau*“, „*säumige Zahlerin*“.

Hier geht es um eine konkrete, weibliche Person, daher ist es auch leichter, sie als „*Zahlerin*“ sichtbar zu machen.

Bezüglich des positiven Identifikationspotentials von Frauenfiguren als „Expertinnen“ gilt, dass diese unbedingt sichtbar gemacht werden müssen.

(Heizen mit Holz: 24.11.08, ORF 2)

Es ist schwer, sich eine Frau als „*guter Fachhändler*“ (O-Ton Roland Wiltschnig, „Feuerhaus“) vorzustellen.

Ähnlich wie bei den Überleitungen zu den Zuspelungen kann das Indefinitpronomen „**man**“ wieder durch die erste Person „ich“ ersetzt werden.

In meiner Stichprobe von 18 Sendungen und 53 Beiträgen verwendet keine interviewte Person im Rahmen einer Zuspelung die **Beidnennung** oder ein Femininum in generischer Funktion. Einmal fragte aber der „konkret“-Reporter im Beitrag einen Rechtsanwalt:

„*Wie lang [...] muss ein Kunde, eine Kundin darauf warten [...]*“

Daher zähle ich hier eine Beidnennung, weil die Frage des Reporters auch als O-Ton gewertet wird.

Neutralformen gibt es aber zahlreiche: „*natürliche Personen*“, „*Leute*“, „*Bevölkerung*“, „*Personen*“. Ich möchte ein Beispiel anführen:

(Geld-Waffen-Öl: 04.11.08, 18:30, ORF 2)

Marcus Scheiblecker, Wirtschaftsforschungsinstitut: „Für die österreichische Wirtschaft ist der Wechselkurs zum US\$ nach wie vor sehr entscheidend; einerseits konkurrieren die heimischen Unternehmen mit US Unternehmen auf den internationalen Märkten, somit ist es auch für heimische Beschäftigung, gegen Arbeitslosigkeit eine Versicherung, und andererseits natürlich werden viele internationale Waren in Dollar gehandelt, wie z.B. Erdöl oder so was, wenn da der Euro ziemlich stark ist, merken wir, dass für uns Erdöl eigentlich relativ günstig ist.“

Diese Aussage kommt gänzlich ohne Personenbezeichnungen aus und ist mittels verschiedener Neutralformen formuliert. Allerdings steht eher keine Intention dahinter:

„Wenn die US-Amerikaner [...]“, „US-Touristen“

formuliert Scheiblecker in der nächsten Einstellung wieder im generischen Maskulinum.

Ob die *interviewten Personen* im Bereich der Zuspelungen geschlechtergerecht formulieren, können die RedakteurInnen kaum beeinflussen, höchstens eventuell durch eine selektive Auswahl der Personen. Eine andere Möglichkeit wäre, die Personen indirekt darauf hinzuweisen und somit zu sprachlicher Gleichbehandlung anzuregen, indem die JournalistInnen oder die Moderatorinnen im Studio deutlich geschlechtergerecht formulieren, z.B. mittels der Beidnennung in Vollform, dem gesprochenen Binnen-I oder dem generischen Femininum – Neutralformen eignen sich in diesem Fall nicht. So könnte ein „Ausstrahlungseffekt“ der verwendeten geschlechtergerechten Formulierungen seitens der Moderatorinnen oder der JournalistInnen auf das Sprachverhalten der interviewten Personen ausgenutzt werden, der auch durch den Status der Befragenden verstärkt werden kann.

Die Inserts der interviewten Personen in den Zuspelungen sind durchgehend geschlechtergerecht formuliert, was leicht fällt, da Inserts immer konkrete Personen bezeichnen, also Personenbezeichnungen in referentieller Funktion sind. Beim Insertieren wird entweder auf Institutionen und Funktionen fokussiert („*Peter Bosek, Erste Bank AG*“, „*Ulrike Stadelmann, Arbeiterkammer Vorarlberg*“, „*Erich Heiss, Einlagensicherung der Banken*“) oder mit Personenbezeichnungen insertiert; diese sind geschlechtsspezifisch moviert – z.B. Leiterin/Leiter („*Walpurga Ratz, Landwirtin*“, „*Klaus Grubelnik, Pressesprecher Finanzmarktaufsicht*“, „*Susanne Lettner, Leiterin MA 33*“, „*Friederike Lenk, Mietrechtsexpertin*“).

Bei den folgenden Beispielen wird zwar mit einer Institution insertiert, diese ist aber genauer durch eine Personenbezeichnung im generischen Maskulinum definiert. Das Binnen-I wäre hier eine einfache, Platz sparende Lösung, um Frauen in diesen traditionell männlichen Personengruppen und Berufssparten sichtbar zu machen: „*Manfred Feichter, Leiter Privatkunden BAWAG/PSK*“, „*Wilhelm Rasinger, Interessenverband für Anleger*“, „*Alexander Schrötter, Landesinnung der Installateure*“.

Bei Inserts in Zuspelungen werden nie akademische Titel gebraucht, was sicher auch ein Stilmittel ist, das Hierarchien abbauen soll: „konkret“ macht bzw. behandelt die Menschen „gleich“. Hier ist aber einzuwenden, dass beim direkten Ansprechen von Personen, sei es im Studio oder bei Interviews im Rahmen der Zuspelungen, der Titel wieder verwendet wird.

Für die Schlussinserts der Zuspelungen wird Platz sparend geschlechtsneutral formuliert:
„Bericht“, „Kamera“, „Schnitt“.

Die Studiogespräche werden von den Moderatorinnen geführt, die Fragen werden vorbereitet und können somit leicht geschlechtergerecht formuliert werden. Was die InterviewpartnerInnen betrifft, können diese durch den „Ausstrahlungseffekt“ einer Beidnennung in Vollform, eines gesprochenen Binnen-Is oder eines generischen Femininums zu geschlechtergerechtem Formulieren ermutigt werden. Neutralformen eignen sich in diesem Fall nicht so gut.

Bei den Studiogesprächen werden die **akademischen Titel** bei Begrüßung und Verabschiedung im Gegensatz zu den Inserts wieder verwendet, was die demokratisierende Wirkung der Inserts teilweise wieder aufhebt. Hier ist es sehr wichtig, die weiblichen Interviewpersonen mit den entsprechenden femininen Titeln zu bezeichnen, was leider nicht praktiziert wird:

(Magensäure-Hemmer: 28.11.08, 18:30, ORF 2)

CR: „Frau Professor Jensen-Jarolim [...]“

Es werden zahlreiche generisch maskuline Formen verwendet, hauptsächlich beziehen sie sich in **generischer Funktion** auf Klassen von Personen: „Kunden“, „Kreditnehmer“, „Pädagogen“, „Schüler“, „Lehrer“, „Durchschnittsverdiener“, „Arbeitnehmer“, „Arbeitgeber“, „Bewerber“, „Konsumenten“, „Patienten“, „Ärzte“. Bei folgendem Beispiel werden die KonsumentInnen direkt adressiert, bei dieser **Anrede** sollte unbedingt geschlechtergerecht formuliert werden, am besten mittels Beidnennung in Vollform oder Binnen-I:

(Energieeffizientes Wohnen: 06.11.08, 18:30, ORF 2)

CR: „Unter www.topprodukte.at können Sie auch als Konsument sozusagen erfahren, wenn Sie Investitionen tätigen [...]“

Bei folgendem Beispiel wird anfangs in **generischer Funktion** auf Klassen von Personen mit dem Maskulinum referiert:

(Legasthenie: 03.11.08, 18:30, ORF 2)

AS: „[...] die Pädagogen müssen die primären Ansprechpartner für dieses Problem sein.“

MR: „[...] mit verzweifelten Eltern legasthener Schüler konfrontiert.“, „[...] dass die Lehrer bei legasthenen Schülern [...]“

Wird aber auf *konkrete Personen* Bezug genommen, ist das Geschlecht relevant. Somit wird die feminine Form in **referentieller Funktion** benutzt:

AS: „[...] ein konkretes Mail, das ich von einer Mutter bekommen hab’, ihre Lehrerin [...]“

Hier kommt sicher noch dazu, dass die Form „Lehrerin“ einen hohen Lexikalisiertheitsgrad aufweist.

Es kommt oft vor, dass innerhalb eines Redebeitrags zwischen dem generisch maskulinen Indefinitpronomen „man“ und der ersten Person „ich“ gewechselt wird.

(Spesen-Nepp: 27.10.08, 18:30, ORF 2)

CR: „Was tut man jetzt, wenn man das bekommt. Kann man auch sagen, ich zahl das gar nicht?“

Um eine größere Nähe zu den Betroffenen herzustellen, verwendet die Moderatorin das generisch maskuline Indefinitpronomen „man“. Eine geschlechtergerechte Alternative setzt sie selbst im nächsten Satz ein: Von „man“ wechselt sie zu „ich“.

Manfred Neubauer (MN): „Unbedingt sollte man widersprechen [...] man [...] die Bank wird's wahrscheinlich abziehen weil ich ja dort auch ein Konto habe [...] man sollte sich [...]“

Auch die interviewte Person benutzt abwechselnd „man“ und „ich“. Hier könnte ein Ausstrahlungseffekt interpretiert werden.

In diesem Fall empfehle ich die Verwendung des Personalpronomens „frau“:

(Magensäure-Hemmer: 28.11.08, 18:30, ORF 2)

CR: „[...] wenn man schwanger ist.“

Es gab nur 4 **Beidnennungen** im Rahmen zweier Studiogespräche, davon 3 von der Moderatorin und eine von einer Expertin initiiert. Einmal konnte ein Ausstrahlungseffekt beobachtet werden.

(Job-Coach Elfriede Gerdenits: 12.11.08, 18:30, ORF 2)

CR: „Was sollen denn Arbeitnehmer machen [...]“, „Arbeitgeber“

Anfangs wird im generischen Maskulinum formuliert, dann die Beidnennung verwendet:

CR: „Was ist jetzt, wenn ein Arbeitgeber, eine Arbeitgeberin in Konkurs geht?“

CR: „Jetzt sind ja weniger Führungskräfte betroffen, als die sogenannten kleinen Arbeitnehmer und Arbeitnehmerinnen [...]“

Die beiden Beidnennungen in Vollform der Moderatorin haben hier keinen Ausstrahlungseffekt auf Job-Coach Elfriede Gerdenits, sie formuliert weiterhin ausschließlich im generischen Maskulinum.

(Magensäure-Hemmer: 28.11.08, 18:30, ORF 2)

CR: „Zusammenfassend jetzt für die Zuschauerinnen und Zuschauer zu Hause.“

EJJ: „[...] das wäre wünschenswert, wenn es die behandelnden Ärzte in Zukunft Kolleginnen und Kollegen hinzusagen könnten.“

Da Erika Jensen-Jarolim außer an dieser Stelle immer im generischen Maskulinum oder neutral formuliert, kann geschlussfolgert werden, dass die Beidnennung von Claudia Reiterer sie eventuell dazu motiviert hat, ebenfalls so zu formulieren. Dafür spricht die

ungewöhnliche Satzstruktur, die auf ein spontanes Handeln schließen lässt und so zu einem „Versprecher“ („hinzusagen“) geführt hat und die generell seltener gebräuchliche Reihenfolge Femininum vor Maskulinum, die sie wahrscheinlich von der Moderatorin übernommen hat.

Zahlreiche **Neutralformen** werden im Bereich der Studiogespräche verwendet, geschlechtsneutrale Personenbezeichnungen wie „Leute“, „Eltern“, „Kind“ und die Komposita auf -kraft „Führungskräfte“ und „Fachkräfte“. Weiters substantivierte Adjektive im Plural wie „Betroffene“, die Kollektivbezeichnung „Pflichtschulbereich“ und die Funktionsbezeichnung „Schulsystem“. Dass eine Neutralform wie „das Kind“ aber durchaus auch als Maskulinum verstanden wird, zeigt folgendes Beispiel:

(Legasthenie: 03.11.08, 18:30, ORF 2)

MR: „Kinder sagen immer wieder, ich bin ein Idiot, es hilft ja überhaupt nichts.“

Für die Inserts der InterviewpartnerInnen im Studio gelten im Prinzip dieselben Beobachtungen wie für die Inserts der interviewten Personen im Rahmen der Zuspielungen. Auffällig ist, dass ohne Titel inseriert wird, aber im Studio bei den Gesprächen mit Titel angesprochen wird.

Das Insert „*Expertentelefon*“ sollte dringend geschlechtergerecht formuliert werden, entweder mittels Binnen-I („ExpertInnentelefon“,) oder geschlechtsspezifisch moviert („Expertinnentelefon“ für Frauen, „Expertentelefon“ für Männer). Hier wird, entgegen der referentiellen Funktion von Personenbezeichnungen, doch auf eine konkrete Frau, die im Studio anwesend ist, mit einer männlichen Personenbezeichnung referiert. Besonders wenn es um ExpertInnen geht, ist es wichtig, Frauen weibliche Identifikationsmöglichkeiten zu bieten! Insgesamt gab es 7 männliche und 3 weibliche ExpertInnen im Studio, bei einer Grundgesamtheit von 18 Sendungen, die ich gesichtet habe. Von diesen 10 ExpertInnen waren nach der Sendung eine Frau und 3 Männer telefonisch verfügbar und wurden somit mittels „*Expertentelefon*“ inseriert. Ein größerer Frauenanteil wäre hier wünschenswert, wird aber von der „konkret“-Redaktion sowieso immer angestrebt (Gespräch mit Franz Fuchs, Chef vom Dienst von „konkret“, am 29.05.09). Für eine genaue Auflistung aller ExpertInnen der 18 untersuchten Sendungen siehe Kapitel 10.3.2. „Beispiele aus den aufgezeichneten Sendungen“.

Beim „konkret“-Imagespot wäre es leicht möglich, geschlechtergerecht zu formulieren. Es müsste nur zwecks Beidnennung ein „Konsumentinnen“ eingefügt werden und statt „*Vertragspartner Wort brechen*“ „Verträge gebrochen werden“ formuliert werden. Besonders

weil dieser Spot ein Image transportieren soll, wäre es sehr wichtig, auf Frauen auch sprachlich zu referieren, besonders weil mehr Frauen als Männer „konkret“ sehen.

Für die Verabschiedung gilt wie für die Begrüßung, dass hier naturgemäß oft direkt adressiert wird. Da diese Formen für beide Geschlechter gültig sind, eignet sich direktes Adressieren gut als geschlechtergerechte Lösungsmöglichkeit. Manchmal wird an dieser Stelle auf ein aktuelles Thema verwiesen, dann wird öfters das **generische Maskulinum** verwendet:

(„konkret“: 24.11.08, 18:30, ORF 2)

MR: „*Wörter bzw. Unwörter des Jahres 2007, erstellt von Sprachforschern der Grazer Karl-Franzens-Universität.*“

Dem traditionell androzentrischen Bild einer männlich konzipierten Wissenschaft sollte unbedingt mittels Beidnennung in Vollform oder gesprochenem Binnen-I entgegengewirkt werden.

(„konkret“: 03.12.08, 18:30, ORF 2)

MR: „*Anleger*“, „*Top-EU-Beamte*“

Gerade wenn es um Positionen mit hohem gesellschaftlichen Prestige geht („*Top-EU-Beamte*“), müssen Frauen explizit mitgenannt werden.

Einmal wird in 18 Sendungen bei der Verabschiedung eine **Beidnennung** in Vollform eingesetzt: „*Konsumenten und Konsumentinnen*“.

Beim Insert der Verabschiedung wird die „*Moderatorin*“ im Sinne der referentiellen Funktion von Personenbezeichnungen selbstverständlich mit einem Femininum bezeichnet.

Für den Schlussroller werden Funktionsbezeichnungen statt Personenbezeichnungen verwendet, es wird also geschlechtsneutral formuliert, was Platz sparend ist: „*Produktion*“, „*Redaktion*“, „*Leitung*“, „*Regie*“.

Die Vorschau zeichnet sich durch extreme Kürze aus, daher wird gerne generisch maskulin formuliert: „*Anleger*“, „*Konsumentenschützer*“. Hier wären Neutralformen die beste Strategie, um symmetrisch zu formulieren und Zeit zu sparen. Weiters würde sich das generische Femininum (besonders in frauenspezifischen Kontexten) oder das gesprochene Binnen-I anbieten.

In 18 Sendungen fanden sich insgesamt 16 Beidnennungen in Vollform, davon 6 im Bereich der Überleitungen zu den Zuspelungen (davon 1 bei einer Live-Schaltung in ein anderes Studio), 4 im Rahmen der Fließtexte der Zuspelungen, 4 bei den Studiogesprächen (davon

3 von der Moderatorin und 1 von einer Expertin, wahrscheinlich ausgelöst durch den Ausstrahlungseffekt der Beidnennung der Moderatorin) und 1 bei der Verabschiedung. Keine Beidnennung fand sich bei den O-Tönen der interviewten Personen im Rahmen der Zuspielungen, einmal fragte aber der „konkret“-Reporter im Beitrag mittels Beidnennung, daher zähle ich 1 Beidnennung in dieser Kategorie (weil auch der Reporter als O-Ton gewertet wird). Das bedeutet, dass die Beidnennungen bis auf ein Beispiel von der Redaktion „konkret“ ausgingen. Das generische Femininum kam nicht zum Einsatz.

Probleme für geschlechtergerechte Formulierungen ergeben sich nur bei bereits lange verwendeten Begriffen, die eine Art „Trademark“ darstellen: „Konsumentenschutz“, Schuldnerberatung“, „Bürgerforum“. Hier müssten von den einzelnen Institutionen neue Namen gefunden werden. Die Redaktion kann diese „Produktnamen“ aber bewusst ausbauen, hier ein Beispiel: Das „Bürgerforum“ referiert generisch auf eine Klasse und ist in diesem Zusammenhang als „Produktname“ (einer Fernsehsendung) zu sehen, der von der Moderatorin übernommen wird und der eigentlich außerhalb ihres Einflussbereiches liegt.

(Live-Schaltung ins Studio des „Bürgerforums“ zu Peter Resetarits und Claudia Reiterer: 29.10.08, 18:30, ORF 2)

Claudia Reiterer: „Bei uns stehen Bürgerinnen und Bürger im Mittelpunkt der Sendung.“

Hier wird der Name der Sendung, „Bürgerforum“, bewusst erweitert und Frauen im Nachhinein miteinbezogen. (Diese Beidnennung wurde separat gezählt, da sie in keine meiner Sendungselemente passt.)

Eine weitere Möglichkeit ergibt sich beim „Konsumentenschutz“: Es kann auf Personen statt auf die Institution fokussiert werden, und so wird im Fließtext einer Zuspielung mittels Femininum formuliert, was eine gute Strategie ist, die in der Bezeichnung „Konsumentenschutz“ enthaltene generisch maskuline Personenbezeichnung auszugleichen:

(Trinkgeld-Zwang: 13.11.08, 18:30, ORF 2)

„Aber vielleicht hat ja die Konsumentenschützerin eine Idee.“

Der „Schüleranwalt“ könnte im Studiogespräch von der Moderatorin als „SchülerInnenanwalt“ angesprochen werden:

(Legasthenie: 03.11.08, 18:30, ORF 2)

„Dr. Andreas Salcher [...] Kurier Schüleranwalt.“

Was die semantische, inhaltliche Ebene betrifft, möchte ich zwei Themenfelder beispielhaft herausarbeiten: Frauen & Technik und Frauen & Familie.

Frauen & Technik

Im Fall des „Klimaschutzpreises“ wird sprachlich und inhaltlich kaum auf die Präsenz von Frauen hingewiesen. Der Klimaschutzpreis setzt technisches Know-how voraus, ist also eine traditionell männliche Domäne. Weibliche Identifikationsfiguren hätten diesem Rollenverständnis entgegenwirken können.

(Publikumspreise Klimaschutz: 06.11.08, 18:30, ORF 2)

Als „Preisträger“ werden drei Männer vorgestellt; eine Familie ist auch vertreten, zu Wort kommt aber wieder der Vater als „Preisträger“. Hier hätte es eine Möglichkeit gegeben, auf die Beteiligung von Frauen an Klimaschutz-Projekten hinzuweisen und sie auch zu Wort kommen zu lassen.

(Mehr als telefonieren: 13.11.08, 18:30, ORF 2)

Es geht um die Anwendung von technischen Geräten, gerade in so einem Fall ist es wichtig, explizit auf Frauen hinzuweisen. Im Beitrag kommen 3 weibliche und 2 männliche Versuchspersonen vor, die die Mobiltelefone testen. Bei der Moderation wird aber nur im Maskulinum referiert:

CR: „Handys müssen vor allem den jeweiligen persönlichen Ansprüchen des Benutzers entgegen kommen. Das Senioren-Telefon schlechthin [...] besser sie nehmen den Menschen, den Sie beschenken wollen, mit zum Einkaufen und überlassen ihm die Auswahl.“

Es ist wichtig, das Bild von Frauen, die technische Fortschritte möglich machen, zu forcieren (im folgenden Fall geht es zwar nur um einen Avocado-Schneider aus Plastik, aber mir geht es um das Prinzip. Und das ist ja nicht das einzige Beispiel, in dem Frauen ≠ Technik ausgesagt wird):

(Avocado-Schneider: 03.12.08, 18:30, ORF 2)

MR: „Also Erfinder bitte ans Werk, eine Marktlücke [...]“

Hier hätte auch ein Aufruf an „Erfinderinnen“ stattfinden können.

(LCD-Flachbildfernseher: 01.12.08, 18:30, ORF 2)

„die unabhängigen Tester“

Technische Geräte werden hier, dem Stereotyp entsprechend, nur von Männern geprüft. Die „Tester“ sind auch im Bild zu sehen. Der befragte Experte ist ebenfalls ein Mann, Michael Wolf, Stiftung Warentest. Weiters ist ein Paar zu sehen, das von einem Verkäufer beraten wird. Die Frau wird nur als Kundin, als Teil eines Paares, gezeigt. Das impliziert, dass Frauen und Technik nicht zusammengehören.

(Billiges Lichtermeer: 02.12.08, 18:30, ORF 2)

In einem „kleinen Elektroniklabor“ wird „Bernhard Müller, Beleuchtungsexperte“ mit einer Versuchsanordnung betraut. Auch hier wäre eine gute Gelegenheit gewesen, eine Frau in einem technischen Beruf zu zeigen. Weiters werden „österreichische Entwickler“ genannt.

Positiv zu vermerken ist, dass auch eine Expertin befragt wird, „*Eveline Steinberger, Klima + Energiefonds*“. Sie wird aber nicht bei der Ausübung eines technischen Berufs gezeigt. Hier ein gelungenes Beispiel, wie das Thema Frauen und Technik umgesetzt werden kann:

(Magensäure-Hemmer: 28.11.08, 18:30, ORF 2)

„Diesem Zusammenhang kam Professor Erika Jensen-Jarolim von der MedUni Wien auf die Spur.“

Hier ist eine statushohe Frau, „*Professor Erika Jensen-Jarolim*“ (besser wäre: „*Professorin*“) zu sehen, die mit einer Assistentin und einem Assistenten forscht. Dem Bild vom statushöheren Mann, der eine statusniedrigere Assistentin hat (siehe *Gesunde Zähne*: 24.11.08, ORF 2) wird hier entgegengewirkt. Sie wird in ihrem Labor bei der Arbeit gezeigt, also bei der Ausübung eines technischen Berufs.

Frauen & Kindererziehung

Es gibt mehrere Beiträge, die das traditionelle Rollenverständnis von Frauen als Müttern verstärken. Vor allem werden Väter nicht als an der Kindererziehung beteiligt sichtbar gemacht.

(Legasthenie: 03.11.08, 18:30, ORF 2)

Die dazugehörige Zuspiegelung handelt von Fabian, einem 10jährigen legasthenen Schüler, und seiner Mutter. Kinderbetreuung wird als Aufgabe von Müttern dargestellt, Väter kommen in der Zuspiegelung nicht bildlich vor, es wird nur indirekt mit der Formulierung „*Eltern*“ auf sie referiert. Auch im Studiogespräch werden Männer nur indirekt durch die neutrale Formulierung „*Eltern*“, aber nicht explizit miteinbezogen.

Andreas Salcher (AS): „[...] viele verzweifelte Eltern, viele verzweifelte Mütter werden mit diesem Problem [...]“

„Viele Mütter sitzen dann Nachmittage lang zuhause mit dem Kind [...]“

Experte im Studio ist aber doch keine Frau, sondern ein Mann, der auch nach der Sendung über das „*Expertentelefon*“ erreichbar ist. Anschließend wird der Brief eines legasthenen Mädchens an seine Mutter angesprochen und im Monitor präsentiert.

MR: „Das Mädchen, das diesen Brief seiner armen Mutter geschrieben hat“ –

AS: „[...] ein konkretes Mail, das ich von einer Mutter bekommen hab’, ihre Lehrerin [...]“

Hier wird nochmals betont, dass Kindererziehung Frauensache ist.

(Kinderzähne: 01.12.08, 18:30, ORF 2)

Im Fließtext der Zuspiegelung heißt es:

„Daher kommen Zahngesundheitserzieherinnen regelmäßig in Geburtskliniken, um Mütter aufzuklären.“

Weiters ist von „*Gesundheitserzieherinnen*“ die Rede.

Kindererziehung wird als reine Frauensache präsentiert, Kindererzieher oder Väter (nur als „Eltern“, nicht aber explizit genannt oder gezeigt) sind nicht involviert, weder auf der Text-, noch auf der Bildebene. Bei den befragten ExpertInnen ist positiv anzumerken, dass eine Frau (Doris Schamberger, Zahnärztin) und ein Mann (Thomas Bischof, Leiter Zahnprophylaxe Vorarlberg) gezeigt werden.

(Adoption/künstliche Befruchtung: 01.12.08, 18:30, ORF 2)

MR: „Muttermilch mit 55: Eine Grazerin ist die älteste Frau, die jemals in Österreich eine Mehrlingsgeburt hatte. Dem Wunder der Natur ging allerdings eine künstliche Befruchtung im Ausland voran. Denn nach österreichischem Recht war die Frau dafür schon zu alt.“

Anfangs kann eine sehr traditionelle Sicht der weiblichen Geschlechterrolle, „Frau = Mutter“, interpretiert werden.

MR: „Ursprünglich wollte die Akademikerin aber ein Kind adoptieren und wurde prompt abgelehnt.“

Im Weiteren wird die „Mutter-“ näher als „Akademikerin“ bestimmt, die ihre Familienplanung sehr aktiv selbst gestalten wollte. Somit wird dem traditionellen Frauenbild entgegengewirkt. Im Fließtext der Zuspelung wird das aber wieder umgekehrt:

„Heimische Ärzte sprechen bei künstlich herbeigeführten Schwangerschaften über 50 von egoistischen Vorgehensweisen der Mütter, die ihren Kindern das Recht auf biologische Eltern entziehen.“

Durch diese Aussage wird das Bild der selbständig handelnden Akademikerin, das in der Anmoderation der Zuspelung gezeichnet wird, eindeutig ins Negative gekehrt. In diesem Beitrag werden nur Frauen im Zusammenhang mit Kindererziehung gezeigt, Männer sind nur insofern beteiligt, als sie bei den Begriffen „Familie“ und „Eltern“ mitgedacht werden können. Es ist ein Trugschluss, zu glauben, dass hier Frauen die Macht über die Familie und ihre Gestaltung zugeschrieben wird. Es bedeutet nur, dass Kindererziehung „Frauensache“ ist. Auch der „Arzt“ als männlicher Prototyp eines Wissenden, der über das Wohlergehen unserer Körper bestimmt, ist wieder allgegenwärtig.

Margot Zappe, Verein Eltern für Kinder: „Im österreichischen Gesetz dürfen auch allein stehende Personen adoptieren. In der Praxis ist es so, dass im Inland so viele Bewerber sind, dass dann doch nur Paare zum Zug kommen, verheiratete Paare, weil es einfach für das Kind besser ist, zwei Elternteile zu haben. Es gibt international gesehen manche Länder, die eine Single-Adoption zulassen.“

Weiters wird durch die Aussage von Margot Zappe klar, dass auch das „österreichische Gesetz“ keine Alleinerziehenden akzeptiert. Eine Familie bedeutet Vater-Mutter-Kind.

(Papa-Monat neu: 26.11.08, 18:30, ORF 2)

In dem Beitrag geht es darum, dass Väter animiert werden sollen, länger bei den Kindern zu bleiben. Hier werden die traditionellen Geschlechterrollen (Frau = Mutter, Mann = Geldverdiener) hinterfragt.

CR: (Anmod): „Väter erhalten die Familie, Mütter kümmern sich um Haushalt und Kinder. Es gibt zwar von Jahr zu Jahr mehr Männer, die in Karenz gehen, aber in Summe sind es trotzdem nur 4%. Schon die vergangene Bundesregierung wollte den Papa-Monat, beschlossen wurde er nicht. Jetzt will die neue Bundesregierung das noch einmal in Angriff nehmen, und dieser Papa-Monat soll Väter auch dazu bringen, länger beim Kind zu bleiben. Marvin Wolff über die neue Rollenverteilung in der Familie.“

Der Wandel der Frauen- und Männerrollen in unserer Gesellschaft wird thematisiert.

Fließtext: „Väter sind heute als aktive Partner in der Erziehung und Pflege der Kinder erwünscht. [...] Früher war Kindererziehung Frauensache.“

Hier wird verdeutlicht, dass sich die traditionelle Rollenverteilung der Geschlechter stark verändert hat, und das innerhalb der letzten 20 Jahre. Als Beispiel wird die negative Haltung eines befragten Passanten zum Thema Väterkarenz und einer der ersten Karenznehmer (beides Anfang der 1980er) gezeigt.

„[...] auch wenn immer noch 96% der Kindergeldbezieher weiblich sind.“

Diese Personenbezeichnung ist eigentlich grammatikalisch falsch, es müsste „weibliche Kindergeldbeziehende“ oder „Kindergeldbezieherinnen“ heißen.

Als Gründe dafür, dass es bisher wenige Väter gibt, die zu Hause bleiben, werden folgende genannt:

„die besondere Bindung der Mutter zum Kind, die Karriere des meist besser bezahlten Mannes und das Teilzeitjobangebot auf dem Arbeitsmarkt.“

Hier möchte ich anmerken, dass die „besondere Bindung der Mutter zum Kind“ ein Rollenklischee ist, das an dieser Stelle eigentlich nicht weitergeführt werden sollte. Besser wäre es gewesen, darauf hinzuweisen, dass auch Väter eine „besondere Bindung“ zu ihren Kindern aufbauen wollen. Die „Mutter-Kind-Bindung“ wird oft als Argument in einem reaktionären Diskurs eingesetzt, der auch Frauen von der Arbeitswelt fernhalten möchte („Frauen an den Herd“).

„Übrigens sind auch im neuen Karenzzeitenmodell Lebensgemeinschaften Ehepaaren gleichgestellt.“

Hier ist positiv zu vermerken, dass auch neue Formen der Familie angesprochen werden. Als gelungenes Beispiel wird Deutschland genannt:

„Bei unseren deutschen Nachbarn z.B. hat die Umstellung von altem Erziehungsgeld auf's einkommensabhängige Elterngeld dazu geführt, dass sich die

Anzahl der Väter in Karenz nahezu verdoppelt hat, und erstmalig seit 10 Jahren ist in Deutschland die Geburtenrate gestiegen.“

Was die Themenfelder Frauen & Technik und Frauen & Familie betrifft, könnte durch einen Bewusstwerdungsprozess noch sensibler mit diesen Inhalten umgegangen werden. Es ist wichtig, zu fragen, welche Geschlechterbilder unterstützt werden sollen. Bei den Beiträgen für die Sendung könnten auch einmal bewusst Frauenschwerpunkte gesetzt werden. Hier ein paar Vorschläge: „Wer setzt sich für die Rechte von Bewerberinnen bei Stellenausschreibungen ein?“, „Die Aufgabenbereiche der Gleichbehandlungskommission“, „Woher kommt die Einkommensschere?“, „Was tun bei Gewalt an Frauen“ bzw. „Männerberatungsstellen“, „Selbstverteidigungskurse für Frauen und Kinder“, „Hilfsorganisationen und ihre Arbeit“.

10.3.4. Sprachliche Gleichbehandlung von Frauen und Männern – ein Leitfaden zu geschlechtergerechter Sprache für die Redaktion von „konkret“

Basierend auf den theoretischen Überlegungen, die ich im Laufe meiner Arbeit gesammelt habe, habe ich einen Leitfaden zu geschlechtergerechter Sprache zusammengestellt. Dabei hatte ich die praktische Anwendung in der „konkret“-Redaktion vor Augen. Die Informationen, die ORF-intern zum Thema geschlechtergerechter Sprachgebrauch ausgegeben wurden, sind äußerst knapp gehalten, siehe Kapitel 10.2.. Ich wollte ausführlichere Informationen bieten, die Argumente für die sprachliche Gleichbehandlung von Frauen und Männern anführen und gleichzeitig anhand von Beispielen die möglichen Strategien geschlechtergerechten Formulierens vorstellen und zeigen, dass durch die sinnvolle Verknüpfung der verschiedenen Lösungsmöglichkeiten ein kreativer Umgang mit Sprache möglich wird. Diesen Leitfaden werde ich der Redaktion zur Verfügung stellen. Er ist der Diplomarbeit als Anhang beigelegt (und nicht in den Fließtext eingefügt, damit die abweichenden Seitenzahlen des Leitfadens nicht zu verwirrend wirken). Dafür wurde Material aus den in Kapitel 8. besprochenen Leitfäden und aus dem theoretischen Teil meiner Diplomarbeit verwendet. Aus Gründen der Anwendungsfreundlichkeit habe ich in diesem Leitfaden keine Quellen angegeben. Auch die von mir untersuchten Leitfäden zitieren nur äußerst sporadisch, selbst wenn die verwendeten Stellen auf andere Autorinnen zurückzuführen sind.

11. Zusammenfassung und Schlussbemerkungen

Sprache ist unser wichtigstes Verständigungsmittel, gleichzeitig gestaltet sie unser Bewusstsein mit, prägt unsere Sicht der Welt. Die Whorf-Sapir-Hypothese, die von zahlreichen feministischen TheoretikerInnen angeführt wird, besagt, dass verschiedene Sprachgemeinschaften die außersprachliche Realität auf verschiedene Weise erfassen. Dieses „linguistische Relativitätsprinzip“ geht davon aus, „dass nicht alle Beobachter durch die gleichen physikalischen Sachverhalte zu einem gleichen Weltbild geführt werden [...]“ (Whorf 1963, zit. nach Burkart 1998: 96). Das würde bedeuten, dass unterschiedliche Kulturen nicht nur andere Sprachen ausbilden, sondern auch dadurch ihre Wirklichkeit unterschiedlich rekonstruieren. Sprache reflektiert nicht nur, sie produziert auch Realität. Gesellschaftliche Machtverhältnisse finden Eingang in die Sprache, ändern sich soziale Voraussetzungen, wirkt sich das auch auf die Sprache aus. So ist es heute unüblich geworden, unverheiratete Frauen als „Fräulein“ anzusprechen, um auf ihren niedrigeren gesellschaftlichen Status gegenüber verheirateten Frauen zu verweisen. Personenbezeichnungen, die vor wenigen Jahren noch exotisch klangen, sind heute längst Teil der Alltagssprache: Präsidentin, Direktorin, Landeshauptfrau. Wenn patriarchale Strukturen zu bestimmten sprachlichen Ausprägungen führen, die eine Weiterführung des Geschlechterungleichgewichts auf kommunikativer Ebene bedeuten und fördern, bedeutet das im Umkehrschluss: Will eine Gesellschaft die Machtverteilung zugunsten von Frauen beeinflussen, muss sich das auch einer geschlechtergerechten Sprache niederschlagen. Sprache sollte als aktive Kompetenz gesehen werden, die sich den Lebensverhältnissen anpassen kann und muss. Feministische Linguistik wendet sich von einer traditionell rein deskriptiven Wissenschaft hin zur Auffassung von Sprache als extrem verbesserungswürdiges, androzentrisch geprägtes Objekt.

Massenmedien sind als Schnittstelle zwischen Sprache und Realität zu sehen, Medien konstruieren für ihre RezipientInnen einen Teil der Realität. Wird diese Realität durch geschlechtergerechte Sprache vermittelt, beeinflusst das die Wahrnehmung der ZuseherInnen, besonders wenn durch statushohe Personen (ModeratorInnen, ExpertInnen) kommuniziert wird.

Zwischen Geschlecht, Macht und Sprache gibt es Wechselwirkungen – Männer haben in unserer Gesellschaft mehr Macht, das äußert sich natürlich auch in der Sprache: Wie ist Sprache konstituiert, wie wird über Frauen und Männer gesprochen, wie gebrauchen Frauen und Männer Sprache? „Macht“ ist nicht nur im herkömmlichen Sinn als Form der Autorität zu verstehen, sondern auch im Sinne Foucaults als diskursive Praktik, die andere mögliche diskursive Praktiken dominiert. Zur Absicherung der Geschlechterhierarchie ist „permanente Intentionalität“ keine Notwendigkeit. Das

Individuum muss nicht dauernd bewusst und aktiv an der Herstellung von Dominanz arbeiten, es gibt auch Institutionen (z.B. Schulen, Militär, Kirchen etc.), die die Höherwertigkeit des Männlichen legitimieren. Bourdieus „Habitus“-Konzept geht davon aus, dass Weiblichkeit und Männlichkeit in den Gesellschaften habitualisiert werden. Der „Habitus“ ist ein System dauerhafter und übertragbarer Dispositionen, die praktische Handlungsanleitungen bieten. Kultur, Geschichte, Umwelt – kollektive Dispositionen werden eingeübt, sind den Menschen aber nicht bewusst. Der Habitus wird durch Lebensbedingungen erzeugt, die Praktiken nicht theoretisch gelehrt, sondern spielerisch vertraut gemacht (Bourdieu 1987, zit. nach Kotthoff 1996: 11).

„Naturalisierte Verhältnisse, wie das der Geschlechter, werden jenseits von individueller Intentionalität ohne Unterlaß vom Lauf der Welt bestätigt. Sie sind überdeterminiert, weil in unerschöpflichen Tätigkeiten, Gegenständen, Metaphern, Einteilungen und Konnotationen das gleiche zelebriert wird. Sie treten selten als offene Herrschaftsverhältnisse zutage, sondern einfach als scheinbar sinnvolle Arrangements.“ (Kotthoff 1996: 11)

Bis heute wirkt der traditionell von Ungleichheit geprägte Geschlechterdiskurs. Die natürliche Gleichheit aller Menschen betraf beispielsweise für die Philosophen der Aufklärung (wie z.B. Jean Jacques Rousseau) nur den Mann. Die verschiedenen Geschlechterrollen wurden nicht als Ergebnis sozialer Prozesse interpretiert, sondern intellektuell mit ihrer „Natürlichkeit“ argumentiert, Frauen und Männern verschiedene körperliche und geistige Fähigkeiten aufgrund ihrer biologisch verankerten Differenzen zugesprochen. Die Dichotomie emotional/weiblich/Körper versus rational/männlich/Geist ist ein grundlegendes Denkmuster unserer Gesellschaft, biologische Dispositionen werden mit psychischen verknüpft und so schreibt man geschlechtsspezifisch unterschiedliche Eigenschaften zu. Intelligenz und die Fähigkeit zu logischem Denken wurden Frauen aberkannt, was sich in ihren sozialen Positionen widerspiegelte – kein Wahlrecht, keine Zulassung zu Universitäten, keine Möglichkeiten einem Beruf nachzugehen etc. Der Feminismus wies schließlich den kulturell zugesprochenen Objektstatus der Frauen zurück und formulierte eine Kritik an den herrschenden patriarchalen Machtstrukturen, die Frauen diskriminieren und von der Wissensproduktion ausschließen. Ziel der feministischen Praxis ist neben dem Zugang zu gesellschaftlich relevanten Diskursebenen die Beendigung der traditionellen Aufgabenteilung zwischen den Geschlechtern, die gleichzeitig das Ende der Diskriminierung der Frau bedeuten würde.

„Diese Veränderungen sind weder im Sinn einer Umkehrung der derzeitigen Geschlechterrollen noch als Auflösung jeglicher Unterschiede in Androgynität zu verstehen, sondern unter Ausschaltung der bisher funktionierenden, systematischen Abwertung des sogenannten Weiblichen als die Schaffung eines Repertoires von Wahlmöglichkeiten, die beiden Geschlechtern unter Wahrung ihrer Differenz gleichermaßen offen stehen.“ (Postl 1991: 14).

Der dekonstruktivistische Zweig des Feminismus geht allerdings einen Schritt weiter und verlangt die Auflösung der Kategorie Geschlecht.

Nicht nur Geschlecht, sondern auch Alter, soziale Schicht, ethnische Gruppe, Beruf, Religion etc. machen Menschen unterschiedlich. Ökonomische, politische und soziale Ungleichheiten bedingen gesellschaftliche Hierarchien; Sprache ist als fixer Bestandteil dieses Gefüges zu verstehen.

„Sprache erzeugt gesellschaftliche Machtstrukturen, ist aber auch gleichzeitig ihr Indikator. Angewandt auf das Verhältnis zwischen den Geschlechtern bedeutet dies, daß sprachliche Interaktion den in unserer Gesellschaft herrschenden Machtvorsprung der Männer sowohl zum Ausdruck bringt als auch immer wieder aufs neue herstellt.“ (Postl 1991: 64)

Die feministische Linguistik beschäftigt sich mit dem Sprachsystem und dem Sprachgebrauch. Im Bereich des Sprachgebrauchs werden die Redestrategien von Frauen und Männern verglichen. Was die zahlreichen Untersuchungen zum Thema sprachliche Interaktion betrifft, lässt sich trotz unterschiedlicher Ergebnisse eine Tendenz ausmachen: Unterbrechungsverhalten und Konversationsarbeit spiegeln die gesellschaftliche männliche Dominanz und den weiblich kooperativen, komplementären Part wider. Zusammenfassend lässt sich sagen, dass der gesellschaftliche männliche Machtvorsprung sich auch in den zwischenmenschlichen Gesprächen findet: Ob in Paargesprächen im häuslichen Umfeld oder in Fernsehdiskussionen, Männer dominieren Frauen. Sie unterbrechen Frauen öfter und reden länger, und wenn Frauen sich durchsetzen und das Rederecht erwerben, leisten Männer weniger aktive Gesprächsarbeit, ohne die wechselseitige Kommunikation zum Selbstgespräch wird und in dieser Sackgasse endet. Dazu ein längeres Zitat von einer der Begründerinnen der feministischen Linguistik im deutschen Sprachraum, Senta Trömel-Plötz:

„Dabei geht es nicht darum, so zu reden wie die Männer. Es würde auch nicht genügen, denn es gibt Evidenz, dass bei absolut gleichen Äußerungen in den gleichen Situationen die Reaktionen anders sind, wenn die Äußerungen Männern zugeschrieben werden. Es geht vielmehr darum, dass jede Frau in ihrem Bereich darauf besteht, genauso viel Anerkennung, Autorität und Macht zu bekommen, wie ihr zusteht, so dass sie gehört wird und nicht mehr unsichtbar und peripher bleibt.“

Ob eine einzige Art der Sprachveränderung oder eine Vielfalt von Stilen existieren, sei nicht so wichtig.

„Worum es geht, ist, dass wir uns bewusst werden, dass wir uns durch unsere Sprache definieren und dass wir uns nicht mehr definieren lassen. Der Sensibilisierung folgt bewußteres Sprechen.“ (Trömel-Plötz 1979: 26-27)

Was das Sprachsystem anbelangt, lassen sich zahlreiche Asymmetrien feststellen. Lexikalische Lücken und auf Maskulina als Archilexeme (Gattungsnomina) bezogene Ableitungsmuster verweisen auf die Dominanz des Männlichen, auch im Bereich der Personenbezeichnungen sind Feminina unterrepräsentiert. Bei Personenbezeichnungen gibt es im Normalfall einen systematischen, inhaltlichen Zusammenhang zwischen grammatischem und natürlichem Geschlecht – männliche Formen verweisen auf Mitglieder des männlichen Geschlechts. Von Seiten der feministischen Sprachkritik wird eingewandt, dass durch dieses Übereinstimmen eine enge assoziative Verbindung zwischen grammatischem und natürlichem Geschlecht besteht. Das generische Maskulinum wird nicht geschlechtsindefinit interpretiert, in der Praxis löst es bei den RezipientInnen öfters die Vorstellung einer Person männlichen als einer Person weiblichen Geschlechts aus. Die daraus folgende sprachliche und assoziative Unsichtbarkeit von Frauen führt dazu, dass sie weniger Identifikationsmöglichkeiten haben. So wird es besonders schwierig gemacht, Frauen beispielsweise in der Rolle von Präsidentinnen, Nobelpreisträgerinnen oder Mechanikerinnen zu sehen. Frauen müssen sich sprachlich definieren: Bezüglich eines hohen professionellen Status erwarten wir noch immer Männer, was auch der realen Machtverteilung entspricht. Deswegen muss die Leistung von Frauen unbedingt betont werden, ihre Darstellung muss Priorität haben. Eben auch um positive Identifikationsmöglichkeiten für andere Frauen zu schaffen, müssen Frauen immer als Frauen bezeichnet werden. „Es ist für alle Menschen existentiell wichtig, von anderen Menschen wahrgenommen, beachtet und in ihrer Identität bestätigt zu werden.“ (Pusch 1984: 24). Die korrekte Identifikation ist für uns eine wichtige Voraussetzung: Wir ärgern uns, wenn unser Name falsch ausgesprochen wird, oder wenn wir von unseren Mitmenschen auf Äußerlichkeiten reduziert werden. Werden wir verwechselt, bedeutet das in unserer Gesellschaft, in der Individualität so groß geschrieben wird, dass wir

austauschbar sind. Wir streben also nach Unverwechselbarkeit. Weiblichkeit ist sprachlich gesehen aber offensichtlich kein differenzierendes Kriterium, obwohl Geschlecht ein wichtiger Faktor unserer Identität ist.

Außerdem müssen Frauen im Gegensatz zu Männern immer eine Interpretationsleistung erbringen und entscheiden, ob sie mit der generisch maskulinen Form mitgemeint sind oder nicht.

Frauen werden ganz selbstverständlich mit generisch maskulinen Formen bezeichnet, weibliche Bezeichnungen sind aber im Gegenzug für Männer tabu: So heißt es nicht analog zu „Krankenschwester“ „Krankenbruder“, sondern „Krankenpfleger“, und auch die „Putzfrau“ wird nicht zum „Putzmann“, sondern zum „Raumpfleger“. Dringen Männer in ein typisch weibliches Berufsfeld ein, wird sofort eine adäquate Berufsbezeichnung gefunden, eine weibliche Berufsbezeichnung wird als degradierend empfunden.

Senta Trömel-Plötz bringt folgendes Beispiel: Es ist möglich „Alle Schweizer und ihre Frauen kamen zu dem Empfang“ zu sagen, aber nicht „Alle Schweizer und ihre Männer kamen zu dem Empfang“. Sie spricht von einem „semantischen Kern“ des Konzepts „Schweizer“, der mit Männern identisch ist, und von einer „Randgruppe“, den Frauen. So wird es möglich, die Randgruppe auszuschließen, den Kern aber nicht: „Alle Schweizer außer den Frauen wurden eingeladen.“, unmöglich aber die Formulierung „Alle Schweizer außer den Männern wurden eingeladen.“ (vgl. Trömel-Plötz 1984a: 56)

Im Bereich der Rechtsgeschichte führte das generische Maskulinum zum bewussten Ausschluss von Frauen. Bei der Formulierung von Gesetzen geht es um den realen Stellenwert der Frau in der Gesellschaft, die Rechtssprache ist ein direkter Ausdruck von Macht. Femininum und Maskulinum bezeichnen in Gesetzestexten traditionell das natürliche Geschlecht der gemeinten Personen, und da sich Rechte auf Männer bezogen, wurde im Maskulinum formuliert. Das Femininum wurde nur für Sondervorschriften, die den Status der Frauen als außerhalb der Norm stehend festigten, verwendet. Ein Beispiel für eine realpolitische Auswirkung des generischen Maskulinums ist, dass Frauen in der Schweiz das Wahlrecht mit dem Hinweis vorenthalten wurde, dass im Gesetzestext explizit von „Schweizern“ die Rede sei. Frauen galten also nicht als mitgemeint, um wählen zu dürfen, mussten sie ausdrücklich genannt werden. Das Formulieren geschlechtergerechter Gesetzestexte ist ein gesellschaftspolitischer Akt, durch den Frauen ein anderes Selbstverständnis bekommen.

Die beschriebenen linguistischen Analysen des Sprachgebrauchs und des Sprachsystems bewegen sich ausschließlich im Bereich der Defizit- und der Differenzkonzeption. Die Forderung nach geschlechtergerechter Sprache lässt sich der feministischen Defizittheorie zuordnen.

„Eine feministische Praxis darf sich nicht zum Ziel setzen, den Geschlechtsunterschied als solchen zu überwinden, sondern muß auf eine gesellschaftliche Situation hinarbeiten, in der das bloße Vorhandensein von Differenz nicht schon automatisch und notwendigerweise zu Ausschluß und Diskriminierung führt.“ (Postl 1991: 14).

Erst wenn für Frauen alle Wege offen stehen – wenn gleiche Rechte und Ressourcen nicht nur auf dem Papier gewährleistet werden, sondern auch in der Realwirtschaft die Einkommensschere nicht mehr auseinanderklafft und wenn Frauen im öffentlichen Diskurs genauso sichtbar sind wie Männer – erst dann kann Differenz gelebt werden, ohne in Diskriminierung zu enden.

Geschlecht als natürlich gegebene Kategorie – im Sinne von „doing gender“ – wird in all diesen Untersuchungen nicht in Frage gestellt. Im Hinblick auf eine Weiterführung der Naturalisierung der „unverrückbaren“ Kategorie Geschlecht ist das problematisch zu sehen. Auch die Dichotomie maskulin – feminin ist keineswegs biologisch „natürlich“, gibt es doch im Bereich der sexuellen Identität unzählige Variationsmöglichkeiten (Intersexualität). Für Studien bedeutet das: Wenn bei der Auslegung von Ergebnissen linguistischer Untersuchungen zu nahe an den Geschlechtsrollenstereotypen entlang interpretiert wird, wird letztendlich das dichotome Gesellschaftsmodell stabilisiert. Geschlecht wird als gegeben und unverrückbar dargestellt. Aufgabe der linguistischen Geschlechterforschung wäre es, sich von der Defizit- und der Differenzkonzeption zu lösen und sich der Dekonstruktion zuzuwenden: Der dekonstruktivistische Zweig des Feminismus geht einen Schritt weiter und verlangt die Auflösung der Kategorie Geschlecht. Auch im Bereich der linguistischen Sprachsystem-Analyse wurden dekonstruktivistische Vorschläge gemacht, z.B. von Luise Pusch:

Weibliche Formen werden gewöhnlich durch Suffixe von männlichen gebildet und nicht umgekehrt; prinzipiell ist die feminine Endung „-in“ einfach als „nichtmännlich“ zu interpretieren, weil sie von der maskulinen Grundform abgeleitet wird. Im Kern ist diese Endung zwar diskriminierend, durch den vermehrten Gebrauch kann sich aber der Lexikalisiertheitsgrad erhöhen und eine Aufwertung erzielt werden. Eines der wenigen Wörter, bei denen durch Maskulinisierung mittels Suffix „-er“ von einer femininen Basis eine Personenbezeichnung abgeleitet wird ist „die Witwe – der Witwer“. Luise Pusch nimmt diese Asymmetrie als Anlass, die deutsche Sprache von Grund auf zu überdenken und schlägt als radikale Lösung vor, „[...] die weibliche Gruppe als referenzsemantische Grundeinheit [zu] setzen und auf Männer mit abgeleiteten Formen [zu] referieren, wie es im Tierreich [...] geschieht: *die Pilot, der Piloterich, die Piloten.*“ (Pusch 1984: 45/Hervorheb. i. O.). Ein weiterer dekonstruktivistischer Vorschlag von Luise Pusch wäre, Neutralisation und

Geschlechtsabstraktion als Strategie bei Personenbezeichnungen zu verwenden („das Student“). Da diese Lösungsmöglichkeiten jedoch massive Eingriffe in die deutsche Sprache erfordern würden, ist die Umsetzung nicht wahrscheinlich (vgl. Pusch 1984: 46f).

Gerade der ORF ist zu konservativ, um dekonstruktivistische Ansätze zu realisieren, obwohl das Medium Fernsehen bzw. Film an sich großes Potential hätte.

Die Grundprinzipien der geschlechtergerechten Formulierungen müssen das explizite Sichtbarmachen und das ausdrückliche Ansprechen von Frauen und die sprachliche Symmetrie zwischen Frauen und Männern sein. Es gibt mehrere Alternativen zur Verwendung des generischen Maskulinums.

Die **Fußnote** oder Generalklausel erklärt das generische Maskulinum als für beide Geschlechter gültig. Dieses Verfahren zeigt, dass zwar das Problem erkannt wurde, der Wille zur Lösung aber fehlt und ist somit abzulehnen. Eine Ausnahme würde sich allerdings ergeben, wenn das generische Femininum verwendet werden würde.

Es gibt zahlreiche **Neutralformen**, zu denen auch Umformulierungen zählen, die Personenbezeichnungen komplett vermeiden (siehe Leitfaden im Anhang). Um eine geschlechtergerechte Formulierung zu erreichen, müssen Frauen fallweise bevorzugt werden (*positive Diskriminierung*). Daher gilt: Neutralformen sind nicht dazu geeignet, Frauen explizit sichtbar zu machen; ist der Kontext männlich dominiert, werden neutrale Bezeichnungen eher mit männlichen Bedeutungen assoziiert werden. Sie erfordern eine sensitive, kontextadäquate Anwendung, ein Satz wie „Die Angestellten haben ein Durchschnittsgehalt von...“ verschleiert z.B. existierende soziale Unterschiede zwischen Frauen und Männern durch eine gemeinsame Bezeichnung. Wenn in einem Text zuvor durch andere Strategien wie die Beidnennung oder das Binnen-I klargemacht wurde, dass Frauen und Männer gemeint sind, können Neutralformen aber durchaus ergänzend zum Einsatz kommen.

Bei der **Beidnennung** werden beide Formen, die feminine und die maskuline, paarweise genannt. Durch die explizite Verwendung der weiblichen Personenbezeichnung ergibt sich der Vorteil, dass sich die RezipientInnen auch wirklich Frauen vorstellen. Es gibt verschiedene Formen der Beidnennung: Die Vollform stellt die voll ausgeschriebenen Bezeichnungen nebeneinander („Studentin und Student“). Die Beidnennung mittels Schrägstrich („Student/in“) lässt Frauen als Anhängsel erscheinen, die Beidnennung mittels Klammer („Student(in)“) verschärft diesen Eindruck.

Das **Binnen-I** enthält die feminine Endung, was die Sichtbarkeit von Frauen verstärkt. Es dient auch als visuelles Zeichen, dass explizit auf seine generische Funktion verweist. Gleichzeitig ist es ein „Aushängeschild“ der Forderung nach Gleichbehandlung der Geschlechter und des sozialen Umdenkens; es wird demokratisch verwendet und nicht

bürokratisch verordnet. Auch die kurze, praktische Form ist ein Vorteil. Weiters ist die flüssige Aussprache möglich, beim Lesen ergibt sich entweder das Femininum als generische Form, oder es kann durch eine bestimmte Pause oder Betonung gekennzeichnet werden.

Auch für die generisch maskulinen **Indefinitpronomina** jeder, keiner, jemand, niemand, man und wer gibt es kreative Lösungsmöglichkeiten (siehe Leitfaden im Anhang).

Das **generische Femininum** entspricht dem Grundsatz der positiven Diskriminierung und kann als kurzfristige Strategie für eine Zeit der Überbrückung zwischen der derzeit vorherrschenden frauenfeindlichen Praxis und einer für die Zukunft erhofften Gleichbehandlung der Geschlechter verwendet werden. Das generische Femininum kann z.B. in frauenspezifischen Kontexten angewendet werden, oder wenn es besonders wichtig ist, auf die Teilnahme von Frauen hinzuweisen.

Anhand der sechs untersuchten Leitfäden im Zeitraum von 1982 [1980] bis 2002 lässt sich eine Entwicklung ablesen, sie konzentrieren sich auf verschiedene Strategien der geschlechtergerechten Sprache. Bei den aufgezählten Beispielen sexistischer Sprache von Trömel-Plötz/Guentherodt/Hellinger/Pusch (1982 [1980]) finden sich auch einige heute bereits ungebräuchliche Formen wie „An die Familie Peter Dörsch“ (S. 85), „Margaret Thatcher ist der neue Staatsmann Großbritanniens“, „Staatssekretär Anna Stein“ (S. 86) oder die Anrede „Fräulein“ (S. 88). Wodak/Feistritz/Moosmüller/Doleschal (1987) akzeptieren die „Generalklausel“ (also das Rechtfertigen des generischen Maskulinums mittels Fußnote als Frauen mitmeinend) noch als Strategie (S. 36). Hellinger/Bierbach (1993) schlagen im Gegensatz zu Kargl/Wetschanow/Wodak/Perle (S. 110) neben der weiblichen Langform der akademischen Titel, z.B. „Professorin“, auch die maskuline Langform „Frau Professor“ oder „Frau Prof.“ vor (S. 12). Das Binnen-I ist bei Kargl/Wetschanow/Wodak/Perle (1997) schon eine wesentlich etabliertere Strategie, sie führen das ArbeitnehmerInnenschutzgesetz BGBl. Nr. 450/1994 an, in dem erstmals ein Gesetzestext mittels Binnen-I formuliert wurde (S. 133). Guentherodt (1993) lehnt das Binnen-I als Lösungsmöglichkeit für die sprachliche Gleichbehandlung in Gesetzestexten noch ab. Die Beschäftigung mit und die Kritik an Inhalt und praktischen Anwendungsmöglichkeiten dieser Leitfäden waren für mich essentiell, da ich aus den verschiedenen Zugangsweisen für die Zusammenstellung meines eigenen Leitfadens lernen konnte.

Anhand von Beobachtungen, die ich beim Ansehen der Sendung „konkret“ gemacht hatte, war meine Ausgangsthese, dass geschlechtergerechte Sprache in diesem Format in

unterschiedlichen Ausprägungen – von öfters bis gar nicht – zum Einsatz kommt. Meine Forschungsfragen lauteten daher:

Wie geht der ORF mit geschlechtergerechter Sprache um? Welche Forderungen nach sprachlicher Gleichbehandlung wurden umgesetzt?

Welche Beispiele geschlechtergerechter Sprache finden sich in der Sendung „konkret“, und wie werden die Strategien angewandt?

Welche Verbesserungsvorschläge können gemacht werden?

Im ORF beschäftigt sich die Gleichstellungsbeauftragte Dr.ⁱⁿ Monika Rupp mit sprachlicher Gleichbehandlung, sie hat in Zusammenarbeit mit der Gleichbehandlungskommission auch einen knapp gehaltenen Leitfaden für den internen Gebrauch erstellt. Geschlechtergerechte Sprache wird im Rahmen verschiedener Ausbildungseinheiten für die Belegschaft thematisiert, z.B. in Seminaren für Führungskräfte und während des Mentoring-Programms für Frauen.

Da die EU explizit Medien und Werbung von der Verpflichtung zur sprachlichen Gleichbehandlung ausgenommen hat (siehe Kapitel 7. „Gender Mainstreaming“), gibt es keine Direktiven bezüglich geschlechtergerechter Sprache, die für die Sendungen des ORF verbindlich wären. Die interne und externe Kommunikation des ORF betreffend wird allerdings verbindlich geschlechtergerecht formuliert, dazu gehören auch die Programmrichtlinien und der jährliche Geschäftsbericht.

Da das Binnen-I nicht Duden-konform ist, kann es daher nicht für die Verwendung in einer öffentlich-rechtlichen Sendeanstalt empfohlen werden. Dr.ⁱⁿ Monika Rupp gibt Neutralformen auf Grund des Vorteils der Kürze den Vorzug, aber auch die Beidnennung in Vollform wurde als adäquate Strategie für den ORF genannt. Generell wurde das ungekennzeichnete generische Femininum abgelehnt (*Monika Rupp: „Weil ich meine, wenn man ungebremst nur den weiblichen Plural verwendet, dann findet Diskriminierung sehr rasch in die andere Richtung statt.“*), wenn es um eine weibliche Mehrheit geht, sei es aber zulässig. Überall dort, wo Texte extrem kurz gehalten werden müssen, z.B. beim Teletext, bei Inserts oder der Untertitelung (für Gehörlose), steht es den MitarbeiterInnen frei, die feminine oder maskuline Pluralform zu verwenden (*Monika Rupp: „Das wird wahrscheinlich dazu führen, dass, da die männliche Form die kürzere ist, auch weiterhin nahezu durchgehend lediglich von Experten, Bauern und Ärzten die Schreibe sein wird.“*).

Im ORF laufen zahlreiche Bewusstwerdungsprozesse bezüglich der Sprachsensibilisierung ab. Dr.ⁱⁿ Monika Rupp schätzt, dass in den einzelnen Redaktionen

mindestens eine engagierte Person sitzt, die sich bei groben Verstößen zu Wort meldet. Ein Grund für Widerstand ist aber die fehlende gesetzliche Verbindlichkeit seitens der EU.

Bezüglich der Redaktion „konkret“ lässt sich zusammenfassend sagen, dass teilweise schon bewusst geschlechtergerecht formuliert wird, teilweise aber unbewusst. Auch ist zu bemerken, dass nicht immer systematisch vorgegangen wird: Frauen werden als „Expertin“ inseriert (z.B. „*Maria Ecker, Rechtsexpertin des VKI*“), aber gleichzeitig ist das „Expertentelefon“ im generischen Maskulinum formuliert.

Werden konkrete Frauen beschrieben, wird auch größtenteils dem spezifischen Geschlecht entsprechend im Femininum formuliert. Da das Geschlecht in unserer Kultur von zentralem Interesse ist, da es ein wesentlicher Bestandteil unserer Identität ist, fällt das Sichtbarmachen von Frauen hier leicht (referentielle Funktion von Personenbezeichnungen). Wird aber auf eine Klasse von Personen Bezug genommen und so von individuellen Eigenschaften der einzelnen Mitglieder abstrahiert (generische Funktion), ist die Geschlechtszugehörigkeit meistens irrelevant, und die Geschlechtsspezifikation ist nicht von zentralem Interesse. Daher wird leichter auf geschlechtergerechtes Formulieren vergessen. Das generische Maskulinum kommt bei der Sendung „konkret“ jedenfalls sehr oft zum Einsatz.

Im Fall der generisch maskulinen Bezeichnung „Experte“ (oder „*Fachmann*“, „*Entwickler*“, „*Erfinder*“, „*Tester*“) gilt, dass unbedingt Expertinnen sichtbar gemacht werden müssen. Sie zeigen, dass Frauen an der Wissensproduktion, die traditionell männlich besetzt ist, teilnehmen und sind wertvolle Identifikationsvorbilder für andere Frauen.

Dann gibt es aber noch Personenbezeichnungen, die häufig gebraucht werden, um auf die RezipientInnen vor dem Fernsehschirm zu referieren: „*Kunden*“, „*Konsumenten*“, „*Zuseher*“. Gerade hier entsteht ein enger Bezug zu den adressierten Personen, die Personenbezeichnung kommt einer Anrede gleich. Es sollte unbedingt darauf geachtet werden, hier geschlechtergerecht zu formulieren, z.B. mittels Vollform der Beidnennung oder Binnen-I.

Das generisch maskuline Indefinitpronomen „man“ wird oft verwendet, allerdings wird es auch geschlechtergerecht ersetzt, indem es ganz automatisch durch die erste Person „ich“ ausgetauscht wird.

Bei Inserts in Zuspelungen oder im Studio werden nie akademische Titel gebraucht, was sicher auch ein Stilmittel ist, das Hierarchien abbauen soll: „konkret“ macht bzw. behandelt die Menschen „gleich“. Hier ist aber einzuwenden, dass beim direkten Ansprechen von Personen, sei es im Studio oder bei Interviews im Rahmen der Zuspelungen, der Titel wieder verwendet wird, was die demokratisierende Wirkung der Inserts teilweise wieder aufhebt. Es ist sehr wichtig, die statushohen weiblichen

Interviewpersonen mit den entsprechenden femininen Titeln zu bezeichnen, was leider nicht praktiziert wird („*Frau Professor*“).

Zahlreiche Neutralformen werden verwendet. Echte geschlechtsneutrale Personenbezeichnungen (wie „*Person*“ oder „*Bevölkerung*“), substantivierte Adjektive im Plural („*Betroffene*“), Funktions- und Institutions- und Kollektivbezeichnungen statt Personenbezeichnungen („*Unternehmen*“, „*Haushalte*“). Diese Neutralformen sind in der Alltagssprache bereits gut etabliert, der Lexikalisierungsgrad ist hoch. Auch für die (schriftlichen) Sendungselemente des Schlussinsets („*Bericht*“, „*Kamera*“, „*Schnitt*“) und des Schlussrollers („*Produktion*“, „*Redaktion*“, „*Leitung*“, „*Regie*“) werden Neutralformen herangezogen, die den Vorteil haben, Platz sparend zu sein; es wird auf Funktionsbezeichnungen statt auf Personenbezeichnungen fokussiert.

Das gelegentliche Verwenden der Beidnennung in Vollform zeigt, dass durchaus Ambitionen seitens der Redaktion vorhanden sind. Das „Titanicprinzip“ (vgl. Kargl et al. 1997: 53), das besagt, Frauen entgegen der androzentrischen Praxis vor Männern zu nennen, wird manchmal, aber nicht durchgängig angewendet. In 18 Sendungen fanden sich insgesamt 16 Beidnennungen in Vollform, davon 6 im Bereich der Überleitungen zu den Zuspelungen (davon 1 bei einer Live-Schaltung in ein anderes Studio), 4 im Rahmen der Fließtexte der Zuspelungen, 4 bei den Studiogesprächen (davon 3 von der Moderatorin und 1 von einer Expertin, wahrscheinlich ausgelöst durch den Ausstrahlungseffekt der Beidnennung der Moderatorin), 1 bei der Verabschiedung. Keine Beidnennung fand sich bei den O-Tönen der interviewten Personen im Rahmen der Zuspelungen, einmal fragte aber der „konkret“-Reporter im Beitrag mittels Beidnennung, daher zähle ich 1 Beidnennung in dieser Kategorie (weil auch der Reporter als O-Ton gewertet wird). Das bedeutet, dass die Beidnennungen bis auf ein Beispiel von der Redaktion „konkret“ ausgingen. Das generische Femininum kam nicht zum Einsatz.

Viele geschlechtergerechte Strategien werden bei „konkret“ bereits verwendet, durch Bewusstwerdungsprozesse (wie die Beschäftigung mit einem Leitfaden zu geschlechtergerechter Sprache) könnten sie ausgebaut werden. Nachdem Frauen z.B. durch eine anfängliche Beidnennung in Vollform sichtbar gemacht werden, kann durch Neutralformen oder Umformulierungen (wie die direkte Anrede, Konstruktionen mit wer etc.: siehe Leitfaden im Anhang) abgewechselt werden und so eine symmetrische Bezeichnung ermöglicht werden. Statt der Vollform der Beidnennung kann auch das Formulieren mittels Binnen-I herangezogen werden: Da es in gesprochener Form dem generischen Femininum gleicht, entspricht es dem Grundsatz der vorübergehenden positiven Diskriminierung von Frauen. Für das Aussprechen des Binnen-I gäbe es mehrere Möglichkeiten: Es kann in gesprochener Form dem generischen Femininum gleichen, oder mittels besonderer Betonung oder einer kleinen Pause kenntlich gemacht werden. Das Binnen-I eignet sich bei

„konkret“ analog zum Binnen-M des Untertitels „das ServiceMagazin“ auch als visuelles Trademark.

Ob die interviewten Personen im Studiogespräch oder in den Zuspelungen geschlechtergerecht formulieren, lässt sich schwer beeinflussen. Außer durch eine selektive Auswahl der InterviewpartnerInnen kann der „Ausstrahlungseffekt“ ausgenutzt werden, der zusätzlich durch den Status der ReporterInnen und Moderatorinnen verstärkt werden kann. Durch deutliches geschlechtergerechtes Formulieren (z.B. mittels Beidnennung in Vollform oder Binnen-I, Neutralformen sind zu diesem Zweck ungeeignet) können die InterviewpartnerInnen zu sprachlicher Gleichbehandlung angeregt werden.

Auch das bewusste Suchen nach Frauen, die als Expertinnen ins Studio eingeladen werden können, beweist, dass bei „konkret“ versucht wird, mit Gleichbehandlungsfragen sensibel umzugehen (Gespräch mit Franz Fuchs, Chef vom Dienst von „konkret“, am 29.05.09): Es ist der Redaktion von „konkret“ ein großes Anliegen, Frauen und Männer gleich oft zu Wort kommen zu lassen. Allerdings wird eingewandt, dass es noch viele gesellschaftliche Bereiche gibt, wo es keine Frauen in Spitzenpositionen gibt, die als Studiogäste in Frage kämen. Viele Frauen arbeiten z.B. als Pressesprecherinnen für große Unternehmen, das Bestreben von „konkret“ ist es aber, die verantwortlichen Personen im Studio zur Rede zu stellen. Allerdings macht sich in den letzten Jahren ein erhöhter Frauenanteil bemerkbar, besonders weil schon bei der Recherche versucht wird, junge Leute als „Gesichter“ ins Studio zu holen. Natürlich ist einer der Gründe für das Forcieren von Frauen am Bildschirm der höhere Frauenanteil vor dem Bildschirm: Die Sendung ist bewusst stärker auf Frauen zugeschnitten, weil das Publikum von „konkret“ hauptsächlich aus Frauen besteht (Verhältnis 5:3, siehe Kapitel 9.).

Was die Themenfelder Frauen & Technik und Frauen & Familie betrifft, könnte durch einen Bewusstwerdungsprozess noch sensibler mit diesen Inhalten umgegangen werden. Es ist wichtig, zu fragen, welche Geschlechterbilder unterstützt werden sollen. Bei den Beiträgen für die Sendung könnten auch einmal bewusst Frauenschwerpunkte gesetzt werden. Hier ein paar Vorschläge: „Wer setzt sich für die Rechte von Bewerberinnen bei Stellenausschreibungen ein?“, „Die Aufgabenbereiche der Gleichbehandlungskommission“, „Woher kommt die Einkommensschere?“, „Was tun bei Gewalt an Frauen“ bzw. „Männerberatungsstellen“, „Selbstverteidigungskurse für Frauen und Kinder“, „Hilfsorganisationen und ihre Arbeit“.

Durch einen Bewusstwerdungsprozess (wie die Beschäftigung mit einem Leitfaden) können die bereits verwendeten Strategien (z.B. Neutralformen, oder die Verwendung der ersten Person „ich“ statt dem Indefinitpronomen „man“) ausgebaut und ergänzt werden, während generisch maskuline Personenbezeichnungen durch einen kreativen Umgang mit Sprache möglichst vermieden werden können. Es ist nicht schwer, die Regeln von

geschlechtergerechter Sprache zu befolgen, aber diese Regeln müssen erlernt und verstanden werden, bevor sie korrekt angewendet werden können. Eine Auseinandersetzung mit dem Thema ist Voraussetzung.

Sprache ist ein heikles Thema, bei Kritik fühlen sich viele persönlich angegriffen. Außerdem hören manche nicht gerne, dass die Sprache als Basis, als „Werkzeug“ für die tägliche Verständigung, mangelhaft sein kann bzw. dass sie die Diskriminierung von Personengruppen verstärkt. Hier muss sich jede und jeder selbst die Frage stellen, wie Frauen dargestellt werden sollen. Geschlechtergerechte Sprache ist eine Möglichkeit, zu zeigen, dass die Gleichbehandlung von Frauen und Männern ein Anliegen ist. Gerade das Medium Fernsehen kann so eine Vorbildwirkung für die Öffentlichkeit haben. Zu bedenken ist auch, dass Texte von einer Person verfasst werden, die Anzahl der RezipientInnen ist aber variabel. Es liegt im Verantwortungsbereich dieser Person, dem Willen nach sprachlicher Gleichbehandlung von Frauen und Männern zu folgen.

Am 21.11.2008 hatte ich ein Gespräch mit Edwin Möser, dem Sendungsverantwortlichen, in dem ich mit ihm über meine Diplomarbeit und mein Forschungsinteresse gesprochen habe. Nach diesem Zeitpunkt konnte ich beobachten, dass die Beidnennung intensiver verwendet wurde. Aus diesem Grund hoffe ich auch, dass mein Leitfaden angewendet werden wird, wenn ich ihn in der Redaktion verteile. Eventuell kommen durch den so eingeleiteten Bewusstwerdungsprozess mehr geschlechtergerechte Strategien zur Anwendung. Das Engagement bei „konkret“ ist zu spüren, aber das Know-how fehlt noch: „konkret“ könnte zum Paradebeispiel einer geschlechtergerechten Sendung für den ORF werden!

Interessant wäre es zu verfolgen, welche Auswirkungen die Verteilung des Leitfadens auf die Sendung hat. Ein Vorschlag wäre, in bestimmten zeitlichen Abständen Begleitevaluierungen durchführen zu lassen, um objektive Ergebnisse zu erhalten und genaue Aussagen über den Anteil an geschlechtergerechter Sprache machen zu können. Weiteren Forschungsbedarf würde es im Hinblick auf eine Bestandsaufnahme aller eigenproduzierten Produkte des ORF bezüglich geschlechtergerechter Sprache geben. Es würde sich auch anbieten, zu fragen, welche Entwicklung es über die Jahre hin gegeben hat.

Die Möglichkeiten sprachlicher Veränderung sind Mittel für die Konstituierung gesellschaftlicher Machtverhältnisse. Wenn Frauen sprachlich sichtbar gemacht werden, ist das eine politische Stellungnahme der MedienmacherInnen. Ein geschlechtergerechter Umgang mit Medien kann reale Lebensumstände von Frauen verändern, es geht um die Veränderung des Bewusstseins: Allein der Gebrauch geschlechtergerechter Sprache

ändert nichts am Status von Frauen, aber die Sensibilität für komplexe gesellschaftliche Strukturen kann durch ihre Verwendung verstärkt werden. Eine Fernsehsendung mit hohem öffentlichen Bekanntheitsgrad ist auch deshalb relevant, da sich Sprechende an anderen Sprechenden orientieren, besonders an solchen mit einem bestimmten Status wie z.B. ModeratorInnen. Sprachveränderungen im öffentlich-rechtlichen Rundfunk erzeugen neue Normen, haben Einfluss auf den Sprachgebrauch der RezipientInnen und können Diskussionsanstoß sein. Abschließend möchte ich im Hinblick auf das Medium Fernsehen aus meinem eigenen Leitfaden zitieren:

„Es geht nicht darum, die soziale Realität und somit das Ungleichgewicht zwischen den Geschlechtern abzubilden, sondern eine Veränderung hin zur Gleichbehandlung durch eine bestimmte Darstellung von Frauen und Männern zu bewirken.“

12. Quellenverzeichnis

12.1. Literatur

Aries, Elizabeth (1984): Zwischenmenschliches Verhalten in eingeschlechtlichen und gemischtgeschlechtlichen Gruppen. In: Trömel-Plötz, Senta (Hg.): Gewalt durch Sprache. Die Vergewaltigung von Frauen in Gesprächen. Frankfurt am Main: Fischer, S. 114-126.

Braun, Friederike (1996): Das große I und seine Schwestern – eine kritische Bewertung. In: Der Deutschunterricht, 48. Jg., Heft 1, S. 55-62.

Braun, Friederike/Gottburgsen, Anja/Sczesny, Sabine/Stahlberg, Dagmar (1998): Können *Geophysiker* Frauen sein? Generische Personenbezeichnungen im Deutschen. In: Zeitschrift für germanistische Linguistik, 26. Jg., Heft 3, S. 265-283.

Burkart, Roland (1998): Kommunikationswissenschaft. Grundlagen und Problemfelder. Umriss einer interdisziplinären Sozialwissenschaft, 3. bearb. Auflage. Wien/Köln/Weimar: Böhlau.

Deuber-Mankowsky, Astrid (2005): Natur/Kultur. In: von Braun, Christina/Stephan, Inge (Hg.): Gender @ Wissen. Ein Handbuch der Gender-Theorien. Köln: Böhlau, S. 200-219.

Doleschal, Ursula (1989): Movierung im Deutschen. Eine Studie der Bildung und Verwendung weiblicher Personenbezeichnungen. Wien: Diplomarbeit.

Drosdowski, Günther (Hg.) (1995): Duden. Grammatik der deutschen Gegenwartssprache, 5. bearb. Auflage. Mannheim: Brockhaus.

Edelsky, Carole (1984): Zwei unterschiedliche Weisen, das Wort zu haben. In: Trömel-Plötz, Senta (Hg.): Gewalt durch Sprache. Die Vergewaltigung von Frauen in Gesprächen. Frankfurt am Main: Fischer, S. 323-332.

Fishman, Pamela M. (1984): Macht und Ohnmacht in Paargesprächen. In: Trömel-Plötz, Senta (Hg.): Gewalt durch Sprache. Die Vergewaltigung von Frauen in Gesprächen. Frankfurt am Main: Fischer, S. 127-140.

Friedrichs, Jürgen (1980): Methoden empirischer Sozialforschung, 14. Auflage. Opladen: Westdeutscher Verlag.

Funk, Sabine/Geiger, Brigitte (2002a): Gewalt an Frauen. Ein Leitfaden für sensible Berichterstattung in den Printmedien. Teil 1: Gewalt an Frauen als Medienthema. Hinweise für die journalistische Praxis. Wien: MA 57 – Frauenbüro der Stadt Wien.

Funk, Sabine/Geiger, Brigitte (2002b): Gewalt an Frauen. Ein Leitfaden für sensible Berichterstattung in den Printmedien. Teil 2: Realität und mediale Vermittlung. Vertiefende Hinweise zu den Themen Gewalt in der Beziehung und in der Familie – sexuelle Gewalt gegen Frauen und Mädchen – Frauenhandel. Wien: MA 57 – Frauenbüro der Stadt Wien.

Grabrucker, Marianne (1993): Vater Staat hat keine Muttersprache. Frankfurt am Main: Fischer (= Die Frau in der Gesellschaft).

Gräßel, Ulrike (1991): Sprachverhalten und Geschlecht. Eine empirische Studie zu geschlechtsspezifischem Sprachverhalten in Fernsehdiskussionen. Pfaffenweiler: Centaurus-Verlagsgesellschaft.

Guentherodt, Ingrid (1993): Praktische Erläuterungen und Beispiele zur deutschen Rechtssprache. In: Grabrucker, Marianne (Hg.): Vater Staat hat keine Muttersprache. Frankfurt am Main: Fischer (= Die Frau in der Gesellschaft), S. 246-262.

Hellinger, Marlis/Bierbach, Christine (1993): Eine Sprache für beide Geschlechter. Richtlinien für einen nicht-sexistischen Sprachgebrauch. Bonn: Deutsche UNESCO-Kommission.

Hof, Renate (1995): Die Entwicklung der Gender Studies. In: Bußmann, Hadumod/Hof, Renate (Hg.): Genus. Zur Geschlechterdifferenz in den Kulturwissenschaften. Stuttgart: Kröner, S. 2-33.

Hornscheidt, Antje (2000): Linguistik. In: von Braun, Christina/Stephan, Inge (Hg.): Gender-Studien. Eine Einführung. Stuttgart/Weimar: Metzler, S. 276-289.

Irmen, Lisa/Köhncke, Astrid (1996): Zur Psychologie des „generischen“ Maskulinums. In: Sprache und Kognition, 15. Jg., Heft 3, S. 152-166.

Kargl, Maria/Wetschanow, Karin/Wodak, Ruth/Perle, Néla (1997): Kreatives Formulieren. Anleitungen zu geschlechtergerechtem Sprachgebrauch. Wien: Bundeskanzleramt Abt: VII/1 (= Schriftenreihe der Frauenministerin, Bd. 13).

Klann-Delius, Gisela (2005): Sprache und Geschlecht. Eine Einführung. Stuttgart: J.B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung.

Kotthoff, Helga (1984): Gewinnen oder verlieren? Beobachtungen zum Sprachverhalten von Frauen und Männern in argumentativen Dialogen an der Universität. In: Trömel-Plötz, Senta (Hg.): Gewalt durch Sprache. Die Vergewaltigung von Frauen in Gesprächen. Frankfurt am Main: Fischer, S. 90-113.

Kotthoff, Helga (1996): Die Geschlechter in der Gesprächsforschung. Hierarchien, Theorien, Ideologien. In: Der Deutschunterricht, 48. Jg., Heft 1, S. 9-15.

Kraus, Karl 1970 [1912]: Die Abgeordnete. In: Die Fackel, 14. Jg., Heft 351-353 (21. Juni 1912). In: Fischer, Heinrich (Hg.): Die Fackel, Band 18 (14. Jg., Heft 347-371, April 1912-März 1913). München: Kösel, S. 65-66.

Ludwig, Otto (1989): Die Karriere eines Großbuchstabens – zur Rolle des großen „I“ in Personenbezeichnungen. In: Der Deutschunterricht, 41. Jg., Heft 6, S. 80-87.

ORF Teletest (2009): ORF Medienforschung. Ausdruck erhalten von der „konkret“-Redaktion, 29.05.2009.

Pauritsch, Gertrude (1987): Frauschaft durch Sprache: Sprachwandel aus feministischer Sicht. In: Frakele, Beate/List, Elisabeth/Pauritsch, Gertrude (Hg.): Über Frauenleben, Männerwelt und Wissenschaft. Österreichische Texte zur Frauenforschung. Wien: Verlag für Gesellschaftskritik (= Österreichische Texte zur Gesellschaftskritik, Bd. 29), S. 34-55.

Postl, Gertrude (1991): Weibliches Sprechen. Feministische Entwürfe zu Sprache & Geschlecht. Wien: Passagen Verlag.

Pusch, Luise F. (1984): Das Deutsche als Männersprache. Aufsätze und Glossen zur feministischen Linguistik. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Pusch, Luise F. (1990): Alle Menschen werden Schwestern. Feministische Sprachkritik. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Romaine, Suzanne (1999): Communicating Gender. Mahwah, New Jersey: Lawrence Erlbaum Associates.

Schenk, Christian (2008): Frauenförderung, Gender Mainstreaming und Diversity Management. Gleichstellungspolitische Praxen im Lichte der Geschlechterforschung. In: Degele, Nina (Hg.): Gender/Queer Studies. Eine Einführung. Paderborn: Wilhelm Fink/UTB (= Basiswissen Soziologie), S. 151-165.

Schoenthal, Gisela (1989): Personenbezeichnungen im Deutschen als Gegenstand feministischer Sprachkritik. In: Zeitschrift für germanistische Linguistik, 17. Jg., Heft 3, S. 296-314.

Spender, Dale (1984) [1982]: Mit Aggressivität zum Erfolg: Über den doppelten Standard, der in den Klassenzimmern operiert. In: Trömel-Plötz, Senta (Hg.): Gewalt durch Sprache. Die Vergewaltigung von Frauen in Gesprächen. Frankfurt am Main: Fischer, S. 71-89.

Stahlberg, Dagmar (2003): Erzähle mir, was Du siehst, und ich sage Dir, was Du denkst! Sprache und Personenwahrnehmung in der Sozialpsychologie. In: Richter, Helmut/Schmitz, Walter H. (Hg.): Kommunikation – ein Schlüsselbegriff der Humanwissenschaften? Münster: Nodus (= Signifikation. Beiträge zur Kommunikationswissenschaft, Bd. 5), S. 93-105.

Tannen, Deborah (1991): Du kannst mich einfach nicht verstehen. Warum Männer und Frauen aneinander vorbeireden. Gütersloh: Bertelsmann.

Tannen, Deborah (1997): Andere Worte, andere Welten. Kommunikation zwischen Frauen und Männern. Frankfurt am Main/New York: Campus.

Trömel-Plötz, Senta (1979): Frauensprache in unserer Welt der Männer. Konstanz: Universitätsverlag (= Konstanzer Universitätsreden).

Trömel-Plötz, Senta (1984a) [1982]: Gewalt durch Sprache. In: Trömel-Plötz, Senta (Hg.): Gewalt durch Sprache. Die Vergewaltigung von Frauen in Gesprächen. Frankfurt am Main: Fischer, S. 50-67.

Trömel-Plötz, Senta (1984b) [1982]: Die Konstruktion konversationeller Unterschiede in der Sprache von Frauen und Männern. In: Trömel-Plötz, Senta (Hg.): Gewalt durch Sprache. Die Vergewaltigung von Frauen in Gesprächen. Frankfurt am Main: Fischer, S. 288-319.

Trömel-Plötz, Senta (1984c): Weiblicher Stil – männlicher Stil. In: Trömel-Plötz, Senta (Hg.): Gewalt durch Sprache. Die Vergewaltigung von Frauen in Gesprächen. Frankfurt am Main: Fischer, S. 354-394.

Trömel-Plötz, Senta (Hg.) (1984d): Gewalt durch Sprache. Die Vergewaltigung von Frauen in Gesprächen. Frankfurt am Main: Fischer.

Trömel-Plötz, Senta (1993) [1991]: Vatersprache Mutterland. Beobachtungen zu Sprache und Politik, 2. bearb. Auflage. München: Frauenoffensive.

Trömel-Plötz, Senta (1996a): Frauengespräche – Idealggespräche. In: Trömel-Plötz, Senta (Hg.): Frauensprache: Sprache der Verständigung. Frankfurt am Main: Fischer, S. 365-377.

Trömel-Plötz, Senta (Hg.) (1996b): Frauensprache: Sprache der Verständigung. Frankfurt am Main: Fischer.

Trömel-Plötz, Senta (2007a) [1978]: Linguistik und Frauensprache. In: Trömel-Plötz, Senta (2007) [1982]: Frauensprache: Sprache der Veränderung. München: Frauenoffensive, S. 54-74.

Trömel-Plötz, Senta (2007b) [1980]: Frauensprache – Männersprache: Sprachen der Unterdrückung oder Sprachen der Befreiung? In: Trömel-Plötz, Senta: Frauensprache: Sprache der Veränderung. München: Frauenoffensive, S. 140-154.

Trömel-Plötz, Senta (2007c) [1980]: Frauen, Damen, Mädchen und Fräulein: Die Vergewaltigung der Frauen in der Männersprache. In: Trömel-Plötz, Senta: Frauensprache: Sprache der Veränderung. München: Frauenoffensive, S. 105-113.

Trömel-Plötz, Senta (2007d) [1982]: Frauensprache: Sprache der Veränderung. München: Frauenoffensive.

Trömel-Plötz, Senta/Guentherodt, Ingrid/Hellinger, Marlis/Pusch, Luise F. (1982): Richtlinien zur Vermeidung sexistischen Sprachgebrauchs. In: Heuser, Magdalene (Hg.): Frauen – Sprache – Literatur. Fachwissenschaftliche Forschungsansätze und didaktische Modelle und Erfahrungsberichte für den Deutschunterricht. Paderborn/München/Wien/Zürich: Schöningh (= ISL Informationen zur Sprach- und Literaturdidaktik, Bd. 38), S. 84-90.

West, Candace (1996): Die konversationelle Kompetenz von Frauen am Beispiel von Ärztinnen. In: Trömel-Plötz, Senta (Hg.): Frauensprache: Sprache der Verständigung. Frankfurt am Main: Fischer, S. 173-199.

Wodak, Ruth/Feistritz, Gert/Moosmüller, Sylvia/Doleschal, Ursula (1987): Sprachliche Gleichbehandlung von Frau und Mann. Linguistische Empfehlungen zur sprachlichen Gleichbehandlung von Frau und Mann im öffentlichen Bereich. Berufsbezeichnungen, Titel, Anredeformen, Funktionsbezeichnungen, Stellenausschreibungen. Wien: Bundesministerium für Arbeit und Soziales (= Schriftenreihe zur sozialen und beruflichen Stellung der Frau, Nr. 16).

12.2. Internet

EQUAL-Leitfaden zu Gender Mainstreaming (2005). Luxemburg: Amt für amtliche Veröffentlichungen der Europäischen Gemeinschaften.

http://ec.europa.eu/employment_social/equal/data/document/gendermain_de.pdf

(21.04.2009)

EU (o.J.): Einbindung der Chancengleichheit von Frauen und Männern in die politischen Konzepte der Gemeinschaft. <http://europa.eu/scadplus/leg/de/cha/c10921.htm> (21.04.2009)

EU (2008): Bericht zur Gleichstellung von Frauen und Männern.

<http://europa.eu/scadplus/leg/de/cha/c10167.htm> (21.04.2009)

Europarat (1998): Gender mainstreaming: conceptual framework, methodology and presentation of good practices. Final Report of Activities of the Group of Specialists on Mainstreaming, EG-S-MS (98), Strasbourg, May 1998.

[http://www.humanrights.coe.int/equality/Eng/WordDocs/EGSMS\(98\)%20%20rev%20-%20Final%20report%20mainstreaming%20May%202000.doc](http://www.humanrights.coe.int/equality/Eng/WordDocs/EGSMS(98)%20%20rev%20-%20Final%20report%20mainstreaming%20May%202000.doc) (21.04.2009)

Ministerkomitee des Europarats/Council of Europe Committee of Ministers (1990):
Recommendation No. R (90) 4 of the Committee of Ministers to Member States on the
Elimination of Sexism from Language.

<https://wcd.coe.int/com.instranet.InstraServlet?command=com.instranet.CmdBlobGet&InstranetImage=570019&SecMode=1&DocId=590474&Usage=2> (21.04.2009)

ORF Medienforschung (2009): TV-Nutzung im Tagesverlauf nach Altersgruppen (MO-FR).
http://mediaresearch.orf.at/c_fernsehen/console/console.htm?y=1&z=7 (04.06.2009)

12.3. Fernsehsendungen „konkret – das ServiceMagazin“

Sendung ORF: „konkret – das ServiceMagazin“. 27.10.2008, 18:30 Uhr, ORF 2.
Sendung ORF: „konkret – das ServiceMagazin“. 28.10.2008, 18:30 Uhr, ORF 2.
Sendung ORF: „konkret – das ServiceMagazin“. 29.10.2008, 18:30 Uhr, ORF 2.
Sendung ORF: „konkret – das ServiceMagazin“. 30.10.2008, 18:30 Uhr, ORF 2.
Sendung ORF: „konkret – das ServiceMagazin“. 03.11.2008, 18:30 Uhr, ORF 2.
Sendung ORF: „konkret – das ServiceMagazin“. 04.11.2008, 18:30 Uhr, ORF 2.
Sendung ORF: „konkret – das ServiceMagazin“. 05.11.2008, 18:30 Uhr, ORF 2.
Sendung ORF: „konkret – das ServiceMagazin“. 06.11.2008, 18:30 Uhr, ORF 2.
Sendung ORF: „konkret – das ServiceMagazin“. 12.11.2008, 18:30 Uhr, ORF 2.
Sendung ORF: „konkret – das ServiceMagazin“. 13.11.2008, 18:30 Uhr, ORF 2.
Sendung ORF: „konkret – das ServiceMagazin“. 14.11.2008, 18:30 Uhr, ORF 2.
Sendung ORF: „konkret – das ServiceMagazin“. 18.11.2008, 18:30 Uhr, ORF 2.
Sendung ORF: „konkret – das ServiceMagazin“. 24.11.2008, 18:30 Uhr, ORF 2.
Sendung ORF: „konkret – das ServiceMagazin“. 26.11.2008, 18:30 Uhr, ORF 2.
Sendung ORF: „konkret – das ServiceMagazin“. 28.11.2008, 18:30 Uhr, ORF 2.
Sendung ORF: „konkret – das ServiceMagazin“. 01.12.2008, 18:30 Uhr, ORF 2.
Sendung ORF: „konkret – das ServiceMagazin“. 02.12.2008, 18:30 Uhr, ORF 2.
Sendung ORF: „konkret – das ServiceMagazin“. 03.12.2008, 18:30 Uhr, ORF 2.

13. Anhang

13.1. Leitfaden für das Interview mit der Gleichstellungsbeauftragten Dr.ⁱⁿ Monika Rupp

Wie lange gibt es diese Position beim ORF?

Was sind Ihre Aufgabenbereiche?

Wie ist Ihre persönliche Karriere verlaufen? Wie sind Sie zu dem Job gekommen?

Welche Frauen fördernden Maßnahmen gibt es im ORF?

Welche Maßnahmen gibt es im ORF bezüglich Sprachsensibilisierung? Gibt es Seminare oder Unterlagen wie Leitfäden oder Broschüren?

Welche Direktiven gibt es bezüglich sprachlicher Gleichbehandlung?

Wie geht die Institution damit um? Welche Haltungen gibt es bezüglich geschlechtergerechter Sprache? Wie ist das Klima in den Redaktionen, gibt es viel Widerstand gegen das Thema geschlechtergerechte Sprache?

Wird im ORF geschlechtergerecht formuliert? Wo?

Wie werden die Informationen verteilt, wie gelangen sie in Umlauf?

Welche Hürden gibt es bei der Arbeit als Gleichstellungsbeauftragte?

13.2. Sprachliche Gleichbehandlung von Frauen und Männern – ein Leitfaden zu geschlechtergerechter Sprache für die Redaktion von „konkret“

SPRACHLICHE GLEICHBEHANDLUNG VON FRAUEN UND MÄNNERN

ein Leitfaden zu geschlechtergerechter Sprache

Die Zusammenstellung dieses Leitfadens basiert auf den theoretischen Überlegungen, die ich in meiner Diplomarbeit zusammengestellt habe.

Leyla Movahedi, Mai 2009

INHALTSVERZEICHNIS

<u>1. ZIELE DES LEITFADENS</u>	5
<u>2. WAS IST SPRACHE?</u>	6
<u>3. TRADITIONEN DES GESCHLECHTERDISKURSES</u>	7
<u>4. SEXISTISCHE SPRACHE</u>	8
<u>5. PERSONENBEZEICHNUNGEN: SCHNITTSTELLE VON SPRACHE UND GESCHLECHT</u>	9
<u>6. DAS GENERISCHE MASKULINUM</u>	10
<u>7. ALTERNATIVEN ZUM GENERISCHEN MASKULINUM</u>	16
7.1. DIE FUSSNOTE	16

7.2. NEUTRALFORMEN	16
<u>7.2.1. Personenbezeichnungen</u>	16
7.2.1.1. geschlechtsneutrale Personenbezeichnungen	16
7.2.1.2. substantivierte Adjektive und Partizipien im Plural	17
7.2.1.3. Funktions-, Institutions- und Kollektivbezeichnungen	17
<u>7.2.2. Umformulierungen</u>	18
7.2.2.1. Konstruktionen mit wer	18
7.2.2.2. Relativ-Sätze mit „diejenigen, die...“, „alle, die...“	18
7.2.2.3. Passiv-Konstruktionen	19
7.2.2.4. Konstruktionen mit modalem Infinitiv	19
7.2.2.5. direkte Anrede	19
7.3. BEIDNENNUNG	20
<u>7.3.1. die Vollform</u>	21
<u>7.3.2. Beidnennung mittels Schrägstrich</u>	21
<u>7.3.3. Beidnennung mittels Klammer</u>	22
7.4. DAS BINNEN-I	23
7.5. INDEFINITPRONOMINA JEDER, KEINER, JEMAND, NIEMAND, MAN, WER	25
7.6. FEMINISIERUNG: DAS GENERISCHE FEMININUM	26
<u>8. BESONDERHEITEN DER MASSENMEDIEN</u>	27
<u>9. ANWENDUNG ANHAND VON BEISPIELEN</u>	28

1. ZIELE DES LEITFADENS

Sprache reflektiert gesellschaftliche Strukturen und widerspiegelt Werte und Normen. Gleichzeitig wirkt sie bewusstseinsbildend: Verändert sich die Sprache, wirkt das auf das Bewusstsein der Menschen, dadurch ändert sich wiederum die soziale Realität. Sprachliche Gleichstellung ist ein Teil der rechtlichen und sozialen Gleichstellung von Frauen und Männern. In den letzten Jahrzehnten hat sich die Rolle der Frauen in der Gesellschaft gewandelt. Teilweise haben sich diese Änderungen noch nicht in der Sprache abgebildet. So sind heute viele Frauen in Berufen und Funktionen zu finden, die Jahrhunderte lang nur Männern offen standen. Beim Sprechen und Schreiben werden diese Positionen aber oft noch mit maskulinen Personenbezeichnungen versehen. Linguistinnen wie Senta Trömel-Plötz und Luise F. Pusch in Deutschland oder Ruth Wodak in Österreich ist es zu verdanken, dass die feministische Sprachkritik (in den 1970ern aus den USA kommend) sich auch der deutschen Sprache annahm.

Sprachliche Gleichstellung erfordert von der Sprechenden oder Schreibenden Person ein Umdenken schon beim Formulieren, sie muss entscheiden und dann kenntlich machen, ob Frauen (mit-)gemeint sind. Gerade weil geschlechtergerechtes Formulieren zunächst mühselig ist, wird dadurch ein bewussterer Umgang mit Sprache ausgelöst. Letztlich liegt die Entscheidung bei uns, ob wir das Anliegen der sprachlichen Gleichstellung dieser Mühe für wert halten.

Ziel dieses Leitfadens ist, sexistische Sprachmuster identifizieren zu lernen und das Bewusstsein für sprachliche Diskriminierungen zu sensibilisieren. Es soll gezeigt werden, dass alternative geschlechtergerechte Formulierungen, die nicht sexistisch und diskriminierend sind, im Deutschen bereits existieren oder ohne Schwierigkeiten gebildet werden können. Die einzelnen Möglichkeiten für geschlechtergerechte Formulierungen werden vorgestellt und ihre Vor- und Nachteile beschrieben.

Starre Regeln für einen geschlechtergerechten Sprachgebrauch vorzuschreiben, ist wenig sinnvoll. Kommunikationssituationen sind vielfältig, und dem müssen auch die verschiedenen Lösungsmöglichkeiten Rechnung tragen. Die strikte Einhaltung von Regeln kann kontraproduktiv sein und zu unverständlichen Sprachungetümen führen. **Durch die sinnvolle Verknüpfung möglicher Strategien kann ein kreativer Umgang mit Sprache gesichert werden.** Entscheidend dabei ist der Wille jeder einzelnen Person, nichtsexistische Sprache zu berücksichtigen. Auch wenn nicht für alle Probleme ein fertiger Vorschlag zu finden ist, reicht es, die Prinzipien einmal verstanden zu haben und anschließend selbst kreative Lösungen zu suchen. Allerdings sollte nicht wahllos kombiniert werden, der Text sollte ein sinnvolles Ganzes ergeben. Werden unterschiedliche Formen der Beidnennung wie Vollform, Binnen-I und Schrägstrich in einem

Text verwendet, sollte nicht willkürlich abgewechselt werden, sondern ein Konzept dahinter stehen.

2. WAS IST SPRACHE?

Die Sprache ist ein Zeichensystem, das die Realität symbolisch erfassbar und zwischenmenschlich kommunizierbar macht. Sie ist unser wichtigstes Verständigungsmittel, ihr Vorteil besteht darin, dass sie uns ermöglicht, zeit- und situationsunabhängig zu agieren. Sprache bildet die Realität nicht direkt ab, sondern sie rekonstruiert sie, die Menschen schaffen sich eine **symbolische Umwelt**. Die Symbole und ihre zugeordnete Bedeutung entstehen nicht zufällig – die Art und Weise, wie die Realität mit Hilfe eines Symbolsystems abgebildet wird, ist von den Bedürfnissen der Menschen abhängig. Daher haben beispielsweise die Inuit sehr differenzierte Möglichkeiten, Schnee zu beschreiben – andere Kulturen sprechen nicht nur eine andere Sprache, sondern rekonstruieren ihre Wirklichkeit unterschiedlich, besagt das **linguistische Relativitätsprinzip** von Sapir und Whorf. Ohne die dazugehörigen Begriffe wäre es beispielsweise nicht möglich, neue Technologien wie Mobiltelefonie oder das Internet zu nutzen. Die Beziehung von Sprache und Realität ist wechselseitig und aktiv – Sprache reflektiert nicht nur, sie produziert auch Realität.

Auch gesellschaftliche Machtverhältnisse finden Eingang in die Sprache. Symptome der Unterdrückung von Frauen lassen sich überall finden, auch im Sprachsystem und in verbaler Interaktion. Patriarchale Strukturen führen zu bestimmten sprachlichen Ausprägungen, die eine Weiterführung des Geschlechterungleichgewichts auf kommunikativer Ebene bedeuten und fördern. Anders herum gedacht heißt das: Hat eine Gesellschaft andere Bedürfnisse, will sie die Machtverteilung nachhaltig beeinflussen, muss sich das auch in der Sprache niederschlagen. Sprache ist eine aktive Fähigkeit, die sich den zu ändernden Lebensverhältnissen anpassen kann und muss. Sprachwandel wirkt auf das Bewusstsein und trägt unmittelbar zu Veränderung der sozialen Welt bei. Umgekehrt bewirkt eine Veränderung der sozialen Gegebenheiten eine Veränderung der Sprache.

Der Begriff „Vergasung“ kam ursprünglich aus der Chemie, einem wissenschaftlichen Kontext. Nach dem Holocaust im Nationalsozialismus ist es aber nicht mehr möglich, diesen Begriff zu benutzen, ohne an die systematische Ermordung von Menschen zu erinnern.

Feministische Sprachkritik will Sprache ändern, Ziel ist nach der Gleichberechtigung die Gleichbehandlung der Geschlechter. Natürlich genügt es nicht allein, geschlechtergerecht zu sprechen und zu schreiben. Der Gefahr, dass nichtsexistische Sprache zu einer Art

formaler, oberflächlicher Höflichkeit wird, muss entgegengesteuert werden: Gleichzeitig sind Maßnahmen auf sozialpolitischer Ebene, wie bessere Ausbildungsmöglichkeiten und bessere Aufstiegschancen für Frauen und positive Diskriminierung in Bereichen, in denen Frauen bisher negativ diskriminiert wurden, wichtig. Die Veränderungen von außersprachlicher und sprachlicher Realität stehen zueinander also nicht in einer Beziehung von *entweder – oder*, sondern von *sowohl – als auch*. Der Abbau von Hierarchien auf allen Ebenen der Geschlechterbeziehungen muss gleichzeitig mit der Veränderung des Sprachgebrauchs stattfinden.

3. TRADITIONEN DES GESCHLECHTERDISKURSES

Die gesellschaftliche Machtverteilung begünstigt eine Weiterführung des Geschlechterungleichgewichts. „Macht“ ist nicht nur im herkömmlichen Sinn als Form der Autorität zu verstehen, sondern auch im Sinne Michel Foucaults als diskursive Praktik, die andere mögliche diskursive Praktiken dominiert. Zahlreiche Diskurse verankern die „Unterschiede“ zwischen den Geschlechtern als „natürlich“.

Die Diskriminierung von Frauen ist so allgegenwärtig, dass wir sie kaum bemerken, bis heute wirkt der traditionell von Ungleichheit geprägte Geschlechterdiskurs. Die natürliche Gleichheit aller Menschen betraf beispielsweise für die Philosophen der Aufklärung (wie z.B. Jean Jacques Rousseau) nur den Mann. Die verschiedenen Geschlechterrollen wurden nicht als Ergebnis sozialer Prozesse interpretiert, sondern intellektuell mit ihrer „Natürlichkeit“ argumentiert, Frauen und Männern verschiedene körperliche und geistige Fähigkeiten aufgrund ihrer biologisch verankerten Differenzen zugesprochen. Die Dichotomie *emotional/weiblich/Körper* versus *rational/männlich/Geist* ist ein grundlegendes Denkmuster unserer Gesellschaft, biologische Dispositionen werden mit psychischen verknüpft, und so schreibt man geschlechtsspezifisch unterschiedliche Eigenschaften zu. Intelligenz und die Fähigkeit zu logischem Denken wurden Frauen aberkannt, was sich in ihren sozialen Positionen widerspiegelte – kein Wahlrecht, keine Zulassung zu Universitäten, keine Möglichkeiten einem Beruf nachzugehen etc.

Eine weitere Erklärung für die Herstellung von Geschlecht bietet Pierre Bourdieus „Habitus“-Konzept: Weiblichkeit und Männlichkeit werden in den Gesellschaften habitualisiert, der „Habitus“ ist ein System dauerhafter und übertragbarer Dispositionen, die praktische Handlungsanleitungen bieten. Kultur, Geschichte, Umwelt – kollektive Dispositionen werden eingeübt, sind den Menschen aber nicht bewusst. Der Habitus wird durch Lebensbedingungen erzeugt, die Praktiken nicht theoretisch gelehrt, sondern spielerisch vertraut gemacht. Die Unterdrückung der Frau kann natürlich in einzelnen Fällen bewusst erfolgen, sie muss es aber nicht: Herrschaftsverhältnisse treten selten offen

zutage, sondern einfach als scheinbar sinnvolle Arrangements. In Tätigkeiten, Gegenständen, Metaphern, Einteilungen und Konnotationen werden scheinbar „natürliche“ Verhältnisse, wie das der Geschlechter, jenseits von individueller Intentionalität ohne Unterlass vom Lauf der Welt bestätigt.

Der **Feminismus** kritisiert die Gesellschaftsstruktur als ein patriarchalisches System, in dem das männliche Geschlecht die Norm darstellt. Frauen sind aufgrund ihrer Geschlechtszugehörigkeit schwerwiegenden sozialen Diskriminierungen ausgesetzt. Das Männliche steht im Mittelpunkt der Menschheit und ist Maßstab aller Dinge, in diesem androzentrischen Weltbild wird das Weibliche nicht über seine Eigenschaften definiert, sondern über seine Abweichungen von der männlichen Norm – Simone de Beauvoir bezeichnet das Weibliche als „das andere“, das zweitrangige Geschlecht. **Feministische Linguistik** deckt die sprachlichen Mechanismen auf, die diese Hierarchie erzeugen und stabilisieren und gibt konkrete Veränderungsvorschläge.

4. SEXISTISCHE SPRACHE

Sexistische Sprache ist Sprache, die

Frauen ignoriert und ausschließt:

- Beispiele:
- wenn auf Formularen nur die männliche Form aufscheint oder die weibliche Form in Klammer (als 2. Wahl) angeführt wird
 - wenn Metaphern wie die „Väter des Grundgesetzes“ die mitbeteiligten Frauen unsichtbar machen
 - wenn „der Österreicher“ oder „der Bürger“ zum Prototypen für alle ernannt werden

Frauen immer in Abhängigkeit vom Mann darstellt:

- Beispiele:
- wenn Männer immer zuerst genannt werden: „Herr und Frau X“, „er – sie – es“, „Mann und Frau“
 - wenn Männer mit ganzem Namen genannt werden, Frauen aber nur mit Vornamen: „Herr Dr. X mit Frau Susanne“, „Frida“ und „Rivera“ statt „Kahlo“ und „Rivera“

Frauen in traditionellen Rollen mit sogenannten weiblichen Eigenschaften und Verhaltensweisen darstellt:

- Beispiele:
- wenn in Schulbüchern Frauen nur in traditionell weiblichen Berufen mit geringem sozialen Status dargestellt werden oder in dienender, helfender oder unterstützender Funktion
 - wenn auf Frauen mit Äußerlichkeiten wie attraktivem Aussehen, auf Männer aber mit Leistungsfähigkeit und Intelligenz referiert wird

Frauen abwertet:

- Beispiele:
- wenn Frauen nach ihrem Aussehen beurteilt werden: „das schöne Geschlecht“
 - wenn ihnen mangelnde Kraft, Durchhaltevermögen oder Intelligenz aufgrund ihres Geschlechts zugeschrieben wird: „das schwache Geschlecht“
 - wenn ihnen übermäßige Emotionalität, Unbeherrschtheit oder Geschwätzigkeit unterstellt wird
 - wenn sie als untypische, unweibliche Ausnahme geschildert werden: „Mannweib“, „Karrierefrau“

5. PERSONENBEZEICHNUNGEN: SCHNITTSTELLE VON SPRACHE UND GESCHLECHT

Der Zusammenhang von Sprache und Geschlecht ist zentraler Punkt in der Bemühung um sprachliche Gleichbehandlung von Frau und Mann. Die Schnittstelle von Sprache und Geschlecht ergibt sich im Bereich der Personenbezeichnungen. Meistens wird hier das grammatische Geschlecht (**Genus** – im Deutschen gibt es drei Genera: Femininum, Maskulinum und Neutrum) mit dem natürlichen Geschlecht (**Sexus** – Frau oder Mann) der zu bezeichnenden Person übereingestimmt. Das Genus der Personenbezeichnung und der Sexus der konkreten Person stimmen allerdings nicht immer überein:

das Mädchen ist ein Neutrum und bezeichnet ein weibliches Kind
das Weib ist ein Neutrum und bezeichnet eine Frau (falsch wäre **die Weib**)

Genus und Sexus stehen zwar im Bereich der Personenbezeichnungen in einer sehr engen Beziehung zueinander, sie sind aber keinesfalls gleichzusetzen.

Bei der sprachlichen Gleichbehandlung spielen Personenbezeichnungen eine zentrale Rolle. Geschlechtergerechter Sprachgebrauch muss **zwei Prinzipien** entsprechen: Dem Prinzip der sprachlichen Sichtbarmachung und dem Prinzip der sprachlichen Symmetrie.

Sprachliche Sichtbarmachung bedeutet, dass dort, wo von Frauen die Rede ist, dies auch sprachlich ausgedrückt werden muss. Das kann durch den Gebrauch bereits bestehender femininer Personenbezeichnungen (wie Ärztin, Präsidentin, Direktorin) oder deren Neubildung (z.B. Feuerwehrfrau, Kapitänin, Clownin) erreicht werden.

Sprachliche Symmetrie bedeutet, dass dort, wo von Frauen und Männern die Rede ist, beide Geschlechter gleich zu behandeln sind. Dafür gibt es mehrere Strategien, die im Folgenden vorgestellt werden.

Um eine geschlechtergerechte Formulierung zu erreichen, müssen Frauen als benachteiligte Gruppe allerdings fallweise bevorzugt werden.

Die **positive Diskriminierung** kann als kurzfristige Strategie für eine Zeit der Überbrückung zwischen der derzeit vorherrschenden frauenfeindlichen Praxis und einer für die Zukunft erhofften Gleichbehandlung der Geschlechter dienen.

6. DAS GENERISCHE MASKULINUM

Einer der Hauptkritikpunkte der feministischen Linguistinnen an der deutschen Sprache ist der Gebrauch des Maskulinums als **generisches Maskulinum**, d.h. als geschlechtsindifferente, „neutrale“ Form. In der traditionellen, androzentrischen Grammatik wird mit dem Maskulinum nicht nur auf Personen männlichen Geschlechts Bezug genommen: Das Maskulinum wird in generischer Funktion auch für Frauen, gemischtgeschlechtliche Gruppen oder Personen unbekanntes bzw. nicht relevanten Geschlechts verwendet.

Das gilt im Deutschen für

Nomina der Personenbezeichnungen im Singular: „Ein Spieler kann gewinnen!“
und Plural: „Werte Kunden!“

und die **indefiniten Personalpronomina** jeder, keiner, jemand, niemand, man, wer
sie verlangen „sein“ als Possessivpronomen: „Niemand wird wegen **seiner** Herkunft
benachteiligt.“

und „der“ als Relativpronomen: „Jemand, **der** uns gehört hat.“

Beim generischen Gebrauch eines Nomens oder indefiniten Personalpronomens unterscheiden sich diese Wörter nicht, wenn sie auf Frauen oder Männer Bezug nehmen. Die „neutrale“ generische Form ist aber ident mit dem natürlichen Maskulinum. Da das

natürliche Maskulinum und seine generische Verwendung sich die Sprachform teilen, überlagern sich die Bedeutungsinhalte. Welche Form – ob geschlechtsneutral oder geschlechtsspezifisch – in einem bestimmten Text gemeint ist, muss erst durch den Kontext ermittelt werden. Das generische Maskulinum ist also zweideutig.

„Die Zahl der Gehörlosen in den Vereinigten Staaten wird gegenwärtig auf nahezu 200.000 geschätzt. Der typische erwachsene Gehörlose ist mit einer hörunfähigen Frau verheiratet und hat einen festen Arbeitsplatz. Obwohl die meisten gehörlosen Personen in arbeits-fähigem Alter beschäftigt sind, haben relativ wenige Positionen als Facharbeiter oder Techniker inne, und wenige konnten große Bedeutung in irgendeinem Bereich erlangen.“

Während sich Frauen im ersten Satz noch mitgemeint fühlen können, schließt sie der zweite Satz durch die Information „mit einer Frau verheiratet“ wieder aus. Bei den „gehörlosen Personen“ könnten sie wieder mit eingeschlossen sein, aber der vorherige Satz und die Information, dass die gemeinten Personen technische, also traditionell männliche Berufe ausüben, würden dagegen sprechen. In diesem Beispiel mäandert die Bedeutung des Maskulinums ständig zwischen generischer und geschlechtsspezifischer Funktion, der Text kann nicht eindeutig interpretiert werden. Die Bezeichnungen für die *Bestimmt-Menschen* (Männer) können wahlweise die *Vielleicht-Menschen* (Frauen) miteinschließen. Männern bleibt diese Unsicherheit erspart, da sie sowohl durch die geschlechtsspezifische als auch die geschlechtsindifferente Form adressiert werden. Frauen müssen immer Interpretationsarbeit leisten und je nach Kontext entscheiden, ob sie inkludiert sind.

Das generische Maskulinum hat auch einen **rechtsgeschichtlichen Hintergrund**. Bei der Auslegung von Gesetzestexten wurden Maskulina je nach Bedarf generisch oder geschlechtsspezifisch interpretiert, was zur realpolitischen Diskriminierung von Frauen führte.

Frauen wurde in den 1950ern in der Schweiz das Wahlrecht mit dem Hinweis vorenthalten, dass im Gesetzestext explizit von „Schweizern“ die Rede sei. Frauen galten also nicht als mitgemeint. Um wählen zu dürfen, mussten sie ausdrücklich genannt werden

Oft finden sich Gesetzesänderungen, in denen inhaltlich klargestellt wird, dass auch Frauen mitgemeint sind; also Anleitungen, wie generisch formulierte Gesetzestexte zu interpretieren seien. Daran ist zu sehen, dass das generische Maskulinum *eben nicht*

selbstverständlich geschlechtsneutral ausgelegt wurde, sonst wären diese Zusätze überflüssig.

Das generische Maskulinum diente aber auch als Hintertürchen, um den Frauen je nach Belieben ihre neu erworbenen Rechte wieder aberkennen zu können... Praktischer Weise konnte das generische Maskulinum im Nachhinein wieder geschlechtsspezifisch interpretiert werden, was eine sprachliche Änderungen der Gesetze überflüssig machte.

Im Nationalsozialismus wurde Frauen das kurz vorher erkämpfte Recht zur Ausübung juristischer Berufe durch Erlässe des Reichsministeriums für Justiz wieder untersagt. Die betreffenden Gesetze waren beim Eintritt der Frauen in die Berufswelt der Rechtsprechung nicht um feminine Personenbezeichnungen ergänzt worden, sondern die maskulinen Personenbezeichnungen wie „der Richter“ oder „der Rechtsanwalt“ wurden generisch interpretiert. Dieselben Gesetze wurden im Nationalsozialismus ganz einfach wieder geschlechtsspezifisch männlich ausgelegt, um den Ausschluss der Frauen zu rechtfertigen. Die Form der Gesetzestexte musste dafür nicht extra geändert werden.

Frauen wurden je nach Belieben eingeschlossen oder ausgeschlossen. Da diese Veränderungen keinen sprachlichen Niederschlag in den Gesetzestexten fanden, fiel das nicht wirklich ins Auge. Die Diskriminierung der Frauen wurde durch scheinbar neutrale Begriffe verschleiert. Das maskuline Nomen ist vor dem Gesetz die Norm. Für Männer ist das Verhältnis zwischen Sprachform und Rechtsgeltung immer harmonisch.

Frauen und Männer haben nicht die gleichen Chancen des Gemeintseins.

Eine maskuline Form hat zwei Lesarten, nämlich „ausschließlich Männer“ sowie „Männer und Frauen“, eine feminine Form nur eine, „ausschließlich Frauen“. Männer werden immer entsprechend ihres biologischen Geschlechts bezeichnet, entweder mit dem geschlechtsspezifischen oder dem generischen Maskulinum. Grammatisches und biologisches Geschlecht stimmen auf jeden Fall überein. Frauen werden nur in Fällen, in denen es sich eindeutig und ausschließlich um Frauen handelt, mit einer geschlechtsspezifischen Form (dem Femininum) bezeichnet, ansonsten müssen sie sich mit der maskulinen Form mitgemeint fühlen. Deswegen haben Männer mehr Chancen, gemeint zu werden und somit ein größeres Identifikationsangebot als Frauen. Korrekt identifiziert zu werden, also die Bestätigung der Identität durch andere, ist notwendig zur Bewahrung und Aufrechterhaltung dieser Identität. Besonders für Frauen kann es von großer Bedeutung sein, etwas über die geschlechtliche Zusammensetzung einer Gruppe zu wissen, z.B. wenn es um berufliche Vorbildwirkungen geht. Nicht nur die niedrigeren Frauenanteile in

manchen Berufen, auch die Formulierungen im generischen Maskulinum machen es Frauen schwerer, sich selbst oder andere Frauen beispielsweise in der Rolle von Präsidentinnen, Nobelpreisträgerinnen oder Mechanikerinnen zu sehen.

Maskulina werden mit dem Merkmal „männlich“ assoziiert, auch in Kontexten, in denen sie scheinbar geschlechtsneutral verwendet werden. Generische Maskulina nehmen auf einen männlichen Prototypen Bezug.

Es ist möglich, *„Alle Österreicher und ihre Frauen kamen zu dem Empfang“* zu sagen, aber nicht *„Alle Österreicher und ihre Männer kamen zu dem Empfang“*.

Es gibt einen „Kern“ des Konzepts „Österreicher“, der mit Männern identisch ist, und eine „Randgruppe“, die der Frauen. So wird es möglich, die Randgruppe auszuschließen, den Kern aber nicht: *„Alle Österreicher außer den Frauen wurden eingeladen.“*, unmöglich aber die Formulierung *„Alle Österreicher außer den Männern wurden eingeladen.“*

Ein weiteres Beispiel:

Viele Gastwirte haben Probleme mit ihren Frauen.

Viele Gastwirte haben Probleme mit ihren Männern.

Im ersten Satz referiert „Gastwirte“ ausschließlich auf männliche Vertreter dieser Berufsgruppe, da „Frauen“ als Ehefrauen interpretiert wird, und in unserer Gesellschaft nur Männer „Frauen haben“ können. Der Theorie vom generischen Gebrauch des Maskulinums zufolge müsste der zweite Satz die analoge Bildung zu „Gastwirtinnen“ sein: „Männer“ müsste als „Ehemänner“ interpretiert werden, „Gastwirte“ aufgrund des Verbots homosexueller Ehen als „Gastwirtinnen“. Dieser Zusammenhang darf aber nicht so geschildert werden: Tatsächlich ist dieser Satz aber nur dann grammatikalisch korrekt, wenn mit „Männern“ die männlichen Angestellten eines Gastwirts gemeint sind.

Erwähnenswert ist auch folgendes grammatisches Phänomen: Auf eine Gruppe von Personen wird mit dem Maskulinum referiert, sobald sie einen einzigen Mann beinhaltet. 27 Frauen plus zwei Männer sind eine männliche Gruppe; nur wenn kein Mann anwesend ist, darf auf eine Gruppe im Femininum referiert werden. Ein Mann ist immer Mitglied einer männlichen Gruppe, da er durch seine Mitgliedschaft jede nichtmännliche Gruppe zu einer männlichen macht.

*Frauen zählen nur als Mitglieder nichtmännlicher Gruppen:
Eine Gruppe von zehn Tänzerinnen enthält zehn Frauen.
Eine Gruppe von zehn Tänzern enthält neun bis null Frauen.*

Generische Referenznahmen, also Referenzen ohne Geschlechtsspezifikation, werden in verschiedenen Sprachen von Formen gebildet, die auch Männer bezeichnen. Formen hingegen, die auf Frauen referieren, übernehmen nur selten generische Referenzfunktionen: Weibliche Bezeichnungen sind für Männer nicht angemessen. Wenn Männer in traditionell weiblichen Berufsfeldern arbeiten, werden für sie „adäquate“ Berufsbezeichnungen eingeführt.

Eine männliche Krankenschwester heißt nicht analog Krankenbruder, sondern Krankenpfleger, aus der Putzfrau wird kein Putzmann, sondern ein Raumpfleger.

Wenn das deutsche Bundesbeamtenrecht 1969 den Anspruch der „Beamtin“ auf Sonderurlaub zwecks Kinderbetreuung regelt und 1974 ein Witwer dasselbe Recht einfordert, wird nicht darüber nachgedacht, dass die „Beamtin“ den „Beamten“ mitmeinen könnte. Das Femininum darf nicht generisch gebraucht werden: Auch wenn 96% der Betroffenen Frauen sind, wird das Gesetz so umformuliert, dass es einheitlich „der Beamte“ heißt – die Geschlechtsidentität der Männer muss auf jeden Fall gewahrt werden.

Der feministischen Linguistik wird oft vorgeworfen, sie verwechsle Genus und Sexus. Genus sei eine rein grammatikalische Kategorie, wobei „rein zufällig“ das Maskulinum die generische Funktion übernommen habe. Grammatisches Geschlecht (Genus) und biologisches Geschlecht (Sexus) hätten nichts miteinander zu tun. Feministische Linguistinnen wissen sehr wohl, dass Genus und Sexus nicht gleichzusetzen sind, sie wissen aber auch, dass die Behauptung, die beiden Kategorien hätten nichts miteinander zu tun, ebenfalls nicht zutrifft. Bei Personenbezeichnungen gibt es im Normalfall einen systematischen, inhaltlichen Zusammenhang zwischen grammatischem und natürlichem Geschlecht – männliche Formen verweisen auf Mitglieder des männlichen Geschlechts. Von Seiten der feministischen Sprachkritik wird eingewandt, dass durch dieses Übereinstimmen eine enge assoziative Verbindung zwischen grammatischem und natürlichem Geschlecht besteht. Das generische Maskulinum wird nicht neutral rezipiert, sondern als maskuline Form verstanden, die auf Personen männlichen Geschlechts verweist. Eine Personenbezeichnung im Maskulinum, so die Argumentation, löst daher die

Vorstellung einer männlichen Person aus. Im generischen Maskulinum bleiben Frauen sprachlich unsichtbar, so dass bei der Rezeption und auch bei der Produktion solcher Äußerungen weniger an Frauen als an Männer gedacht wird. Diese sprachliche Unsichtbarkeit führt auch dazu, dass Frauen weniger Identifikationsmöglichkeiten haben, was ihre Identität einschränkt.

In zahlreichen psycholinguistischen Studien wurde bewiesen, dass generisch maskuline Formen nicht geschlechtsneutral, sondern geschlechtsspezifisch interpretiert werden, also verstärkt die Assoziation „männlich“ hervorrufen. Sprechende Individuen stellen sich bei der Verwendung von generisch maskulinen Formen keine „neutralen“ Personen ohne Geschlechtsspezifizierung vor. Die Anzahl der männlichen Assoziationen ist weitaus größer als die Assoziation von weiblichen Referenzpersonen. Wenn ein generisches Maskulinum rezipiert wird, ist die Assoziation mit einer männlichen mentalen Repräsentation immer richtig, daher ist sie auch stärker als dieselbe Assoziation mit einem weiblichen Bild, das schwerer vorstellbar wird. Grammatisch gesehen gilt es als neutral, wenn eine Gruppe von 50 Frauen und 2 Männern mittels generischem Maskulinum tituiert wird. Psychologisch wird diese Formulierung aber nicht neutral aufgefasst. Grammatikalisch maskuline Formen werden oft ausschließlich als auf Männer referierend interpretiert. Es ist irrelevant, ob die grammatikalische Kategorie Maskulinum ursprünglich eine generische Funktion hatte, Tatsache ist, dass sie im heutigen Sprachgebrauch zumeist geschlechtsspezifisch interpretiert wird und sich somit nicht als generische Kategorie eignet.

Bei der Anwendung von geschlechtergerechter Sprache geht es also nicht nur darum, Frauen in der Sprache sichtbar zu machen, sondern auch darum, ihnen mehr Raum in den Köpfen der Menschen, in der Vorstellungswelt, zur Verfügung zu stellen.

Abschließend noch einmal zusammenfassend:

Der Gebrauch von maskulinen Personenbezeichnungen ist für Frauen diskriminierend, weil

- er dem Grundsatz der Gleichbehandlung von Frau und Mann widerspricht
- er Frauen unsichtbar macht
- Frauen weniger Chancen des Gemeintseins haben und sie so weniger Identifikationsmöglichkeiten geboten bekommen
- Frauen mehr Interpretationsarbeit leisten müssen, um zu entscheiden, ob sie überhaupt gemeint sind

- das generische Maskulinum eingesetzt werden kann, um Frauen gezielt von ihren Rechten auszuschließen
- durch ihn stereotype Geschlechterrollen reproduziert und verstärkt werden, die festschreiben, was Frauen und Männer können und sollen
- das generische Maskulinum in der Praxis nicht geschlechtsneutral interpretiert wird

Das Maskulinum sollte daher im Bereich der Personenbezeichnungen auf eine rein geschlechtsspezifische Funktion beschränkt bleiben.

7. ALTERNATIVEN ZUM GENERISCHEN MASKULINUM

7.1. DIE FUSSNOTE

Bei dieser Strategie wird einfach in einer Anmerkung (meist als Fußnote) die Verwendung des generischen Maskulinums als für beide Geschlechter gültig erklärt und eventuell entschuldigt. Dieses Verfahren zeigt, dass zwar das Problem erkannt wurde, der Wille zur Lösung aber fehlt. Natürlich lässt sich so nicht den verstärkt männlichen Assoziationen und den geringeren Identifikationsangeboten für Frauen entgegenwirken.

Diese Strategie ist abzulehnen, außer sie wird für einen Text im generischen Femininum verwendet.

7.2. NEUTRALFORMEN

7.2.1. Personenbezeichnungen

Als Alternative zur Beidnennung sind Neutralformen von Personenbezeichnungen eine Möglichkeit, das generische Maskulinum zu umgehen. Dazu gehören

7.2.1.1. geschlechtsneutrale Personenbezeichnungen

Beispiele: die Person, der Elternteil, das Mitglied, das Kind, die Leute
Komposita mit -person, -kraft und -hilfe

7.2.1.2. substantivierte Adjektive und Partizipien im Plural

	im <u>Plural</u> <i>geschlechtsneutral</i>	die Arbeitslosen, die Studierenden
aber	im <u>Singular</u> <i>geschlechtsdifferenzierend</i>	
	+ bestimmter Artikel die/der:	die/der Arbeitslose, die/der Studierende
	+ unbestimmter Artikel eine/einer:	Vorsicht: eine Arbeitslose aber ein Arbeitsloser

Bei Personenbezeichnungen, die aus Adjektiven und Partizipien abgeleitet werden, können Frauen in der Singularform durch die Zugabe des bestimmten oder unbestimmten Artikels sichtbar gemacht werden.

7.2.1.3. Funktions-, Institutions- und Kollektivbezeichnungen

die Leitung	statt	der Leiter
das Ministerium	statt	der Minister
der Vorsitz	statt	der Vorsitzende

Außerdem kann vor *echten* geschlechtsneutralen Personenbezeichnungen durch die Zugabe der **Attribute weiblich und männlich** differenziert werden, aber nur dort, wo es wirklich nötig ist:

die weibliche(n) Person(en), die weibliche(n) Studierende(n), die weibliche(n) Jugendliche(n)
<u>Plural</u> : die weiblichen Angestellten aber <u>Singular</u> : die/der Angestellte
richtig : die Arbeitnehmerin, die Studentin
falsch : weiblicher Arbeitnehmer, weiblicher Student

7.2.2. Umformulierungen

Wenn bei Formulierungen auf Tätigkeiten statt auf Handlungsbeteiligte fokussiert wird, können Texte geschlechtsneutral formuliert werden, d.h. dass Personenbezeichnungen weitgehend vermieden werden.

7.2.2.1. Konstruktionen mit wer

statt: *Raucher haben eine kürzere Lebenserwartung.*

besser: *Wer raucht, hat eine kürzere Lebenserwartung.*

wichtig: „wer“ verlangt als Relativpronomen in der zweiten Satzhälfte „der“:

*Wer Gutes tut, **der** wird belohnt.*

Lösung: das Relativpronomen kann einfach weggelassen werden!

Wer Gutes tut, wird belohnt.

oder die feminine und maskuline Form des Relativpronomens beide anführen:

*Wer Gutes tut, **die oder der** wird belohnt.*

„wer“ verlangt als Possessivpronomen „sein“:

*Wer hat **seinen** Bikini vergessen?*

Lösung: das Possessivpronomen feminisieren:

*Wer hat **ihren** Bikini vergessen?*

7.2.2.2. Relativ-Sätze mit „diejenigen, die...“, „alle, die...“

statt Personen aufzuzählen: *Auf die Bedürfnisse von Schülern, Studenten und Lehrlingen soll verstärkt eingegangen werden.*

besser: *Auf die Bedürfnisse **derjenigen, die** in Ausbildung sind, soll verstärkt eingegangen werden.*

statt: *die Bewerber*

besser: *alle, die sich bewerben wollen*

7.2.2.3. Passiv-Konstruktionen

statt: *Die Mitarbeiter der Personalabteilung erarbeiten einen neuen Arbeitsplan.*

besser: *In der Personalabteilung wurde ein neuer Arbeitsplan erarbeitet.*

In Passiv-Konstruktionen werden oft gar keine Handlungsbeteiligten genannt. Hier ist **unbedingt** zu **prüfen**, ob so nicht verschleiert wird, wer verantwortlich und wer benachteiligt ist!!!

*Gestern wurde ein neues Gesetz über die Vorgangsweise bei Ausweisungen beschlossen.
Wer wird ausgewiesen, wer hat beschlossen?*

7.2.2.4. Konstruktionen mit modalem Infinitiv

Formulierungen in der Bedeutung von „müssen“
mit den Verben „sein“ oder „haben“ und Infinitiv + zu
*Bei Förderungen **sind** gleiche Maßstäbe anzulegen.*

7.2.2.5. direkte Anrede

Wenn in Texten das Zielpublikum, also LeserInnen, SeherInnen oder HörerInnen, direkt in erster Person angesprochen werden, sind diese Formen für beide Geschlechter gültig. Diese Möglichkeit lässt zwar das Geschlecht der Person nicht erkennen, sie wird aber auch nicht unsichtbar gemacht. Außerdem kann so ein besonders persönlicher oder höflicher Tonfall umgesetzt werden.

Auch verkürzte Handlungsanweisungen können in direkter Anrede gegeben werden:

zum Beispiel in Formularen

statt: Adresse des Antragstellers:

besser: Ihre Adresse:

Abschließend ist kritisch anzumerken, dass alle **Neutralformen** die Miteinbeziehung von Frauen nicht nachdrücklich genug demonstrieren – neutrale Bezeichnungen werden wahrscheinlicher mit männlichen Bedeutungen assoziiert, wenn der Kontext männlich dominiert ist. Ein Satz wie

Die Angestellten haben ein Durchschnittsgehalt von...

verschleiert außerdem existierende soziale Unterschiede zwischen Frauen und Männern durch eine gemeinsame Bezeichnung: Die Gehälter von weiblichen Angestellten liegen im Durchschnitt unter denen von männlichen Angestellten.

Besonders im juristischen Kontext wurde die Diskriminierung der Frauen durch neutrale Begriffe verschleiert.

Da Neutralformen nicht geeignet sind, um Frauen explizit sichtbar zu machen und anzusprechen, sollten sie nur ergänzend zum Einsatz kommen (z.B. als Entlastung bei der Beidnennung). Sie erfordern eine sensitive, kontextadäquate Anwendung. Um eine geschlechtergerechte Formulierung zu erreichen, müssen Frauen fallweise bevorzugt werden (**positive Diskriminierung**, siehe Kapitel 5.). Wenn jedoch in einem Text zuvor durch Strategien der Sichtbarmachung wie Beidnennung oder die Verwendung des Binnen-I klargemacht wurde, dass Frauen und Männer gemeint sind, kann das Formulieren zwischendurch mit der Verwendung geschlechtsindifferenter Formen erleichtert werden.

7.3. BEIDNENNUNG

Beide Formen, die feminine und die maskuline, werden paarweise genannt (daher auch Paarform oder Splitting genannt). Durch die Verwendung der weiblichen Personenbezeichnung ergibt sich der Vorteil, dass sich die RezipientInnen auch wirklich Frauen vorstellen. Außerdem wird so deutlich, ob sich ein Text wirklich auf beide Geschlechter, oder nur auf Männer bezieht.

Es gibt verschiedene Versionen der Beidnennung:

7.3.1. die Vollform

stellt die voll ausgeschriebenen Personenbezeichnungen nebeneinander:

Studentinnen und Studenten

Diese Strategie macht darauf aufmerksam, dass Personen weiblichen oder männlichen Geschlechts sein können. Außerdem macht sie Frauen explizit sichtbar.

Die Beidnennung mittels Vollform eignet sich vor allem für offizielle Texte, Gesetzessprache, Vorträge und gesprochene Sprache. **Die verwendeten Bezeichnungen sind im Sprachsystem bereits etabliert, Unsicherheiten aufgrund von zweideutigen Formen werden vermieden und Frauen eindeutig eingeschlossen.**

Bei der Vollform gilt das „Titanicprinzip“ (Frauen verlassen als erste das sinkende Schiff): Es sollte darauf geachtet werden, **Frauen** entgegen der androzentrischen Praxis **an erster Stelle** zu nennen, damit die feminine Form nicht immer als Anhängsel der maskulinen erscheint und so eindeutig auf die Beteiligung von Frauen hingewiesen wird. Vor allem bei Funktionen oder Berufen, die Frauen lange nicht zugänglich waren, wird bei Personenbezeichnungen zuerst an Männer gedacht. Das Titanicprinzip kann dem entgegenwirken.

7.3.2. Beidnennung mittels Schrägstrich

Schrägstriche können ganze Wörter oder Endungen von der Ausgangsform trennen	für die Direktorin/ den Direktor die Mechaniker/innen
--	--

Bei Wörtern wie	Studentin - Student
	Beamtin - Beamter
	Ärztin - Arzt

ergibt sich folgendes Problem: Die maskuline Form der Personenbezeichnung ist nicht immer identisch mit der Form vor dem Femininsuffix „-in“. Für die Segmentierung ergeben sich so **mehrere Versionen**:

???	Beamter/in
	Beamt/er/in
oder	Beamt/in

Hier sollte die **Weglassprobe** angewandt werden: Schrägstriche sollten nur zur Anwendung kommen, wenn die beiden entstehenden Wörter nach der Auflösung grammatikalisch korrekt sind, d.h. dass nach Weglassen der weiblichen Endung die vollständige männliche Form übrig bleiben soll.

Weitere Schwierigkeiten ergeben sich, wenn Kongruenzformen wie **Attribute oder Artikel** auftreten:

die/der langjährige/r Mitarbeiter/in
Pro Wort ist nicht mehr als ein Schrägstrich sinnvoll!!!

statt: de/s/r Arbeiter/s/in
besser: der Arbeiterin/des Arbeiters

Wenn sich solche Komplikationen ergeben, ist von dieser Strategie abzuraten und stattdessen auf die Vollform auszuweichen, um die Lesbarkeit der Texte nicht zu beeinträchtigen. Außerdem eignet sich die Lösung mit den Schrägstrichen nicht zum Aussprechen.

Die Beidnennung mittels Schrägstrich stellt Frauen als „Anhängsel“ der maskulinen Grundform dar und macht Frauen nicht im selben Ausmaß sichtbar wie die Vollform. Von Vorteil ist aber die Kürze: Für Textsorten wie Formulare oder Anzeigen, die platzsparend formulieren müssen, kann auf die Beidnennung mittels Schrägstrich ausgewichen werden.

7.3.3. Beidnennung mittels Klammer

Diese Strategie verschärft den Eindruck, die feminine Personenbezeichnung sei zweitrangig und könne weggelassen werden. **Sie ist daher abzulehnen.**

KritikerInnen weisen darauf hin, dass die **Beidnennungen** zu Komplikationen im Satzbau führen können. Dagegen lässt sich einwenden, dass diese Hürde mittels Satzumlagerungen und Umformulierungen überwunden werden kann, indem z.B. auch abwechselnd Neutralformen und Formulierungen im Plural (was Kongruenzformen vereinfacht) zum Einsatz kommen.

7.4. DAS BINNEN-I

Die Idee des großen I für Personenbezeichnungen stammt vom deutschen Autor Christoph Busch, der sie 1981 in einem Buch über freie Radios verwendet hat. Er beschreibt die Entstehung als Verschmelzung des kleinen i der femininen Personenbezeichnungen mit dem trennenden Schrägstrich. Das Binnen-I bedeutet, dass sich die Personenbezeichnung auf Personen beiderlei Geschlechts bezieht, eine Gruppe von ZuschauerInnen kann aus Frauen, Frauen und Männern oder nur aus Männern bestehen. **Im Unterschied zum generischen Maskulinum enthalten Binnen-I-Personenbezeichnungen aber die feminine Endung, was die Sichtbarkeit von Frauen verstärkt. Das große I ist auch ein visuelles Zeichen, das explizit auf seine generische Verwendung hinweist.**

Bildung des Binnen-I

<u>Singular:</u>	maskulin Leser + feminin Leserin	LeserIn
<u>Plural:</u>	maskulin Leser + feminin Leserinnen	LeserInnen

Wenn im Singular der **Artikel** hinzugefügt wird, kann auf den Schrägstrich oder die Beidnennung ausgewichen werden:

die/der LeserIn
die Leserin und der Leser

Das Problem der Kongruenzformen bietet aber auch folgende Lösung: Wenn mit dem Binnen-I schon eine Strategie gewählt wird, die das Femininum bewusst zur Grundform macht, kann dieses Prinzip konsequenterweise auf die Kongruenzformen ausgedehnt werden.

statt: die/der LeserIn
besser gleich: **die** LeserIn
Jede KünstlerIn wird die Anhebung der staatlichen Subventionen begrüßen.

Im Plural gibt es keine Probleme:
die LeserInnen

Einige Formen unterscheiden sich in der Bildung, die Basis der femininen Form ist nicht ident mit der maskulinen Form (siehe Beidnennung mittels Schrägstrich):

z.B. „Expertin/Experte“: hier würde bei der Bildung von „ExpertIn“ das „e“ am Ende der maskulinen Personenbezeichnung wegfallen; ähnlich bei „Ärztin/Arzt“.

Hier muss (im Gegensatz zur Beidnennung mit Schrägstrich, die die Formen deutlich trennt) nicht auf die Beidnennung in Vollform ausgewichen werden, in diesen wenigen Ausnahmefällen kann ruhig die feminine Form herangezogen werden. Das Binnen-I als visuelles Ausrufzeichen macht ohnehin auf den ersten Blick darauf aufmerksam, dass die feminine und die maskuline Form zusammen in einer neuen Personenbezeichnung vereint sind, die in echter generischer Funktion beide Geschlechter meint.

- **Das Binnen-I ist eine kurze, praktische Form,**
es ist also ökonomischer in der Anwendung als die Beidnennung, und im Gegensatz zu Varianten mit Schrägstrich oder Klammer stellt es Frauen nicht als „Anhängsel“ der maskulinen Form dar.
- **Das Binnen-I ist ein visuelles Ausrufzeichen,**
hebt sich in Texten gut ab und verweist mit dieser optischen Akzentuierung auch auf den inhaltlichen Kontext: „Diesem Text ist geschlechtergerechte Sprache ein Anliegen!“. Das große I ist im Gegensatz zum generischen Maskulinum ein echtes generisches Zeichen.
- **Die Verwendung des Binnen-I verweist auf einen bestimmten politischen Kontext,**
es ist ein „Aushängeschild“ der Forderung nach Gleichbehandlung der Geschlechter und des sozialen Umdenkens. Es wird demokratisch verwendet, nicht bürokratisch verordnet.
- **Die flüssige Aussprache ist möglich,**
beim Lesen ergibt sich das Femininum als generische Form. Wer das unbedingt vermeiden will, kann eine besondere Betonung verwenden oder einfach darauf hinweisen: „Hier handelt es sich um KonsumentInnen mit großem I.“

7.5. INDEFINITPRONOMINA JEDER, KEINER, JEMAND, NIEMAND, MAN, WER

Auch im Bereich der Indefinitpronomina sollte die generisch maskuline Form zugunsten einer femininen oder geschlechtsneutralen überdacht werden. Das Formulieren im generischen Maskulinum kann teilweise zu absurden Formulierungen führen:

Die Schwangerschaft ist bei *jedem* ein bisschen anders.
Wer hat *seinen* Lippenstift im Bad vergessen?

jeder und **keiner** haben feminine Formen: **jede** und **keine**

jemand, niemand, man, wer

verlangen aus streng grammatikalischer Sicht „**sein**“ als Possessivpronomen

*Wer **seine** Unterlagen vergessen hat ...*

und

„**der**“ als Relativpronomen

*Jemand, **der** dabei war ...*

Lösung: Die Possessiv- und Relativpronomina können im Sinne der Beidnennung erweitert angeführt werden.

*Wer **ihre oder seine** Unterlagen vergessen hat ...*

*Jemand, **die oder der** dabei war ...*

statt *jemand* kann *eine/r* gesagt werden,

statt *niemand* *keine/r*

statt *jeder* *jede/r* oder *alle*

jemand und **niemand** können aber auch als **Neutrum statt als Maskulinum** interpretiert werden:

*Sie blickte rasch nach beiden Seiten, ob ihr **jemand Verdächtiges** auffiel.
Vielleicht kann **jemand anderes** etwas damit anfangen.*

Possessivpronomina können auch **feminisierend** eingesetzt werden:

„Wer **ihre** Aufgabe nicht macht, die [...]“

Das Relativpronomen in Wer-Konstruktionen kann auch weggelassen werden:

statt: Wer das nicht akzeptiert, der muss selbst etwas vorschlagen.

besser: Wer das nicht akzeptiert, muss selbst etwas vorschlagen.

Auch das Indefinitpronomen „**man**“ ist ein generisches Maskulinum:

Der Dativ von „man“ wird mit „einem“, der Akkusativ durch „einen“ ersetzt:

„Je länger man arbeitet, desto klarer wird **einem** der Ablauf.“

Feministinnen ersetzen schon lange das „**man**“ durch das kleingeschriebene „**frau**“, was sich besonders für den Einsatz in frauenspezifischen Zusammenhängen eignet. Das **Pronomen „man“** kann aber auch durch

- „ich, wir, Du, Sie“
- Passivkonstruktionen
- direkte Anrede
- Formulierungen mit „lassen“ oder
- konkretere Formulierungen vermieden werden.

7.6. FEMINISIERUNG: DAS GENERISCHE FEMININUM

Eine andere Lösung ist, analog zum generischen Maskulinum das Femininum als generische Form zu benutzen. In dieser Verwendung ist nicht die maskuline Form generell für Personen, ungeachtet ihres Geschlechts, gültig, sondern die feminine Form. Da diese Strategie die Möglichkeit zur Bevorzugung von Frauen bietet, entspricht sie dem Grundsatz der **positiven Diskriminierung**. Die Feminisierung kann als kurzfristige Strategie für eine Zeit der Überbrückung zwischen der derzeit vorherrschenden frauenfeindlichen Praxis und einer für die Zukunft erhofften Gleichbehandlung der Geschlechter verwendet werden. Ein Text, der im generischen Femininum formuliert ist hat „**eye-catcher**“-Funktion. Der Forderung nach geschlechtergerechter Sprache ist so ein hoher Grad an Aufmerksamkeit sicher. So wird durch die Feminisierung Männern vor Augen geführt, was es bedeutet, nicht dem natürlichen Geschlecht entsprechend angesprochen zu werden, sondern „mitgemeint“

zu sein und aus dem Kontext entschlüsseln zu müssen, ob eine grammatikalisch feminine Form als generisches Femininum zu verstehen ist oder nur auf Personen weiblichen Geschlechts referiert. Diese Strategie kann auch zu Kontroversen führen, die aber dafür genutzt werden können, das Thema geschlechtergerechte Sprache zu diskutieren. Letztlich ist es eine persönliche Entscheidung, ob mit einer provokanten Form auf die Benachteiligung von Frauen hingewiesen werden soll, oder ob eine neutralere Strategie mit höherer Akzeptanz gewählt wird.

Die Feminisierung kann immer dann angewendet werden, wenn es besonders wichtig ist, auf die Teilnahme von Frauen hinzuweisen oder wenn überwiegend Frauen betroffen sind (z.B. Karenzgeldbezieherinnen). Manchmal empfiehlt sich die Kombination mit einer Fußnote, die darauf hinweist, dass sich die femininen Formen auf beide Geschlechter beziehen. An dieser Stelle sei nochmals auf die Alternative des Binnen-I als markiertes generisches Femininum verwiesen: Gesprochen hat es dieselbe Form wie ein generisches Femininum.

8. BESONDERHEITEN DER MASSENMEDIEN

Massenmedien sind eine Schnittstelle zwischen Sprache und Realität: Medien konstruieren für ihre RezipientInnen einen Teil ihrer Realität, der auch ihre eigene Selbstwahrnehmung und ihr Verhalten beeinflusst. Wenn diese Realität durch geschlechtergerechte Sprache vermittelt wird, beeinflusst das die Wahrnehmung der ZuseherInnen, besonders wenn durch statushohe Personen (ModeratorInnen, ExpertInnen) kommuniziert wird.

Medien produzieren auf professioneller Basis geschriebene und gesprochene Texte, die veröffentlicht werden. Auf diese Weise wird Sprache verbreitet. Sprache ist das „Werkzeug“ von JournalistInnen, der bewusste Umgang mit Worten in der täglichen Routine ist für sie eine besondere Nebenwirkung von geschlechtergerechtem Formulieren.

Viele journalistische Texte werden unter Zeitdruck produziert, auch bei der Präsentation herrscht oft Zeit- bzw. Platzmangel. Eine nachträgliche geschlechtergerechte Umformulierung ist sehr zeitaufwändig. Daher ist es sehr wichtig, schon bei der Konzeption eines Textes geschlechtergerechtes Formulieren miteinzubeziehen. Oft wird auch argumentiert, dass geschlechtergerechte Sprache die Texte zu sehr verlängere und kompliziere. Hier lässt sich dagegenhalten, dass es eine Vielzahl von Lösungsmöglichkeiten gibt, die sich untereinander kombinieren lassen. Manche davon verkürzen Texte sogar, außerdem werden sie oft besser verständlich.

Durch das explizite Miteinschließen von Frauen durch weibliche Personenbezeichnungen ergibt sich auch der Vorteil, dass diese wichtige Zielgruppe gezielt adressiert werden kann. Für manche Texte kann es auch genügen, einmal eine

Beidnennung und anschließend Neutralformen zu verwenden bzw. auf Handlungen statt auf Personen zu fokussieren.

JournalistInnen sind Profis im kreativen Umgang mit Sprache, daher sind die Anforderungen von geschlechtergerechter Sprache nach einer kurzen Eingewöhnungsphase sicher kein unüberwindbares Hindernis. Wichtig ist aber der Wille, Frauen sichtbar machen zu wollen.

Wenn Frauen und Männer von den Inhalten betroffen sind, wird die symmetrische Bezeichnung von Frauen und Männern und die Sichtbarmachung von Frauen wichtig. Im seltenen Fall, dass nur ein Geschlecht betroffen ist, sind geschlechtsspezifische Personenbezeichnungen – das Femininum für Frauen, das Maskulinum für Männer – das beste Mittel, um klare Informationen zu vermitteln. Für geschriebene Texte bietet sich das Binnen-I als elegante und Platz sparende Strategie an. Gesprochene Sprache weist gegenüber geschriebener Sprache einige Besonderheiten auf, von denen manche zum Vorteil geschlechtergerechter Formulierungen sein können. So kann bei Unklarheiten nachgefragt werden, um Missverständnissen vorzubeugen. Das explizite Thematisieren von geschlechtergerechter Sprache wird so möglich. Eine bestimmte Strategie, wie das generische Femininum, kann am Beginn eines Redebeitrags vorgestellt werden und somit auf das Problembewusstsein der Angesprochenen wirken. Es ist möglich, so Akzeptanz für ungewohnte Formulierungen zu schaffen oder anfangs vielleicht bewusst zu provozieren – je nach dem, welche Strategie gewählt wird.

Es geht nicht darum, die soziale Realität und somit das Ungleichgewicht zwischen den Geschlechtern abzubilden, sondern eine Veränderung hin zur Gleichbehandlung durch eine bestimmte Darstellung von Frauen und Männern zu bewirken.

9. ANWENDUNG ANHAND VON BEISPIELEN

Die Prinzipien geschlechtergerechter Sprache lassen sich anhand von Beispielen besonders gut veranschaulichen und einprägen. Ich möchte zeigen, dass es nicht schwierig ist, geschlechtergerecht zu formulieren. Es gibt natürlich immer mehrere Strategien, die sich vielleicht je nach Kontext besser oder schlechter eignen. Gerade eine Vielzahl an Alternativen ist für die Verbreitung geschlechtergerechten Sprachgebrauchs am sinnvollsten. Ich hoffe, dass Sie durch diese Beispiele zu eigenen kreativen Lösungen angeregt werden.

Anredeformen, Namen und Titel

sexistisch	geschlechtergerecht	Kommentar
Sehr geehrte Herren,	Sehr geehrte Damen und Herren,	Wenn nicht bekannt ist, an wen ein Schreiben gerichtet ist, müssen Frauen und Männer explizit genannt werden.
Fräulein Meier	Frau Meier	Die Anredeform für weibliche Erwachsene ist <i>Frau</i> (vgl. Erlass des Bundesministers von 1972), die Bezeichnung <i>Fräulein</i> weist auf den niedrigeren gesellschaftlichen Status unverheirateter Frauen hin. Darum fehlt auch die äquivalente männliche Form, weil für Männer Status nicht an Heirat gebunden ist.
Familie Otto Meier	<ul style="list-style-type: none"> • Familie Meier • Familie Anna und Otto Meier 	Anredeformen und Namen werden symmetrisch gebraucht.
Zum Empfang bitten wir Herrn Otto Meier und Gattin	<ul style="list-style-type: none"> • Zum Empfang bitten wir Frau und Herrn Meier • Zum Empfang bitten wir Herrn Otto Meier mit Begleitperson 	Beide Namen müssen genannt werden, aber auch eine neutrale Formulierung bietet sich an.

sexistisch	geschlechtergerecht	Kommentar
Meier, Botschaftssekretär Frau Schmidt, Bibliothekarin	<ul style="list-style-type: none"> • Meier, Botschaftssekretär Schmidt, Bibliothekarin • Herr Meier, Botschaftssekretär Frau Schmidt, Bibliothekarin 	Wird ein Mann nur durch seinen Nachnamen identifiziert, soll auch bei einer Frau so verfahren werden. Wird nur sie als „ <i>Frau</i> “ bezeichnet, legt das nahe, dass sie eine Ausnahmeerscheinung ist und im Gegensatz zum Mann extra hervorgehoben werden muss. Um die Sichtbarkeit von Frauen zu gewährleisten, empfiehlt es sich aber, wenigstens einmal die Vornamen beider Geschlechter anzuführen, gerade wenn die betreffenden Personen nicht populär sind.
US-Präsident Obama und Frau Merkel	<ul style="list-style-type: none"> • Bundeskanzlerin Merkel und US-Präsident Obama • Frau Merkel und Herr Obama 	
Sartre und Simone de Beauvoir	<ul style="list-style-type: none"> • de Beauvoir und Sartre • Simone de Beauvoir und Jean-Paul Sartre 	
<ul style="list-style-type: none"> • Sehr geehrte Frau Doktor Meier • Sehr geehrte Frau Magister Schmidt • Sehr geehrte Frau Professor Müller 	<ul style="list-style-type: none"> • Sehr geehrte Frau Doktorin/Dr.in/Dr.ⁱⁿ Meier • Sehr geehrte Frau Magistra/Mag.a/Mag.^a Schmidt • Sehr geehrte Frau Professorin/Prof.in/Prof.ⁱⁿ Müller 	Titel sollten grundsätzlich in der femininen Form verwendet werden. Ist es nicht möglich, die weibliche Endung hochzustellen (wer mit Word arbeitet: Endung markieren, dann Format – Zeichen – Schrift – Effekte – Hochgestellt), kann auch die Langform oder die abgekürzte Form Abhilfe schaffen. Gerade bei Funktionen mit hohem gesellschaftlichen Status müssen Frauen sichtbar gemacht werden, da diese Identifikationspotential für andere Frauen haben.

Berufs- und Funktionsbezeichnungen

sexistisch	geschlechtergerecht	Kommentar
jeder Lehrer	<ul style="list-style-type: none"> • jede Lehrerin und jeder Lehrer • jede Lehrkraft 	Sind Frauen und Männer gemeint, müssen auch beide sichtbar gemacht werden. Dabei sollte im Sinne des Titanicprinzips auch darauf geachtet werden, die traditionelle Reihenfolge (zuerst Maskulina, dann Feminina) häufiger umzudrehen. Aber auch geschlechtsneutrale Personenbezeichnungen (<i>-kraft</i>) können verwendet werden, wenn beide Geschlechter angesprochen werden sollen.
Wir suchen einen Fachmann.	<ul style="list-style-type: none"> • Wir suchen eine Fachfrau oder einen Fachmann. • Wir suchen eine Fachkraft. 	
alle Studenten	<ul style="list-style-type: none"> • alle Studentinnen und Studenten • alle Studierende 	Gleiche Chancen des Gemeintseins haben Frauen und Männer auch beim Gebrauch neutraler Pluralformen, die aus Partizipien und Adjektiven abgeleitet worden sind. Nur wenn eine Personenbezeichnung wirklich neutral ist, kann durch das Attribut <i>weiblich</i> bzw. <i>männlich</i> spezifiziert werden.
Sing.: kein Betroffener sollte...	Pl.: Betroffene sollten nicht...	
der Versicherte	<ul style="list-style-type: none"> • die oder der Versicherte • die Versicherten • weibliche und männliche Versicherte 	
<ul style="list-style-type: none"> • der Leiter • der Minister • der Vorsitzende 	<ul style="list-style-type: none"> • die Leitung • das Ministerium • der Vorsitz 	Hier wurde statt auf die handelnden Personen auf die Funktion oder Institution fokussiert.

sexistisch	geschlechtergerecht	Kommentar
Frau Müller ist Art-director Broker Analyst	Frau Müller ist Art-directorin Brokerin Analystin	Bei Berufsbezeichnungen, die aus dem Englischen übernommen wurden und die Endungen haben, die deutschen Personenbezeichnungen ähnlich sind, können entsprechende weibliche Bezeichnungen mit der Endung <i>-in</i> gebildet werden.
Frau Meier ist <i>der</i> neue Flight-Attendant Representative Accountant Diskjockey	Frau Meier ist <i>die</i> neue Flight-Attendant Representative Accountant Diskjockey	Wenn die Endung <i>-in</i> zu ungewöhnlich klingt, kann der Artikel zur Sichtbarmachung des Geschlechts beitragen. Im Plural sind diese Berufsbezeichnungen geschlechtsneutral.
die neue Mannschaft	das neue Team	Explizit männliche Kollektivbegriffe sind zu vermeiden, wenn auch Frauen der bezeichneten Gruppe angehören.

Allgemeine Personenbezeichnungen

sexistisch	geschlechtergerecht	Kommentar
der Bürger	<ul style="list-style-type: none"> • die Bürgerin und der Bürger • die BürgerInnen • die Bürger/innen 	Selbstverständlich können auch andere Formen der Beidnennung außer der Vollform sinnvoll sein.
jeder Arbeitslose	<ul style="list-style-type: none"> • jede arbeitslose Person • alle Arbeitslosen 	Auch Umformulierungen zu Neutralformen sind möglich.
der Antragsteller	wer einen Antrag stellt, die oder der... (oder Relativpronomen weglassen)	Neutrale <i>Wer</i> -Konstruktionen erfordern eine Doppelform oder das Weglassen des Relativpronomens.
alle Interessenten	<ul style="list-style-type: none"> • alle Interessierten • alle, die daran interessiert sind • diejenigen, die daran interessiert sind 	Relativsätze zu verwenden statt Personen aufzuzählen ist eine Lösungsmöglichkeit.
nur für Nichtraucher	<ul style="list-style-type: none"> • Rauchen verboten • Bitte nicht rauchen! 	Der Vorteil des Imperativs oder der direkten Anrede ist, dass immer beide Geschlechter angesprochen werden.
<ul style="list-style-type: none"> • der Kranke • der Alte • der Erwachsene 	<ul style="list-style-type: none"> • die Kranken • die Alten • die Erwachsenen 	Sofern es inhaltlich möglich ist, kann der neutrale Plural verwendet werden.
Der Arbeitgeber hat eine Lohnerhöhung beschlossen.	Eine Lohnerhöhung wurde beschlossen.	Passivformulierungen sind eine Möglichkeit. Es ist aber immer darauf zu achten, dass keine Kräfteverhältnisse verschleiert werden.

sexistisch	geschlechtergerecht	Kommentar
Der Abteilungsleiter muss die Vorschriften überprüfen.	Die Vorschriften sind zu überprüfen.	Auch für Konstruktionen mit modalem Infinitiv gilt dasselbe wie für Passiv-Formulierungen. Wenn es für den Kontext wesentlich ist, wer <i>die Vorschriften überprüfen</i> muss, ist diese Möglichkeit ungeeignet.
das Leben unserer Väter	<ul style="list-style-type: none"> • das Leben unserer Vorfahren • das Leben früherer Generationen 	Patriarchal geprägte Ausdrücke und Metaphern sollen vermieden werden.
die Väter des Grundgesetzes	die Verfasserinnen und Verfasser des Grundgesetzes	
Der kluge Mann baut vor.	<ul style="list-style-type: none"> • Kluge Leute bauen vor. • Kluge bauen vor. 	Männer sollen nicht für beide Geschlechter stellvertretend als „Prototypen“ fungieren.
Dieses Dorf wird von Bauern und Fischern bewohnt.	Die Familien dieses Dorfs leben von der Landwirtschaft und dem Fischfang.	
die Österreicher	<ul style="list-style-type: none"> • die österreichische Bevölkerung • in Österreich 	
Der Mensch, er	die Menschen, sie	
Mann und Frau	Frau und Mann	Entgegen der Gewohnheit können auch Frauen an erster Stelle stehen (Titanicprinzip).
er-sie-es	sie-er-es	

Die Pronomen jemand/niemand, jede/r, keine/r, man, wer

sexistisch	geschlechtergerecht	Kommentar
Wir suchen jemand, der uns hilft.	<ul style="list-style-type: none"> • Wir suchen jemand, die oder der uns hilft. • Wir suchen eine Person, die uns hilft. 	Das Relativpronomen, das sich auf <i>jemand</i> bezieht, kann aufgeteilt werden. Auch neutrale Formulierungen sind eine Lösungsmöglichkeit.
Niemand darf wegen seines Geschlechts diskriminiert werden.	<ul style="list-style-type: none"> • Niemand darf wegen ihres oder seines Geschlechts diskriminiert werden. • Niemand darf aufgrund der Geschlechtszugehörigkeit diskriminiert werden. 	
<ul style="list-style-type: none"> • Sie blickte rasch nach beiden Seiten, ob ihr <i>jemand Verdächtiger</i> auffiel. • Vielleicht kann <i>jemand anderer</i> etwas damit anfangen. 	<ul style="list-style-type: none"> • Sie blickte rasch nach beiden Seiten, ob ihr <i>jemand Verdächtiges</i> auffiel. • Vielleicht kann <i>jemand anderes</i> etwas damit anfangen. 	<i>Jemand</i> und <i>niemand</i> können aber auch als Neutrum statt als Maskulinum interpretiert werden.
Da gab es keinen, der helfen wollte.	<ul style="list-style-type: none"> • Da gab es keinen oder keine, <i>die</i> helfen wollte. • Da gab es niemand, die oder der helfen wollte. 	Im ersten geschlechtergerechten Beispiel wurde die männliche Form bewusst vor die weibliche gesetzt, anschließend wurde mit dem weiblichen Relativpronomen auf das zuletzt genannte Genus referiert. Im zweiten Fall wurde <i>keiner</i> durch <i>niemand</i> ersetzt und im Nebensatz das weibliche und das männliche Relativpronomen verwendet.

sexistisch	geschlechtergerecht	Kommentar
Jeder hat dazu beigetragen.	Alle haben dazu beigetragen.	Der neutrale Plural <i>alle</i> kann <i>jeder</i> ersetzen.
jeder Vierte	jede vierte Person	Geschlechtsneutrale Personenbezeichnungen (wie <i>Person</i>) sind eine gute Alternative.
Wer nichts weiß, der muss alles glauben.	Wer nichts weiß, muss alles glauben. Wer nichts weiß, die oder der muss alles glauben.	Auf das Relativpronomen kann verzichtet werden, es können aber auch beide Formen angeführt werden.
Wer hat seinen Bikini vergessen?	Wer hat ihren Bikini vergessen?	Das Possessivpronomen kann feminisiert werden, es können aber auch die feminine <i>und</i> die maskuline Form verwendet werden.
Wer hat seinen Rucksack vergessen?	Wer hat ihren oder seinen Rucksack vergessen?	
Man sollte darauf achten,	Wir sollten darauf achten,	Das unbestimmte Pronomen <i>man</i> kann durch einfache Alternativen ersetzt werden, hier die 1. Person Plural <i>wir</i> .
Man sollte sich regelmäßig untersuchen lassen.	Sie sollten sich regelmäßig untersuchen lassen.	Durch das direkte Adressieren von Personen wird mehr Nähe hergestellt.
Man muss das Gerät lediglich anschließen.	Das Gerät muss lediglich angeschlossen werden.	Der Gebrauch des Passivs kann sinnvoll sein.
Dieser Gefahr kann man vorbeugen.	Dieser Gefahr lässt sich vorbeugen.	<i>man</i> kann durch Formulierungen mit <i>lassen</i> vermieden werden.
Wo kann man sich als Frau für einen Selbstverteidigungskurs anmelden?	Wo kann frau sich für einen Selbstverteidigungskurs anmelden?	In frauenspezifischen Zusammenhängen empfiehlt sich das neue Pronomen <i>frau</i> .

Stereotype Darstellungen

sexistisch	geschlechtergerecht	Kommentar
Ärzte und Krankenschwestern streikten.	<ul style="list-style-type: none"> • Medizinische Leitung und Pflegepersonal streikten. • Ärztinnen und Ärzte sowie das Pflegepersonal streikten. 	In Texten mit fiktiven Personengruppen sollten Konstruktionen vermieden werden, die eine Hierarchie zwischen Männern (hoher Status) und Frauen (niedriger Status) nahe legen. Das gilt besonders für Schulbücher.
Schwester Christa arbeitet in der chirurgischen Abteilung.	Dr. ⁱⁿ Christa Müller leitet die Intensivstation.	
Herr Müller war Generaldirektor, seine Frau Kindergärtnerin.	Frau Dr. ⁱⁿ Müller ist Mikrobiologin, ihr Mann war Volksschullehrer.	
Otto baut ein Vogelhaus, Anna hilft ihm dabei.	Anna und Otto bauen gemeinsam ein Vogelhaus.	Frauen dürfen nicht nur in dienender oder unterstützender Position beschrieben werden.
Hans ist ein begnadeter Regisseur und fährt in seiner Freizeit oft Rad, und seine Frau, eine bezaubernde Rothaarige, kümmert sich um den riesigen Garten.	Eva ist Architektin, Hans ist Regisseur. Sie hat den Garten ganz alleine angelegt, ihr Mann hat sich währenddessen lieber um die Kinder gekümmert. Zusammen unternehmen sie gerne ausgedehnte Radtouren.	Auf Frauen wird oft nur mit Äußerlichkeiten oder sozialen Skills Bezug genommen, während Männer als leistungsfähig und intelligent geschildert werden.
Ihr Mann hilft im Haushalt mit.	<ul style="list-style-type: none"> • Seine Frau hilft im Haushalt mit. • Sie machen die Hausarbeit gemeinsam. 	Traditionellen Rollenbildern kann aktiv entgegengewirkt werden.

13.3. Abstract (Zusammenfassung)

Das Thema der Diplomarbeit ist geschlechtergerechte Sprache. Sprache wird zunächst als eine gesellschaftliche Bedingung verortet, die uns gegenseitige Verständigung ermöglicht und unser Bewusstsein, unsere Wahrnehmung von der Welt prägt. Sprache reflektiert gesellschaftliche Machtstrukturen und unterliegt einem ständigen Veränderungsprozess. Zwischen Geschlecht, Macht und Sprache gibt es Wechselwirkungen – Männer haben in unserer Gesellschaft mehr Macht, das äußert sich natürlich auch in der Sprache: Wie ist Sprache konstituiert, wie wird über Frauen und Männer gesprochen, wie gebrauchen Frauen und Männer Sprache?

Die Forderung nach sprachlicher Gleichbehandlung ist als Teilaspekt der Forderung nach Gleichbehandlung der Geschlechter zu sehen: Kritik an bestimmten Lebensverhältnissen wirkt sich auch auf die Sprache aus. Frauen wurden lange sprachlich diskriminiert, ausschließlich in Abhängigkeit von Männern dargestellt oder gänzlich unsichtbar gemacht. Personenbezeichnungen im generischen Maskulinum führen dazu, dass Frauen weniger Identifikationsmöglichkeiten haben. Im Bereich der Gesetzessprache wurde Frauen ihre Rechte durch Formulierungen im generischen Maskulinum vorenthalten. Die feministische Linguistik wehrt sich gegen dieses androzentrische Modell der Sprache und schlägt verschiedene Strategien (Beidnennung, Neutralformen, Binnen-I, generisches Femininum) vor, um die Machtverteilung zugunsten von Frauen zu beeinflussen. Die Grundprinzipien der geschlechtergerechten Formulierungen sind das explizite Sichtbarmachen von Frauen und die sprachliche Symmetrie zwischen Frauen und Männern. Im Rahmen der Diplomarbeit werden bestehende Leitfäden vorgestellt und kommentiert.

Massenmedien sind als Schnittstelle zwischen Sprache und Realität zu sehen, Medien konstruieren für ihre RezipientInnen einen Teil der Realität. Wird diese Realität durch geschlechtergerechte Sprache vermittelt, beeinflusst das die Wahrnehmung der ZuseherInnen, besonders wenn durch statushohe Personen (ModeratorInnen, ExpertInnen) kommuniziert wird.

Die empirische Untersuchung beschäftigt sich mit der Haltung des ORF zu geschlechtergerechter Sprache bzw. sprachlicher Gleichbehandlung, zu diesem Zweck wurde Dr.ⁱⁿ Monika Rupp, Gleichstellungsbeauftragte des ORF, interviewt. Anhand der Sendung „konkret – das ServiceMagazin“ wird ein Produkt des ORF im Hinblick auf die einzelnen Strategien von geschlechtergerechter Sprache untersucht. Für die Redaktion von „konkret“ ergeben sich daraus Empfehlungen, außerdem habe ich einen eigenen Leitfaden zusammengestellt, der auf dem theoretischen Teil meiner Arbeit basiert und der in der Redaktion verteilt werden soll.

13.4. Lebenslauf

Name: Leyla Movahedi

geboren: am 06.09.1977 in Mödling, NÖ

Staatsbürgerschaft: österreichisch

Bildungsweg:

1984-1988: Volksschule in Vösendorf

1988-1996: BRG in Wien 12, Singrienergasse 19-21

22.06.1996: Matura

1997-2009: Publizistik- und Kommunikationswissenschaft/Kunstgeschichte an der
Universität Wien

universitäre Tätigkeit:

SOSE 2001: Leiterin des begleitenden Tutoriums zur Lehrveranstaltung „Feministische
Filmtheorie als Kritik visueller Kommunikation“ von Johanna Schaffer am
Publizistik-Institut

derzeitige berufliche Tätigkeit:

seit 2003: als freie Mitarbeiterin beim ORF, zunächst als Kabelhilfe, dann auch als
Inspizientin, Kameraassistentin und MAZ-Assistentin